Polem. 1354 7

Humbold

S
<36625239830010
<36625239830010
Bayer. Staatsbibliothek

27

Kampf und Sieg

oder

Betrachtungen

über die

Ereignisse unserer Zeit,

mit

Rückblicken auf die Vergangenheit.

Zur

Ermunterung der Trägen, zur Bevestigung der Wankenden, zur Beruhigung der Verzagten

herausgegeben

von

Robert Humbold.

Erster Theil: Kampf.

Leipzig, 1833.
Bei C. H. F. Hartmann.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die
Lutherbrille
für
Vergangenheit und Gegenwart,
oder
Kampf und Sieg
in Bezug
auf
Papismus, Jesuitismus, Rationalismus
und Absolutismus.

Zur
Ermunterung der Trägen, zur Bevestigung der
Wankenden, zur Beruhigung der Verzagten

herausgegeben
von
Robert Humbold.

Erster Theil: Kampf.

Leipzig, 1833.
Bei C. H. F. Hartmann.

Seinen

evangelischen Glaubensgenossen

so wie

allen freisinnigen Katholiken

widmet diese Schrift

mit

inniger Achtung und Liebe

der Verfasser.

16700.

Vorwort.

„Das Alte ist vergangen, siehe, es ist Alles neu geworden.“
(2. Korinth. 5, 17.)

An diesen biblischen Ausspruch werden wir unwillkührlich erinnert, wenn wir die Ereignisse der nächsten Vergangenheit und die Anstalten der Gegenwart für die Zukunft mit Ernst betrachten. Wir stehen unläugbar an der Schwelle einer neuen Zeit. Ueberall zeigt sich eine ungewöhnliche Aufregung, die durch alle Stände verbreitet ist; überall treten freimüthige Ansichten, Behaup-

tungen, Wünsche, Ansprüche hervor, von denen man sonst selten, oder nie etwas vernahm, und die man auf verschiedene Art zu begründen und geltend zu machen sucht; fast überall bemühet man sich, das Veraltete, das Untaugliche zu beseitigen, und die Verhältnisse besser, zeitgemäßer zu gestalten. Einen solchen Uebergang vom Alten zum Neuen müssen nothwendig Erschütterungen und Kämpfe bezeichnen, indem es nie an Menschen fehlt, die vest an Jenem halten, und Dieses mit aller Kraft bestreiten, auch Manche wol zu rasch die günstige Veränderung herbeiführen wollen, und sich aus Uebereilung in den Maßregeln vergreifen. Diese Kämpfe, bei denen sich die Forderungen und Hoffnungen oft durchkreuzen, bringen anfänglich immer einen Zustand der Verwirrung hervor, weil in ihnen die alte Ordnung meistentheils früher untergeht, als die neue gefunden und vestgestellt ist. Da kann es nun leicht geschehen, daß man den allgemeinen Zwecken, welche erreicht werden sollen, seine individuellen Absichten unterschiebt, und, indem man sich mit diesen angelegentlich beschäftigt, jene gar nicht, oder doch nicht genau kennen lernt. Es kommt aber bei einer neuen Gestaltung der Dinge ungemein viel darauf an, daß Jedermann wisse,

wovon es sich eigentlich handle, und welches das Ziel sei, worauf die gemeinschaftlichen Bestrebungen gerichtet werden müssen; denn man muß hierüber im Klaren sein, ehe man mit Kraft, Eifer und Erfolg die Ausführung des großen Werks beginnen, oder an derselben theilnehmen kann.

So wußte Luther, was er wollte, als er zu einer wundervollen Regeneration der Kirche und des Staats Veranlassung gab. Der Religion ihre fast verlorenen Rechte zurückzugeben, das Bibelwort über Menschensatzung zu erheben, die Tugend von den, damals sogenannten, guten Werken zu sondern, und ihre ewige, unauflösbare Verbindung mit einem ächtevangelischen Sinne zu zeigen, der herrschenden Rohheit und Verwilderung zu begegnen, und die Irrthümer zu entkräften, welche die Lasterhaftigkeit und Gottlosigkeit begünstigten: das war's, wofür er arbeitete, kämpfte, duldete; dies war das erhabene Ziel, welches er nie aus den Augen verlor, und nach dessen Erreichung er mit der ihm eignen Beharrlichkeit, Lebhaftigkeit und Unerschrockenheit strebte.

Seine Reise nach Rom (1510) belehrte ihn von dem Sittenverderben, das sich auf und um den päpst-

lichen Stuhl gelagert hatte; er sah, wie Leo X. prunkte und schwelgte, wie die katholischen Priester sich jede Ausschweifung erlaubten, wie das Volk durch Sittenlosigkeit und Laster seinen geistlichen Hirten nachahmte, und überzeugte sich, daß eine Reform an Haupt und Gliedern durchaus nothwendig sei *). Bald darauf gewahrte er in dem abscheulichen Ablaßkrame **) ein vorzügliches Beför-

---

*) Mit Recht behauptete Luther: „er möchte nicht tausend Gulden dafür nehmen, daß er Rom gesehen habe."

**) Man konnte nach der (wahrscheinlich von Papst Johann XXII. zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts aufgestellten) römischen Sündentaxe sowol für alle Vergehungen, als auch für einen Theil derselben Strafbefreiung erkaufen, und nicht nur für die schon begangenen, sondern auch für die noch zu begehenden auf viele Jahre hinaus. Für den dritten Theil der Sünden bezahlte man hundert Groschen, für Kirchenraub und Meineid neun Dukaten, für einen Mord acht Dukaten u. s. w.; Arme konnten für einige Groschen eine Seele aus dem Fegfeuer erlösen. — Tetzel bekam für seine Mühe monatlich neunzig Goldgülden (das Stück über zwei Thaler nach unserm Gelde) und außerdem noch freie Kost; gewiß ein ansehnlicher Gehalt zu einer Zeit, in welcher der Scheffel Korn fünf Groschen, die Elle schönes Tuch acht Groschen u. s. w. galt. Ueberdieß mußte auch der Papst den zufälligen Schaden tragen, den Tetzels Kasse traf, und er verlor also nichts, als ihm Wegelagerer den vollen Geldkasten raubten, nachdem sie

derungsmittel der Verwilderung, und erhob sich kräftig gegen diesen Unfug, als die Wirkungen desselben auch in seiner Gemeinde, und sogar unter seinen Beichtkindern bemrrkbar wurden. Seine Predigten *), besonders seine 95 Streitsätze **),

---

für diese That schon im Voraus Ablaß gekauft hatten. Demohnerachtet blieb dem Papste ein reicher Gewinn; denn Tetzel machte in Dresden, Pirna, Leipzig, Naumburg, Meißen, Annaberg, Chemnitz u. s. w. sehr gute Geschäfte, und brachte allein in Freiberg in zwei Tagen zweitausend Gülden zusammen.

*) Unerschrocken sagte er seinen Zuhörern von der Kanzel herab: „Es ist besser, armen Leuten Almosen zu geben nach Christi Befehl, als solche ungewisse Gnade um Geld zu kaufen. Wer Buße thut sein Lebelang, und bekehrt sich zu Gott von ganzem Herzen, der bekommt die himmlische Gnade und Vergebung aller Sünden, die uns der Herr Christus durch sein Opfer und Blut erworben, und ohne Geld aus lauter Gnade anbietet."

**) „Die predigen Menschentand, welche vorgeben, daß, sobald der Groschen im Kasten klinge, die Seele von Stund an aus dem Fegfeuer springet." (27ster Satz.) „Vor denen soll man sich sehr hüten, welche vorgeben, des Papstes Ablaß sei die höchste und wertheste Gottesgabe, wodurch der Mensch mit Gott versöhnt werde." (33ster Satz.) „Die lehren unchristlich, welche vorgeben, daß bußfertige Menschen weder Reue noch Leid wegen ihrer Sünden bedürfen." (35ster Satz.) „Ein jeder Christ, der wahre Reue und Leid empfindet über seine Sünden, der

erregten allgemeines Aufsehen, und der Federkrieg begann *). Wenn man aber auch zugestehn mußte, daß der Ablaß ein wesentliches Hinderniß christlicher Tugend und Frömmigkeit war, so lag doch die eigentliche Quelle der Verschlimmerung in der damaligen Unwissenheit und Unbekanntschaft mit der heiligen Schrift. Luther suchte und fand diese Quelle, und treu seinem Plane, die christliche Welt über ihre wichtigsten Angelegenheiten aufzuklären, übersetzte er die Bibel in die deutsche Sprache, damit jeder Deutsche selbst lesen und prüfen könne.

---

hat völlige Vergebung seiner Sündenschuld, die ihm auch ohne Ablaß gebühret." (36ster Satz.) „Der Glaube, durch Ablaßbriefe selig zu werden, ist nichtig und erlogen." (52ster Satz.) „Des Papstes Irrlehren vom Ablasse sind Netze, womit man den Reichthum der Menschen fischet." 66ster Satz.) In dem kurzen Zeitraume eines Monats waren diese Sätze durch das ganze christliche Europa verbreitet, „gleich als ob die Engel selbst Botenläufer wären, und trügen sie vor aller Menschen Augen" — schreibt Friedrich Myconius, ein aus dem Franziskanerkloster zu Annaberg vertriebener und der gereinigten Lehre zugewendeter Mönch in seiner Reformationsgeschichte.

*) Gegen Luther schrieb Tetzel, Eck, später Erasmus, König Heinrich VIII. von England u. A., worauf er kräftig und derb erwiderte.

Sobald man dies that (und das thaten Viele, denn der Geist war durch die neubelebten Wissenschaften aus seinem tausendjährigen Schlafe geweckt worden) mußte man die Nichtigkeit des Ablasses und die Thorheit, ihn zu kaufen, erkennen, und die unnütze Waare verschmäh'n.

Allein außer diesem Irrthume waren noch mehrere zu beseitigen, wenn die Finsterniß entweichen, und das evangelische Licht in voller Klarheit erscheinen sollte: darum griff Luther einen nach dem andern an. Die falsche Meinung, daß der Papst ein Statthalter Christi und fast mehr als dieser, zu verehren sei, mußte zerstört werden: darum verbrannte Luther die päpstliche Bannbulle und das kanonische Recht. Die Annahme von sieben Sakramenten war unbiblisch: darum verwarf er sie, und ließ nur zwei gelten. Im Cölibate der Priester entdeckte er die Veranlassung zu der Lasterhaftigkeit, womit sich damals der geistliche Stand befleckte: darum bestritt er ihn faktisch durch seine Verehelichung. Der öffentliche Gottesdienst gewährte keine Erbauung, sondern unterstützte vielmehr den Wahn und Aberglauben: darum gab er demselben eine andere, bessere Einrichtung. Sollte die Chri-

stenheit verständiger, gesitteter, frömmer werden: so mußte besonders das aufblühende Geschlecht einen zweckmäßigen Religionsunterricht erhalten, und die reine Lehre Jesu frühzeitig kennen lernen: darum schrieb er seinen kleinen Katechismus, ein treffliches Lehrbuch für die damalige Zeit. Da er wohl wußte, wie sehr Volksbewegungen und Kriege das Gemüth von der stillen Betrachtung religiöser Gegenstände abziehn: so unterdrückte er schnell die Karlstadt'schen Unruhen, mißbilligte laut und kräftig die Bauernempörung, und ermahnte, so lange er lebte, zum Frieden. Alles, was L u t h e r sprach und schrieb und that, das war auf den Einen Zweck berechnet: die christliche Welt zu erleuchten. Er kannte den Zweck seines Lebens und seiner Thätigkeit; er „lief nicht auf's Ungewisse, und focht nicht wie Einer, der in die Luft streichet" *): darum gelang auch sein herrliches Werk, das schon über dreihundert Jahre besteht, und seinen Namen der spätesten Nachwelt noch verkündigen wird. Er g i n g d u r c h h a r t e K ä m p f e z u m S i e g e. —

*) 1. Korinth. 9, 26.

Indem der Verfasser dieser Schrift das Leben dieses großen Mannes und die Konsequenz seiner Schritte erwog, wurde er zur genauern Betrachtung der Gegenstände geleitet, gegen welche sich jetzt ein fast allgemeiner Kampf erhoben hat. So entstand diese kleine Schrift, worin er seine Ansichten und Wünsche mit der Freimüthigkeit, die dem deutschen Protestanten geziemt, und mit der Glaubensfreudigkeit, die den Bibelfreund beseligt, ausgesprochen hat. Er übergibt sie Euch, seinen christlichen Brüdern, mit der herzlichen Bitte, dieselbe zu prüfen, das nicht genügend Begründete mit Nachsicht zu beurtheilen, und das Gute, welches Ihr etwa darin finden möchtet, zu behalten. Sehr glücklich würde er sich fühlen und Gott danken, wenn sein Schriftchen Einen und den Andern unter Euch in der Wahrheit bevestigte, über die Stürme unserer Zeit beruhigte, und zum besonnenen, redlichen, beharrlichen Kampfe für das Licht ermunterte. Aber im letztern Falle dürftet Ihr freilich den Ausspruch des Apostels Paulus *) nicht vergessen: „So Jemand käm-

*) 2. Timoth. 2, 5.

pfet, wird er doch nicht gekrönet, er kämpfe denn recht!"

Geschrieben während der ersten konstitutionellen Ständeversammlung des Königreichs Sachsen.

Inhaltsverzeichniß.

Vorwort . . . . S. I — XIV.

Erstes Kapitel.

Der Kampf gegen den Papismus . . . S. 1 — 22.

Zweites Kapitel.

Der Kampf gegen den Jesuitismus . S. 22 — 49.

Drittes Kapitel.

Der Kampf gegen den Rationalismus . S. 49 — 68.

Viertes Kapitel.

Der Kampf gegen den Absolutismus . S. 68 — 108.

Beilagen.

Erste Beilage . . . . . . S. 111 — 112.

Zweite Beilage . . . . . . S. 112 — 140.

Dritte Beilage	S. 140 — 141.
Vierte Beilage	S. 141 — 178.
Fünfte Beilage	S. 178 — 181.
Sechste Beilage	S. 181 — 188.
Siebente Beilage	S. 189 — 191.
Achte Beilage	S. 191 — 211.
Neunte Beilage	S. 212 — 217.
Zehnte Beilage	S. 217 — 238.

Erstes Kapitel.

Der Kampf gegen den Papismus.

„Tod der Finsterniß!" las man bei der Beleuchtung Dresdens am 31sten Oktober 1830 an dem Fenster eines katholischen Bürgers *), und diese Inschrift sprach die Ueberzeugung aller seiner aufgeklärten Glaubensbrüder, namentlich der hundert und sieben und zwanzig freisinnigen Katholiken aus, die der wohlbegründeten Meinung sind, daß ihre Kirche des wahren Lichts, welches Jesus Christus und die Apostel verbreitet haben, erst dann theilhaftig werden könne, wann sich die Glieder desselben von den Sklavenketten der Hierarchie befreien, und zur Unabhängigkeit von Rom erheben. Bald zeigte sich, daß jenes kräftige Wort auch in der Provinz mit Beifall vernommen worden war, indem man schon am 19ten December 1830 im Dresdner Anzeiger **) das ächt christliche Bekenntniß eines Katholiken fand, der sich im Stillen über die Erhebung seiner Glaubensgenossen freute. Mehrere muthvolle Streiter für die Wahrheit traten mit offenem Visier in die Schranken, und bekämpften mit Nachdruck den finstern Geist, der die Römlinge beherrscht. Der sehr achtbare Kaufmann Strunz ***) deckte gegen den Pater Kirpal das Unhaltbare papistischer Ansichten auf; die hochzuverehrenden Prediger Girardet und Zscheile legten der katholischen Geistlichkeit Dresdens Gewissensfragen vor, und ein Anonymus gab unter dem Namen „Sixtus" ein inhaltschweres Schriftchen heraus ****).

---

*) s. Dresdn. Anz. Num. 306 vom 2ten Nov. 1830. **) Num. 353. ***) ****) s. Beilage 1.

Denken wir nun an die wackeren Männer, welche seitdem für die Erleuchtung der Christen geschrieben und gehandelt haben; erwägen wir, wie man in Frankreich und Italien sich gegen Roms Zwingherrschaft auflehnt: so muß man gestehen, daß für den päpstlichen Stuhl und die von demselben ausgehende Finsterniß ein verhängnißvoller Zeitpunkt nahet. Der große, segensreiche Kampf, in welchem Martin Luther als unsterblicher Heros voranging, und der in drei Jahrhunderten die Christusbekenner einander feindlich entgegenstellte, nähert sich der Entscheidung. Ob er friedlich, ob er blutig enden wird, weiß Gott allein; doch, wie dem auch sei, ein besseres Verhältniß der Christenheit führt er unfehlbar herbei. Sein Ausgang ruht in der Hand des Allgütigen, der durch die Stürme der Zeit die Völker reinigt und läutert, damit sie ihm Opfer bringen in Gerechtigkeit *). Darum, ihr Freunde des Lichts in allen christlichen Konfessionen, umgürtet Euere Lenden mit Wahrheit, ergreifet den Schild des Glaubens, nehmet den Helm des Heils und das Schwerdt des Geistes, welches ist das Wort Gottes **)! Entwickelt Eure Kräfte und kämpft mit Entschlossenheit, Besonnenheit, Beharrlichkeit und Gottvertrauen für das Licht, Ihr, die Ihr Kinder des Lichts und des Tages seid ***)! Laßt Euch nicht blenden durch die Sophismen der (oft verkappten) Jünger Loyola's, die in Schafskleidern zu Euch kommen, und inwendig reißende Wölfe sind ****). Laßt Euch nicht verführen durch diese unsauberen Geister, die, von Galliens Boden vertrieben, sich eine neue Heimath suchen! Laßt Euch auch nicht das Ziel verrücken von denen, die nach eigner Wahl einhergehen in Demuth und Geistlichkeit der Engel und aufgeblasen sind in ihrem fleischlichen Sinne †)! Haltet vest an Dem, der das Haupt ist, Christus, und waffnet Euch gegen Alles, was mit seiner Lehre, mit seinem Leben im Widerspruche steht!

Damit läßt sich aber nicht vereinigen die usurpirte Würde des römischen Bischofs, als eines Stellvertreters des Welterlösers und als eines Nachfolgers des Apostels Petrus ††). Denn nirgends ist ein Sol-

---

*) Maleachi 3, 3. **) Eph. 6, 14 bis 17. ***) Thessal. 5, 5. ****) Matth. 7, 15. †) Koloss. 2, 18. ††) „Er soll mit derselben göttlichen Ehrerbietung verehrt werden, wie solche dem

cher in den heiligen Schriften angekündigt; nirgends spricht unser Herr von einem Repräsentanten seiner Herrschaft über die Christen, und es ist höchst wahrscheinlich, daß Petrus Rom niemals gesehen hat. Dagegen kann man aus glaubwürdigen Quellen nachweisen, daß Bonifaz **III.** die stolze Benennung eines allgemeinen Bischofs von dem blutbefleckten Kaiser Phokas sich erbeten habe. Und wie könnte man die Päpste, von denen sich Manche zur tiefsten Schlechtigkeit erniedrigten, als Statthalter des himmlischen Reiches betrachten, welches Jesus, der Heilige und Erhabene, gestiftet hat? Wen muß es nicht empören, daß Männer mit diesem Titel prunkten, welche die Christenheit zerfleischten, die furchtbaren Ketzergerichte verordneten, in der Nachtmahlsbulle einen großen Theil der Christusbekenner verfluchten, und nach der schrecklichen Bartholomäusnacht (vom 24sten zum 25sten August 1572) die Ermordung 30,000 unschuldiger Menschen durch Kanonenschüsse von der Engelsburg, durch eine Procession in der Ludwigskirche, durch ein **Te Deum**, und durch das Ausschreiben eines Jubeljahres feierten? Konnten solche Grausame den göttlichen Menschenfreund repräsentiren?

Eben so streitet mit Vernunft und Schrift das Dogma von der Untrüglichkeit des Papstes. „Gott ist wahrhaftig; aber alle Menschen sind Lügner" *) — d. h. täuschbar, dem Irrthume unterworfen. Nun ist ja wol auch der Papst ein Mensch, und kann mithin von den Unvollkommenheiten nicht frei seyn, welche die Menschheit überhaupt an sich trägt. Haben es die römischen Bischöfe nicht faktisch zugestanden, daß sie sich irren können, indem sie die Verordnungen ihrer Vorfahren für unnütz und schädlich erklärten? Hat man nicht den Orden der Gesellschaft Jesu wieder hergestellt, den Clemens **XIV.** aufhob? Können wir, wenn uns nicht alles Gefühl für Sittlichkeit und Religion fremd ist, dem Papste Sixtus **V.** glauben, der in einer Versammlung der Kardinäle dem Mönche Clement **), welcher den König Heinrich **III.**

Heilande, dem Gottgesendeten, gebührt. Er hat die Macht, die heilige Schrift zu verändern, zu vermehren und zu vermindern. Die heilige Schrift ist ein unvollkommener, todter Buchstabe, so lange sie vom Papste nicht erklärt, und dem gemeinen Manne zu lesen nicht verstattet wird." (!!)

*) Röm. 3, 4. Psalm 116, 11. **) Zwei königl. Diener erstachen ihn auf der Stelle, und sein Leichnam ward auf dem Richtplatze von Pferden zerrissen und dann verbrannt.

von Frankreich im Lustlager zu St. Cloud ermordete, eine Lobrede hielt, und ihn mit Judith und Eleazar verglich? War dieser Panegyrikus nicht eben so verwerflich, als die freche Behauptung des spanischen Jesuiten Mariana *): „Durch die Ermordung des Königs hat sich Clement einen unsterblichen Namen gemacht; durch Mord ist Mord gesühnt!“? Friedrich der Große sagt: „Welche Verbrechen der Fanatismus in der Religion bewirkt hat, wissen wir. So lange Fürsten theologische Fesseln tragen, so lange wird die Wahrheit die Völker nicht erleuchten.“

Nicht mehr, als die Untrüglichkeit des Papstes wird der Cölibat der Priester durch das Evangelium begründet. Ihm widerspricht ausdrücklich des Apostels Gebot **), daß ein Bischof unsträflich seyn soll, eines Weibes Mann; ihn verurtheilt die Sitte der frühern Christenheit, deren Lehrer verheirathet waren; ihm widerstrebte man bis in die zweite Hälfte des 11ten Jahrhunderts, als ihn Gregors VII. Schlauheit dem Klerus gesetzlich aufzwang, um diesen unauflösbar an Roms Interessen zu ketten ***); gegen ihn erhoben sich allenthalben, besonders in Deutschland, kräftige Stimmen, und die Christenheit, vorzüglich die katholische, fühlt immer lebhafter das Bedürfniß, von einem eben so widersinnigen, als unerträglichen Joche befreit zu werden. Und wie sollte sie nicht? Ist diese erzwungene Ehelosigkeit nicht ein hochverrätherisches Attentat gegen Frauenwürde, Völkerglück und Natur? Hat sie nicht die größten Ausschweifungen, die frechste Zügellosigkeit, die sträflichsten Verbrechen hervorgebracht? Wurden nicht durch sie sogar Päpste zur Sünde verleitet? Hat nicht Innocenz VIII., der Unvermählte, sechszehn Kinder hinterlassen, und Paul III. den Gemahl seiner, von ihm selbst schwangeren, Tochter vergiftet, um sie allein zu besitzen? Gab nicht diese Ehelosigkeit der Priester Veranlassung, den Tempel und Beichtstuhl zu entweihen? Erlaubte sich nicht ein wohlgenährter geistlicher Herr in D......, gestachelt von sinnlicher Lust, folgendes **Billet-doux**: „Machen Sie mich recht oft so glücklich,

---

*) In dem Buche: De rege et regis institutione. **) Timoth. 8, 2. ***) s. Testament des Papstes Leo XII., nebst den Lehrsätzen desselben — und einigen Specialien zur Beleuchtung der Kosten des katholischen Kultus in Sachsen, besonders in Dresden. Halle, bei Friedrich Ruff, 1830. S. 8. Anm. 7.

Sie in diesem Tempel zu erblicken. Ihre holde Gegenwart wird meine Amtsverrichtungen vielfach versüßen. Amor hat mich tief verwundet, wenn Ihre liebreizenden Blicke den meinigen begegnen" — einem tugendhaften Mädchen, dem Mitgliede einer Pensionsanstalt, im Gotteshause zu überreichen? Wer kann die Laster nennen, die Schandthaten zählen, die Kindermorde berechnen, die der widernatürliche Cölibat erzeugt hat?

Nicht weniger unvernünftig und unchristlich ist der Götzendienst, den man mit Anrufung der Heiligen treibt, indem man sich ihre Fürsprache bei Gott erbittet. Sind solche Vermittler wol nöthig, um unsere Wünsche dem Vater vorzutragen, der selbst schon weiß, was wir bedürfen *)? Sagt nicht Jakobus: „Nahet Euch zu Gott, so naht er sich zu euch!" **?) Haben wir nicht einen Fürsprecher bei dem Vater, Jesum Christum, der gerecht ist ***)? Beten heißt ****): die Gefühle und Empfindungen des eignen Herzens in Verbindung bringen mit dem Gedanken an Gott. Die Menschen beten, wenn im heiligen Tempel der Natur das entzückte Auge die Vaterhand sucht, die hier unsichtbar schafft und waltet. Wir beten, wenn wir mit dankbarer Regung unseres Gemüths gegen den Geber alles Guten uns froh und selig fühlen im Genusse seiner Wohlthaten. Wir beten, wenn unser Blick am heitern Abende sich erhebt zu dem gestirnten Himmel, und wir voll Ehrfurcht und Demuth uns beugen vor dem Ewigen und Unsichtbaren, der Millionen Welten in ihren endlosen Bahnen kreisen läßt, und sie alle mit seiner Vaterhand trägt und leitet. Welches fromme Menschenherz hat nicht schon tausend Mal im Leben so gebetet? Wozu bedarf man dabei der Mittelspersonen? — Eben so entbehrlich sind auch die Schutzheiligen. Denn was hat Neapel seinem Januar, Böhmen seinem Nepomuk, Ungarn seinem Stephan, Mailand seinem Ambrosius, Palermo seiner Rosalie, und der einzelne Katholik seinem besondern Schutzpatrone zu verdanken? Gott ist's, der Alles in Allen wirket!" †) Was können die kanonisirten Verstorbenen nützen? Waren sie nicht Menschen, wie wir, und zum Theil weit schlechter, als wir? Gehört nicht zu ihnen der undankbare und herrsch-

---

*) Matth. 6, 8. **) Jak. 4, 8. ***) Joh. 2, 1. ****) nach Girardet. †) 1 Korinth. 12, 6.

süchtige Gregor VII. (obgleich seine Apotheose nicht allgemein anerkannt wird) und der wüthende Ketzerrichter Pius V.? Es gab nur Einen Hohenpriester, der heilig, unschuldig, unbefleckt und von Sünden abgesondert war *). An diesen wollen wir uns halten, an diesen uns wenden in der Stunde unsers Absterbens, nicht an dessen Mutter, die wir übrigens, wegen ihrer Frömmigkeit und Tugend, ehren.

Und welcher Wahrheitsfreund könnte die Lehre vom Ablaß ertragen, die Papst Clemens VI. im 14ten Jahrhunderte zum Glaubensartikel erhob? Wer könnte es zugestehn, daß die Heiligen mehr Gutes vollbracht hätten, als sie zu thun verpflichtet gewesen wären, und daß der römische Bischof die Macht habe, diesen Ueberfluß an diejenigen abzulassen, die sich durch Geld, Gebete, Bußübungen darum bewerben? Wir finden es wol begreiflich, daß man bei der damals herrschenden Unwissenheit solche Lügen als Dogmen aufstellen konnte; aber daß man es auch in unserer aufgeklärten Zeit noch wagt, die Christen so zu täuschen: das sollte man kaum für möglich halten. Und doch fand man im Jahre 1830 an den Kirchenthüren zu Cöln folgende merkwürdige gedruckte Ankündigungen: „Freitag, den 2ten April, wird in der Hauptkirche zu St. Maria im Capitel mit vollkommenem Ablaß und dreizehnstündigem Gebet gefeiert das Fest der sieben Schmerzen Mariä, als das Fest der Marianisch-schmerzhaften Brüderschaft, wo auch an den dem Feste vorangehenden Feiertagen vollkommener Ablaß zu gewinnen ist. An den übrigen Feiertagen wird die gewöhnliche Andacht gehalten. Wozu alle Christgläubige, besonders die Mitglieder obiger Brüderschaft, hiermit höflichst eingeladen werden.“ — „Einladung zu dem dreitägigen öffentlichen Gebete in der Mariä-Himmelfahrts-Pfarrkirche, wo sich die Kinder des Lichts (?) versammeln, um dem Vater aller Menschen einigermaßen genug zu thun für alle Ausschweifungen, welche die Kinder der Welt bei den bevorstehenden Fastnachtstagen sich erlauben werden. Anfang Morgens 5 Uhr.“ — Wer muß da nicht dem ehrwürdigen Pfarrer Henhöfer, im Großherzogthume Baden, beistimmen, wenn er ausruft: „Wie viel ist in der römisch-katholischen Kirche, was Gott nicht geordnet; wie Vieles ist anders, als es Gott geordnet hat!“?

---

*) Hebr. 7, 26.

Mit dem Allen muß freilich auch wegfallen die, von Innocenz III. auf dem Lateranensischen Concil 1215 bestätigte, Ohrenbeichte, welche dem Priester die unumschränkte Herrschaft über die Gewissen ertheilt; die jetzt gebräuchliche, von Gregor I. ausgebildete Messe, die stille Messe, die Handmesse, die Todtenmesse, wodurch eine erbauliche Anstalt unsers Herrn verunstaltet, der Eigennutz befördert, und dem Pflichteifer eine falsche Richtung gegeben wird *); das Klostergelübde und der Aufenthalt in den Wohnungen des frommen Müssiggangs **), wodurch der Staat thätiger Menschen beraubt, und der Aberglaube genährt wird ***), ehe die Schwesterkirche eine ächtchristliche Gestalt gewinnen kann. Aber nur Muth gefaßt, wackere Streiter des Herrn! Bekämpfet mit männlicher Entschlossenheit und Kraft die Menschensatzungen, welche die Hierarchie zu Eurer Verblendung und Unterjochung ersann, katholische Brüder! Unterscheidet Euch von den Römlingen durch Glauben, durch Rechtthun, durch Liebe. Wir, Protestanten, bieten Euch die Hand, und streben mit Euch nach dem edelsten Zweck. „Unsere Zeit gleicht ungeheure Ungleichheiten aus, und über die Kluft, die zwischen Menschen bevestigt wurde, wirft die Liebe des frommen Herzens die sichere Brücke der Versöhnung ****).

Aber sie ist noch nicht fertig; ach, wann wird die Zeit ihrer feierlichen Einweihung kommen? — Zu St. Pernin du Pinla (einem Marktflecken im Departement der Saone und Loire) starb im Jahr 1828 ein Uhrmacher, protestantischer Konfession, der sich die Achtung aller Mitbürger erworben hatte. Der Bürgermeister des Orts

*) Darauf gründet sich auch die gotteslästerliche Behauptung, daß ein katholischer Priester viel größer sei, als die Mutter Maria selbst, welche den Herrn Christum nur ein Mal geboren, und nichts mehr gebieret; aber ein katholischer Priester opfere und erschaffe den Herrn Christum nicht allein indem er wolle, sondern auch alle Wege, wenn er wolle, ja nachdem er ihn erschaffen, verspeise er ihn auch. — Da muß man wohl mit Hommel sprechen: „Deleantur, ne erroris publici memoria supersit, ne nimium rideant posteri!“ **) s. Beil. 2. ***) Friedrich der Große sagt: „Wo die meisten Klöster und Mönche sind, ist das Volk unfehlbar am dümmsten. Jede Regierung, die sich zur Säkularisation entschließt, wird die Philosophen lieben und die Schriften verbrennen, die den Volksaberglauben und falschen Religionseifer darstellen. ****) s. Licht und Schatten von Karl Baumgarten-Crusius.

verordnete, dem Gesetz gemäß, die Beerdigung desselben auf dem katholischen Gottesacker; aber der Pfarrer widersetzte sich dem Befehle, und ließ die erstarrte Hülle des braven Mannes an einen Ort bringen, wo gewöhnlich das abgedeckte Vieh verscharrt wird. Sogar den treuen Hund, der seinem entschlafenen Brodherrn zur Ruhestätte gefolgt war, gebot der Geistliche zu erschlagen, und mit dem Leichname zu beerdigen. Die Gemeinde murrte laut über die Gewaltthat des finstern Zeloten; allein dafür vernahm sie am nächsten Sonntage darauf, unter heftigem Donner gegen die, welche sich den gerechten Tadel erlaubt hatten, von der Kanzel herab die menschenfreundliche (!) Versicherung, „daß, wenn der Kirchhof durch den Körper eines Protestanten verunreinigt worden wäre, man vor den ersten dreißig Jahren keinen Katholiken auf demselben hätte begraben können.“ Die höhere Behörde, zu spät von dem skandalösen Vorfalle unterrichtet, verfügte sich an Ort und Stelle, um die Thatsache, Behufs weiterer Entschließung, zu Protokoll zu nehmen. — Das geschah in Frankreich, wo man nach Karls X. Entthronung den 6ten Artikel der Charte, der die römisch-katholische Religion für die Staatsreligion *) erklärte, strich, und dafür das thatsächliche Verhältniß setzte, daß sie die Religion der Mehrheit der Franzosen sei; in Frankreich, wo der Deputirte Eusebius Salverte mit Recht erinnerte, daß diese Bezeichnung vielleicht in zehn Jahren nicht mehr zutreffen, daß dann die neue Charte eine Lüge ent-

---

*) Friedrich der Große urtheilt so: „Betrachtet man die Religion von Seiten der Staatsklugheit: so ist die protestantische den Republiken und Monarchieen am allerangemessensten. Sie verträgt sich am besten mit dem Geiste der Freiheit, der das Wesen der ersteren ausmacht; in Monarchieen ist sie, da sie von Niemandem abhängt, gänzlich der Regierung unterworfen. Die katholische Religion hingegen bildet in dem weltlichen Staate des Fürsten einen geistlichen, allmächtigen, durch Komplotte und Ränke aller Art furchtbaren Staat. Ihre Priester, welche die Gemüther beherrschen, und nur den Papst als Oberherrn anerkennen, haben mehr Herrschaft über das Volk, als dessen weltlicher Regent, und durch die Geschicklichkeit, die Sache Gottes mit dem Ehrgeize der Menschen zu vermischen, ist der Papst oft mit den Fürsten in Streitigkeiten über Dinge gewesen, die ganz und gar nicht in das Gebiet der Kirche gehören.“ — Der König der Franzosen, Ludwig Philipp I. erklärte einer Deputation der evangelisch-protestantischen Gemeinde zu Paris, daß er ihrem Glaubensbekenntnisse ganz besonders hold sei.

halten könne, und daß es mithin besser und konsequenter sei, diese historische Bestimmung ganz wegzulassen *). Ist nun selbst in dem Lande des freiesten Denkens, wo man die Gallikanischen Artikel hat, und des Papstes Aussprüche nicht für unverbesserlich hält, das Licht noch nicht bis zur Priesterschaft hindurchgedrungen: wie dürfte man das in andern katholischen Gegenden erwarten?

Davon macht allerdings die katholische Geistlichkeit Schlesiens (bis auf den Oberhirten) eine rühmliche Ausnahme, wie die beiden unten angezeigten Schriften beweisen **). Sie bat um den freien Gebrauch der Bibel und um Verbesserung der Liturgie; allein der Fürstbischof von Schimonsky fand es zweckgemäß, am 18ten Januar 1827 ein Umlaufschreiben an die gesammte Diöcesan-Geistlichkeit des Bisthums Breslau zu unterzeichnen, worin er, durchdrungen von Schmerzgefühl über sträfliche Machinationen, gebot, auf dem Wege der (papistischen) Ordnung und Gesetzlichkeit zu bleiben, und durch Verführer (?) sich nicht irre leiten zu lassen. Ja, er soll sogar, nach erhaltenem Berichte von der durch diese Schriften bekannt gewordenen Stimmung seiner Heerde, die Hülfe des weltlichen Arms verlangt haben; aber weder der Oberpräsident Merkel, noch die Behörden zu Berlin hielten es für angemessen, dieser Aufforderung zu entsprechen, und die edle Regung der Gemüther unterdrücken zu helfen. Man sieht daraus, daß manche Bischöfe noch nicht im Geiste Jesu ihren Diöcesen vorstehen, daß Manche mehr der Selbstsucht und dem Ehrgeize, als Gott und dem Erlöser dienen, und, als Satelliten des römischen Oberhauptes, weder die Bedürfnisse der Schafe zu befriedigen, noch die Gebote des wahrhaft guten Hirten zu befolgen suchen. Diese Männer scheuen die Aufklärung so sehr, wie die Päpste die Synoden, welche vom Concil im Lateran (um's Jahr 1123) bis zu dem in Trient oft genug das Nothgeschrei wiederholten: „Reform an Haupt und Gliedern!"

---

*) General Sebastiani behauptete den 26. Februar 1827 in der Deputirtenkammer, daß in der Gegend von Lyon mehr als 3000 Katholiken den Protestantismus angenommen hätten.

**) Erster Sieg des Lichts über die Finsterniß in der katholischen Kirche Schlesiens. Hannover 1826. Die katholische Kirche Schlesiens, dargestellt von einem katholischen Geistlichen. Nebst einem Anhange, einige Wünsche eines vieljährigen Seelsorgers enthaltend. Altenburg 1826.

Ist nun aber namentlich in Deutschland der Heerd des Feuers, an welchem sich die römische Politik zu verbrennen fürchtet; so darf man es jenem ängstlichen Pater in Straßburg nicht verargen, daß er sich gegen den, vor mehrern Jahren in Paris vergifteten, geheimen Legationssekretair R. folgendermaßen vernehmen ließ: „Wenn wir ruhig zusehen wollten, wie die Fürsten Deutschlands von den Apostaten, Freigeistern und eifrigsten Rednern der Protestanten gegen uns aufgereizt, wie ihnen der Katholicismus, das Papstthum, alle Lehren der (römisch) katholischen Kirche als eine Erfindung despotischer Hierarchie, als ein Werk des Aberglaubens und der Finsterniß, nicht als eine Religion der Liebe, sondern als eine Religion der Furcht und des Schreckens, als ein zur Unterdrückung der Vernunft und des freien Aufschwungs geistiger Kultur ersonnener Götzendienst geschildert und dargestellt werden: gewiß, es würden bald ähnliche Gesetze, wie in England *), auch in Deutschland erfolgen. Aber dahin soll es nicht kommen; wir wissen diesen Anfeindungen entgegen zu arbeiten, und haben bereits so viel Einfluß an protestantischen Höfen gewonnen, daß unsere erbittertsten Gegner endlich ihre giftigen Federn wegwerfen werden, wenn sie sehen, daß sie nicht uns, sondern sich selbst den größten Schaden zufügen. Die Jesuiten, deren Orden sich neu gestaltet hat, die man in Deutschland so sehr hasset und verfolgt, haben einen weit höhern und heiligern Beruf, als man glaubt, und erst künftige Geschlechter werden das Gute einsehen, das sie stiften; denn die schönsten Beweise liegen vor uns, wie sie ihren Zweck zu verfolgen wissen.“ (!)

Doch so lange, als der Grundsatz vestgehalten wird: „daß nicht von Laien, sondern nur von den Vorstehern der Kirche Aenderungen ausgehen dürfen“ **), haben die Römlinge nichts zu besorgen. Das lehrt die Vergangen-

---

*) Die Königin Elisabeth von England gebot, daß diejenigen, welche Jemanden zur katholischen Religion wieder zurückführten, des Hochverraths schuldig sein sollten. — Und ein Generalprokurator in Irland erklärte in einer Parlementssitzung: daß alle von der Staatsreligion (der protestantischen) abweichende Religionen (in Irland leben gegen 6 Millionen Katholiken) zerstört werden müßten. **) Num. 333 Dresdn. Anz. 1830 als Antwort auf die Reformationsvorschläge in den Denkwürdigkeiten für Sachsen. Num. 46. 1830.

heit. Was that der Erzbischof von Mainz, als Luther ihn flehendlich bat, dem ärgerlichen Ablaßkrame zu steuern, damit derselbe nicht der Kirche zum merklichen Schaden gereiche? Er gab darauf gar keine Antwort. Was that der Bischof von Brandenburg, an den sich der ehrwürdige Reformator mit gleicher Bitte wendete? Er schrieb an Luthern, daß er still halten solle; denn es wäre eine große Sache. Was blieb nun dem muthigen Verfechter der evangelischen Wahrheit und seinen kräftigen Genossen übrig? Sie mußten selbst die nothwendige, heilsame Veränderung anregen und durchführen. Daß auch jetzt vom römischen Stuhle und dessen treuen Anhängern für die Verbreitung des Lichts keineswegs Etwas zu erwarten steht, beweist die Geschichte der neuern Zeit. So wurde der katholische Pfarrer, Richard Norris, in Lancashire, von dem Pfarrer, Whittaker, zu Blackburn, vergebens eingeladen, über die Grundsätze beider Kirchen öffentlich zu disputiren. Nach mehrfachem Briefwechsel schrieb der Erstere an Letzteren: „Bekehrung ist das Werk Gottes allein, und seine Wege sind verschieden von denen der Menschen. Außer der katholischen Kirche kein Heil.“ Was hat also jetzt der Christ zu thun, der unter seiner Mitwelt gern ächte Aufklärung fördern möchte? Das sagt ihm D. Tischer*), indem er spricht: „Merke dir es, guter Freund! ist die Sache moralisch-nothwendig — denn das ist die Hauptsache — und wegen der Umstände nicht unmöglich: dann greife sie mit Umsicht, aber nur getrost, und zwar von allen Seiten an! Laß nur nicht ab, und werde nicht müde! „Nur frisch an's Werk!“ wie unser herrlicher Luther sagt. Erschrick nur nicht vor Schwierigkeiten, wie Kinder vor Gespenstern erschrecken!“ So handelt auch Ihr, christlich-katholische Brüder, die Ihr Euch der reinen Religion Jesu zuwendet! Seid Ihr auch Laien, und nicht bekannt mit den Spitzfindigkeiten einer römischen Dogmatik: so könnt Ihr doch Wahrheit und Irrthum, Christi Lehre und Menschenwahn wohl unterscheiden, und wenn ihr für jene mit Entschlossenheit und Beharrlichkeit streitet, so werdet Ihr Priester vor Gott **), und bringt ihm wohlgefällige Opfer.

Ob Ihr Euren Zweck erreichen, den Erfolg Eurer Be-

---

*) s. dessen Rede bei der Einweihung des neuen Schulhauses in Plauen, den 17ten April 1815. **) Offenb. Joh. 1, 6.

mühungen erblicken, und von Eurer Mitwelt Dank dafür empfangen werdet? läßt sich freilich nicht voraussehen; ist denn das aber auch nöthig? Findet nicht der verständige Christ im Bewußtseyn der geübten Pflicht den schönsten Lohn? Hat uns nicht eine fromme Vorwelt belehrt, daß ein guter Streiter Jesu Christi *) sich selbst vergessen muß, und ist's nicht erwiesen, daß aus blutgedüngter Saat die herrlichsten Früchte hervorgehen können? Was antwortete Kurfürst Johann der Beständige seinen Theologen, als sie vor dem Reichstage zu Augsburg ihm eröffneten, daß, im Fall er Bedenken trüge, auf ihrer Seite zu bleiben, sie allein ihre Lehre vor Kaiser und Reich vertheidigen würden? „Sie sollten thun, was recht wäre — erwiderte er — und weder ihn, noch sein Land, noch seine Leute ansehen. Sein Kurhut und Hermelin hätten für ihn den Werth nicht, welchen das Kreuz Jesu habe; denn jene blieben in der Welt, dieses aber begleite ihn zu den Sternen.“ Und was, mit Gottes Hülfe, auch der Einzelne vermag, das hat Luthers Werk gezeigt, welches, unter den mannichfachsten, härtesten Anfechtungen nun über 300 Jahre besteht, und fort und fort zum Heil der Menschen wirket. „Daß todte Schriftzüge, an das Gemäuer eines Wittenberg'schen Tempels geheftet, ein neues Leben in die erstorbene christliche Welt bringen würden, das konnte kein Sterblicher voraussehen. Und doch war es eben dieser Schritt, welcher die damalige Zeit in große Bewegung setzte; doch wurde mit ihm die Wiederherstellung des evangelischen Glaubens und die Gründung der Kirche begonnen“ **). Mißtraue also Deinen Kräften nicht, wo es Recht und Wahrheit gilt! Fange das gute Werk nur an, ein Anderer wird es fortsetzen, ein Dritter vollenden; Dir aber bleibt doch das Verdienst, dasselbe angeregt zu haben. Paulus pflanzt, Apollo begießt, und Gott gibt das Gedeihen ***). „Was groß soll werden, muß klein angehen!“ — Verlange also auch nicht, die Wirkungen Deiner gemeinnützigen Arbeit in den Fortschritten der Aufklärung von Woche zu Woche, von Jahr zu Jahr mit eignen Augen wahrzunehmen. Kannst Du bemerken, wie der befruchtete Keim im Schooße der Erde sich entwickelt? Kannst Du sehen, wie er, zum Halme

---

*) 2 Tim. 2, 3. **) D. Schmaltz's Reformat. Pred. v. J. 1829. ***) 1 Korinth. 3, 6.

ausgebildet, in jeder Stunde wächst? Und doch steigt er unaufhaltsam empor, und wird endlich, von unsichtbarer Hand, mit der goldnen Aehre geschmückt. Der Landmann harret geduldig auf den Segen des Herrn; so auch Du! Nur langsam und für die schwachen Augen der Menschen unbemerkbar bewegt sich der Zeiger an der großen Uhr der Menschenbildung; ehrfurchtsvoll und demüthig steht der Weise vor ihr, und preist sich glücklich, wenn es ihm gelingt, ein hemmendes Stäubchen aus dem Getriebe wegzuschaffen. Vergebens bemühst Du Dich, den Mechanismus des wundervollen Räderwerks zu erklären, oder zu sagen: welche Zeit es sei im Reiche Gottes. Es genüge Dir, an die Weisheit und Gerechtigkeit des allmächtigen Meisters zu glauben. Doch mußt Du bei dem Kampfe gegen die Finsterniß ablegen das weiche, bequeme Gewand des Egoismus, und anlegen den Harnisch Gottes, um widerstehen zu können den giftigen Pfeilen des Bösewichts; Du darfst nicht Menschengunst und zeitliche Ehre und irdischen Vortheil suchen, sondern Du mußt Dich gefaßt halten auf Menschenhaß, auf Verlästerung, auf Verfolgung, und Dich begnügen an dem Ruhme vor Gott. Denke an unsern Herrn und an dessen Jünger, an Wiclef, Huß, Hieronymus von Prag, Luther und dessen Gehülfen: wie belohnte sie die Welt? Mit Undank. Das ist noch immer ihre Gewohnheit. Nachdem D. Schmaltz am Reformationsfeste 1825 eine apostolische Warnungspredigt gehalten hatte, erschien gegen ihn eine Schmähschrift, die ihn und Dresdens Prediger zu verdächtigen suchte, und deren Verfasser (wie man behauptet, ein katholischer Geistlicher in Böhmen) sich schamlose Erdichtungen erlaubt hatte. Sie ward (ohne Angabe des Druckorts und ohne in den Buchhandel gekommen zu seyn) in der katholischen Hofkirche (das Exemplar zu 4 Gr.) heimlich verkauft, und eben so vor dem Reformationsfeste 1826 in einem zweiten Abdrucke, mit Anmerkungen versehen, auf's Neue verbreitet. Es wurde zwar erklärt, daß diese Schmähschrift vom Auslande (?) eingesendet, ohne Kenntniß der katholisch-geistlichen Behörde (?) einem weltlichen Kirchendiener zum Verkaufe zugestellt, und diesem, nach erfolgter Anzeige, der fernere Vertrieb derselben sofort untersagt worden sei *); allein es

---

*) s. Freimüthige Beleuchtung der „Freimüthigen Beleuchtung der Parität zwischen der protestantischen und katholischen Kirche in Sachsen, besonders in Dresden, 1831. S. 30 ff.

verräth doch eine ganz eigenthümliche Kirchenpolizei, wenn ein Kirchendiener in der Kirche ohne Kenntniß und Bewilligung der Kirchenoberen Schriften verkaufen kann! Nun wie dem auch sei: was that D. Schmaltz? Nahm er etwa den Fehdehandschuh eines verkappten Lästerers auf? Ereiferte er sich etwa über die Schmach Christi, die ihm widerfuhr? O nein! Er hielt es für etwas sehr Ehrenvolles, in einer Schrift geschmähet worden zu seyn, welche den verdienstvollen van Eß einen berüchtigten Bibeltrödler, und den sel. D. Reinhard einen sklavischen Nachbeter Luthers nennt *). — Was that Luther, als die Papisten seine Schriften unter Schimpf und Fluch verbrennen ließen? Er warf den 10ten December 1520 Vormittags um 9 Uhr das kanonische Recht, die Bannbulle und Eck's Schriften in die Flammen, mit den biblischen Worten: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast: so verzehre dich das ewige Feuer!" Aergere Dich also nur nicht, frommer Wahrheitsfreund, und kränke Dich nicht, wenn die Feinde des himmlischen Lichts Dich lästern; sei vielmehr fröhlich und getrost, wenn die Leute allerlei Uebels wider Dich reden, so sie daran lügen: es wird Dir im Himmel wohl belohnet werden **)!

Aber vielleicht ist es jetzt gerathener und besser, leise aufzutreten, weltklug, wie Pilatus, mit beiden Partheien es nicht zu verderben, und nicht, wie D. Schmaltz, mit der Sprache gerade heraus zu gehen? Vielleicht muß man zweifeln, „ob es recht und weise sei, die Kanzel, diesen Lehrstuhl der Wahrheit und des Friedens, in eine Schaubühne unnützer (?) Kontroversen zu verwandeln? Vielleicht ist's gar nicht zweckmäßig, dem Volke, welches nie tief in die Gründe der Wahrheit eindringt, die Schranken einer leidenschaftlichen und zu nichts führenden Polemik zu öffnen?" — Unnütze Streitigkeiten gehören nirgends hin, am wenigsten auf die Kanzel; ist's denn aber unnütz, in einer so bewegten Zeit, wie die unsrige ist, den Glauben der Protestanten gegen dessen Feinde öffentlich zu vertheidigen und zu rechtfertigen? Ist's unnütz, in einer Zeit, wo man Geld, Versprechungen und allerlei Künste anwendet, den gemeinen Mann von der Wahrheit zum Irrthum zu locken, das Volk vor Abfall zu war-

*) s. Dessen Vorrede zur Reformationspredigt v. J. 1826. **) Matth. 5, 11. 12.

nen? Was wäre aus der Reformation geworden, wenn Luther nicht freimüthig gegen den Ablaß und die römischen Mißbräuche gepredigt hätte? Er war freilich der Meinung, daß es der klugen Welt höchste Thorheit sei, Christi Glieder und Feinde einig machen zu wollen, und nannte diejenigen Prediger, die mit ihren Gemeinden fein säuberlich verfahren, stets nur beruhigen und trösten, nie aus dem Schlafe sie aufrütteln, Ohrenkrauer, wobei er bemerkte, daß solche Kanzelredner allerdings seinen Zeitgenossen angenehm wären, und daß auch die spätern Generationen solche Lehrer gern haben würden*). Auf diesen Ehrentitel leistet Pastor Schmaltz Verzicht; er hält sich an den Grundsatz Kurfürst Johanns des Beständigen: „Geradezu macht gute Renner!" — Und sollte es denn ungeziemend seyn, an heiliger Stätte den evangelischen Glauben in Schutz zu nehmen, da man von der andern Seite es wagen darf, im Heiligthume Schmähschriften gegen denselben und dessen freimüthige Lehrer zu verkaufen? Hat etwa die römisch-katholische Kirche in einem Lande, dessen protestantische Einwohner die absolute Mehrheit ausmachen, größere Rechte, als die evangelische? Dürfen die Dogmen der ersteren nicht angetastet werden, indeß ihr Bischof (von Gottes und des heil. Stuhls Gnaden) sich erlaubt, allen Denen, welche um Ausrottung der Ketzer (d. h. der Protestanten) zu Gott beten, durch öffentlichen Anschlag Ablaß zu verheißen? Wär' es so weit mit uns gekommen, daß wir die frechste Beleidigung geduldig ertragen, unsere Gegner nur mit Schonung behandeln müßten? Nein, bei Gott! so schwach fühlen wir uns nicht. In Privatangelegenheiten wollen wir gern, dem Gebote unsers Herrn gemäß, Fluch mit Segen, Haß mit Wohlthun erwidern; aber in dem, was unsern Glauben, was die Ehre unserer Gemeinde berührt, da sprechen wir: Auge um Auge, Zahn um Zahn! **)

Und müssen wir nicht kämpfen gegen Verfinsterung, da sie die reichste Quelle der Unsittlichkeit und Gottlosigkeit ist? Bietet nicht dafür der Kirchenstaat selbst die sprechendsten Beweise dar? Man lese nur, was Leo **XII.** in seinem Testamente schreibt: „Italien ist ein Pfuhl der Gottlosigkeit, indem es alle Gebräuche unsers heiligen

---

*) s. Luthers Prophezeihungen ꝛc. Leipzig 1829. Rein'sche Buchhandl. **) Matth. 5, 38.

katholischen Glaubens äußerlich und zum Scheine zwar mitmacht, aber in das Wesen desselben längst alles Zutrauen verloren hat. In unserer Hauptstadt werden die allergröbsten Sünden begangen, so daß es bei den Gläubigen anderer Länder, nicht blos bei den Ketzern, zum Sprüchwort geworden ist, nirgends in der Christenheit sei man weniger katholisch, als in Rom." Den Kommentar zu diesem Texte liefert Lanfranchi. Er schreibt *): „Italien gleicht einem Kerker, in dem man, ungeachtet der großen Schönheiten, welche es schmücken, und des schönen Himmels, welcher es belebt, erstickt. Man gestattet seinen Bewohnern zu essen, zu trinken, sich der Wollust und Spielsucht zu ergeben; aber untersagt ist es, eine freie Meinung zu äußern, den Schutz der Gesetze zu fordern, die Schätze des Geistes auszutheilen, den Aberglauben zu vertreiben, die Tyrannei zu verachten, redlich, frei und klug zu sein. Man übersieht Laster, und verbietet Tugenden. Der Feige und Ehrlose findet Schutz, der Edle und Großmüthige wird verfolgt. Wer Ruhm fordert, dem werden Ketten geboten, und wer die Freiheit verlangt, dem antwortet der Kerker." Um dem Sittenverderben zu steuern, fand man es nöthig, eine gesetzliche Verfügung wegen der Kleidung der Frauen zu treffen, und folgendes Edikt zu erlassen **): „Die nichts weniger, als sittsame Kleidung der Frauen und Mädchen, so wenig übereinstimmend mit der schönsten Zierde des weiblichen Geschlechts, der Schamhaftigkeit, hat von jeher den Unwillen tugendhafter und gesitteter Personen erregt. . . . . Wenn gleich Se. Heiligkeit, Papst Leo **XII.**, mit Wohlgefallen bemerkt, daß ein großer Theil der Frauen dieser Stadt von jedem Stande bescheiden und sittsam einhergeht, so ist es auf der andern Seite doch auch wieder eine traurige Wahrnehmung, daß nicht Wenige ihren Mangel an Schamhaftigkeit gleichsam im Triumphe zur Schau tragen, sowohl in ihren Häusern, als auf Straßen, bei öffentlichen Vereinen, so wie in Privatgesellschaften, und selbst im Heiligthume der Tempel, ja, es gibt derer, die nicht anders sich zeigen, als in einer Aergerniß gebenden Entblößung. . . . . Da der Gegenstand von größter Wichtigkeit ist: so haben Se. Heiligkeit

*) In s. Voyage à Paris. **) am 14ten December 1824 unterzeichnet vom Kardinal-Vikarius Zurla.

uns befohlen, jede anstößige Kleidung unter scharfen weltlichen Strafen, die in Geldbußen, und, bei erschwerenden Umständen, auch in körperlichen Züchtigungen bestehen können, zu verbieten. Nicht minder wollen Se. Heiligkeit, daß gleiche Strafen auf jene Frauen ausgedehnt werden, welche zwar dem ersten Anblick nach züchtig bedeckt scheinen, sich aber leider! so überaus feiner, an die Glieder so eng anschmiegender Zeuche bedienen, daß sie auf die böslichste Weise noch Staat mit ihrer Lüsternheit und Zügellosigkeit machen. Gleichen Strafen sind ferner unterworfen die Väter, Gatten, Schutzherren und Familienhäupter, mit deren Erlaubniß oder Vorwissen gegenwärtiger Verordnung zuwider gehandelt wird; eben so auch die Schneider, Schneiderinnen und Putzmacherinnen, so wie endlich alle Personen, welche zur Bereitung tadelswerther, unanständiger Kleidungsstücke die Hände bieten. Und weil Unsittlichkeit, zwar an jedem Orte verwerflich, aber noch weit mehr es ist in den Tempeln des Herrn: so befehlen wir den Pfarrern, Beichtvätern und andern Vorgesetzten, oder Dienern jedes der Gottesverehrung geweiheten Ortes, die Frauen, welche in einem unanständigen Anzuge, oder einem allzuauffallenden Kopfputze erscheinen, zu den heiligen Sakramenten nicht zuzulassen, den Eintritt oder den Aufenthalt in den Gotteshäusern ihnen auf höfliche Weise zu untersagen, und, falls sie halsstarrig sich beweisen, das Einschreiten höherer Behörden anzurufen." — Daß Se. Heiligkeit untern Andern auch den Pfarrern und Beichtvätern die Aufsicht über diesen Gegenstand aufgetragen hat, daran hat sie, trotz ihrer Infallibilität, nicht wohl gethan; denn diese werden Weiber in unzüchtiger Kleidung (nach S. 4. 5.) unfehlbar sehr gern sehen. Und noch weit stärker hätte sie sich gegen Diebe, Beutelschneider, Müssiggänger und Banditen, von denen die heilige Roma voll ist, erklären sollen. Allein woher kam es denn, daß Papst Leo selbst gestehen mußte *), das Land, „welches von der Sonne seiner Majestät vorzugsweise bestrahlt wurde, und dem Throne seiner Heiligkeit, von welcher alle andern Nationen nur den Widerschein wahrnehmen, näher stand," sei ein „Pfuhl der Gottlosigkeit?" Woher kam es, daß dieses Land „von ruchlosen Leuten wimmelte?" Daher, daß man die Be=

*) in s. Testamente.

wohner des Kirchenstaats absichtlich in der Unwissenheit erhält, von den Pflichten der Christen sie nicht unterrichtet, von Tugend und Frömmigkeit ihnen falsche Begriffe beibringt, sie nur beten und singen lehrt; daher, daß man es ihnen leicht macht, nach Belieben zu sündigen, indem man ihnen durch Ablaß das beste Mittel darbietet, ein aufgeregtes Gewissen zu beschwichtigen; daher, daß man ihnen, oft weit über die Lebenszeit hinaus, Indulgenzen ertheilt, und ihnen die Versicherung gibt, sie, nach Ablauf des durch den Freibrief bestimmten Termins, durch Seelenmessen der göttlichen Gerechtigkeit zu entziehen. Dummheit ist die Mutter der Sittenlosigkeit und die Tochter des Papismus. Und wir sollten demselben nicht wehren, wenn er immer weiter um sich zu greifen droht? Wir sollten es nicht laut und nachdrücklich rügen, wenn ein Papst im neunzehnten Jahrhunderte die Sprache eines Gregors **VII.** und Innocenz **III.** führt, und öffentlich behauptet *): „Unglücklich ist der Fürst, verflucht das Volk, welche sich wider unsere Gewalt erheben!"? Wir sollten es unsern Geistlichen verargen, wenn sie männlich und stark die papistischen Grundsätze bestreiten, und es unbedingt billigen, wenn man sie zur schonendsten Rücksicht in Rede und Schrift verpflichtet? Nein, wir müssen sie selbst in diesem heiligen Kampfe kräftig unterstützen! Denn der Hofprediger Franke hat recht, wenn er sagt **): Werfet die Sorge (gewissenhafter Vertretung der Rechte unserer Kirche gegen fremde Beeinträchtigung) nicht dem Lehrstande allein zu; denn außer dem Schwerdte des Geistes besitzt er nichts, was ihn zum Wehrstande für die Kirche machen könnte, und auch diese einzige Waffe soll er mit großer Schonung führen!"

Laßt uns also im Verein mit solchen Männern, die eben so gelehrt, als weise sind, über das evangelische Licht wachen, und dasselbe nach allen Richtungen hin verbreiten! Können wir doch gewiß von ihnen das nicht sagen, was General Sebastiani von den römisch-katholischen Priestern behauptete ***): „Es gibt in Frankreich keinen andern Saamen der Verwirrung und Zwietracht, als den, welchen die Anmaßungen der Geistlichkeit ausstreuen. Der Weg, den sie nimmt, führt uns zur Gottlosigkeit und zu den intoleranten Philosophemen zurück, welche der Revo-

*) s. Leo's XII. Testament. **) in der am 27sten Juni 1830 gehaltenen Predigt S. 23. ***) am 26sten Februar 1827.

lution vorausgingen *); er macht, daß wir die Altäre verlassen, und eine Religion aufgeben, die man mit Unrecht für unvereinbar mit der öffentlichen Freiheit hält." — Ein Jeder arbeite, nach Maßgabe seiner Kräfte und Verhältnisse, daran, daß dem Aberglauben und der Unwissenheit gesteuert, daß es heller werde in der Welt! Niemand reise mehr nach Aachen, um der Ausstellung der sogenannten Heiligthümer beizuwohnen, um die Wickelschnur und die Windeln des Heilandes, so wie das Hemde der Jungfrau Maria zu sehn! Niemand erwarte mehr Wunder von dem Flachs- und Spinnrocken, von der Schlafhaube und den aufbewahrten Thränen der Mutter Jesu, oder von einem Knochen Adams und von einem Aestchen des Baums, an welchem Absalom hing, oder von einem Stücke des Mantels Josephs, den Potiphars Weib ihm abriß, und von den Schweißtropfen der heiligen Walpurgis! Niemand küsse mehr mit einfältiger Andacht die Reliquien **), und verspreche sich von geweiheten Kerzen Schutz in Gefahr! Lasset Euch, christliche Brüder und Schwestern, nicht wägen und wiegen von allerlei Winde der Lehre, durch Schalkheit der Menschen und Täuscherei, damit sie Euch erschleichen und verführen ***)! „Verhüllen kann wol menschlicher Wahn das himmlische Licht, es auszulöschen vermag aber keine irdische Macht. Mit einer unwürdigen Hülle kann die Verkehrtheit der Verblendeten den göttlichen Urkern umgeben, aber seine ursprüngliche Kraft ihm rauben, oder ihn austilgen, kann sie nicht. Ist die Zeit erfüllet: so wird die verunstaltende Schale zerbrochen, und was sie in sich bewahrte, wirket und erquicket mit ungeschwächter Kraft, und bringt neues Leben in die erstorbene Menschheit" ****).

Saat des Wortes, Christus Saat,
keimt geheim und wächst zu Tage,
treibt Gefühl, Entschluß und That,
grünt und blüht in Wonn' und Klage,
reift in uns'rer Jahre Flucht
segenvoll zur Himmelsfrucht" †).

---

*) „Die Weisen werden nur im Stillen wirken; Frömmlinge aber erregen schreckliche Stürme gegen Diejenigen, die sie Ungläubige nennen. Friedrich der Große." **) Freilich behaupten die römisch-Katholischen, „daß die Gebeine der Heiligen große Kraft besitzen, weshalb sie von den Menschen nicht blos geehrt, sondern ihnen auch Kapellen sollen erbauet werden." ***) Ephes. 4, 14. ****) Schmaltz in d. Predigt am 25sten Juni 1830. †) So schreibt Pfarrer Trautschold in Kötzschenbroda.

Was der jetzige Papst, Gregor XVI., für die geistige Bildung der katholischen Christenheit thun und leisten wird, läßt sich noch nicht sagen. Erwählt am 2ten Februar 1831 nach einem sechzigtägigen Konklave, ist er jetzt viel zu sehr mit politischen Angelegenheiten beschäftigt, als daß er sich, wie es eigentlich seine Stellung als Bischof verlangt, mit der Seelsorge der ihm anvertrauten Gemeinden befassen könnte. Man sieht daraus, wie wenig sich die Pflichten eines weltlichen Fürsten mit den Obliegenheiten eines geistlichen Oberhaupts vereinigen lassen, und wie unmöglich es ist, dem zweifachen Berufe vollkommen zu genügen. Doch wir wollen nicht voreilig über diesen geistlich-weltlichen Regenten absprechen. Er wird von katholischen Schriftstellern gerühmt. Seine nächsten drei Vorgänger, Pius VII. aus Cesena, (erwählt 1800) Leo XII. aus la Ganga, (erwählt 1823) und Pius VIII. (erwählt 1829) schätzten ihn, und zogen ihn bei allen Geschäften von Bedeutung zu Rathe. Vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl bekleidete Maurus Cappellari (dies der Geschlechtsname Gregors) in der Kongregation der Kamaldulenser nach und nach alle Würden und Aemter des Ordens; er war Prior, Abt, Generalprokurator und General desselben. Pius VII. berief ihn nach Rom, und bediente sich bei den wichtigsten Angelegenheiten seiner Einsicht. Die Akademien der Wissenschaften zu Rom ernannten ihn zum Mitgliede, und bewunderten die Tiefe seines Wissens, die Gründlichkeit seiner gelehrten Bildung. Besonders zeichnete er sich durch Vertheidigung der römisch-katholischen Religion aus, und lieferte, in apologetischer Beziehung, interessante Abhandlungen *). Wir wollen gern seine Gelehrsamkeit zugestehen; aber wir müßten an seiner Umsicht und Weisheit zweifeln, ihn eines argen Mißgrifs in Rücksicht der Vermittler zeihen, die er zur Beruhigung Italiens anwendet, wenn es wahr wäre, daß der Kardinalpriester Benvenuti, den er nach Bologna sandte, vierzigjährigen Ablaß für die Ermordung eines Liberalen versprochen, und (horrendum dictu) im Geheim 100,000 Cigarren, Chokolade ꝛc. hätte vergiften lassen. Ob nun aber gleich diese Sage eine Lüge enthalten mag: so ist's doch gewiß, daß der heilige Vater schon

*) Aus dem Leben Gregors XVI. nach zuverlässigen Berichten aus Rom ꝛc. von A. P. Wien, in der Mechitaristen- und Kongregations-Buchhandlung 1831.

eine Exkommunikationsbulle gegen seine unruhigen und unzufriedenen Unterthanen erlassen hat. Sollte er sich davon viel versprechen: so würde er, der Untäuschbare, sich doch betrügen; denn die Zeiten sind vorüber, in denen man den von Rom ausgehenden Blitzstrahl fürchtete. Wie kann er überhaupt hoffen, daß die Drohung des Banns die Völker eines Landes, das, nach der Versicherung Leo's **XII.**, ein Pfuhl der Gottlosigkeit ist, schrecken werde? Wir sind der unmaßgeblichen Meinung, daß eine liberale Verfassung, endliche Gewährung dessen, was man versprochen hat, eine bessere Einrichtung des Schul- und Kirchen-Wesens, und vor Allem eine vernünftige Aufklärung den Geist der Anarchie am sichersten ersticken könne. Uebrigens wünschen wir, daß Italien bald zum Frieden zurückkehren, und der gegenwärtige Papst die Reihe der Gregore *) so würdig beschließen möge **), wie sein Namensbruder sie begonnen hat. Doch wie er sich auch zeigen mag, ob mild oder hart, ob menschenfreundlich oder grausam, ob nachgebend oder beharrlich: uns Protestanten kümmert's nicht! Wir scheuen seinen Bannfluch nicht, sondern nur den, welchen der Apostel ausspricht ***): „So ein Engel vom Himmel ein Evangelium predigen würde, anders, als wir euch gelehret haben, der sei verflucht!“ Wir bleiben der Wahrheit treu, und „diese stirbt nicht in den Flammen, sinkt auch in den Fluthen nicht unter. Selbst in Sklavenfesseln ist sie noch frei, und aus des Kampfes heißer Gährung tritt sie rein und ungetrübt hervor. Gegen die Wahrheit hat man einst dreißig Jahre lang gekämpft in einem blutigen Kriege; aber sein Ende war ihr Triumph!“ — Sie hat des Lichts zu viel schon verbreitet, und der Herzen zu viele gewonnen, als daß sie jemals untergehen könnte. In allen Theilen der Erde leben Edle, die sie lieben, die Alles für sie zu thun, zu wagen und aufzuopfern bereit sind. — An Euch, Ihr Edlen, schließen wir uns an! Wo Ihr auch wohnen, wie Ihr Euch nennen, in welchen Tempeln Ihr Gott verehren, in wel-

---

*) s. Beil. 3. **) „Der Papst und die Mönche werden ohne Zweifel einmal ein Ende nehmen; man wird dem Papste eine Pension aussetzen, und die katholischen Mächte werden keinen Statthalter Christi mehr anerkennen, indem jeder Regent in seinem eignen Lande einen Patriarchen ernennen, und Nationalkoncilien zusammen berufen wird.“ Friedrich der Große.
***) Gal. 1, 8.

chen Sprachen Ihr ihm Eure Danklieder singen mögt: uns knüpft an Euch das heilige Band des gleichen Strebens, der frommen Liebe, und unser gemeinschaftlicher Wahlspruch ist: „Tod der Finsterniß!"

Zweites Kapitel.

Der Kampf gegen den Jesuitismus.

Der stärkste Pfeiler, auf welchem der Papismus ruht, ist bekanntlich der Jesuitenorden. Darum hat ihn auch die Schlauheit Papst Pius VII. am 7ten August 1814, angeblich auf inständiges Bitten der christlichen Fürsten und Bischöfe, durch die Bulle „Sollicitudo omnium" wieder hergestellt. Allein es scheint nicht, als wenn diese Repristination dem allgemeinen Wunsche entsprochen hätte; denn manche Fürsten haben die neuerweckten Ordensglieder gar nicht aufgenommen, aus mehrern Ländern sind sie entfernt worden, und die sächsische Konstitution bedingt ausdrücklich, daß die Gesellschaft Jesu sich nie auf dem vaterländischen Boden ansiedeln darf. Warum denn das? Es hat doch dieser Orden von jeher ausgezeichnete Gelehrte gezogen; die Wissenschaften haben ihm viel zu verdanken, die Geschichte der Literatur gesteht seine Verdienste zu, und manche Männer von Rang und Bildung haben sich seit seiner Restauration ihm zugewendet. Wie kommt's, daß er demohnerachtet zahlreiche Gegner findet, daß besonders die Protestanten ihm abgeneigt sind? Seine Grundsätze haben einen Argwohn erweckt, der durch seine Thaten nur allzuoft gerechtfertigt worden ist. Seine Lehre, daß der Zweck die Mittel heilige, hat empörende Verbrechen erzeugt; und wie er gegen alle Akatholiker gestimmt ist, das spricht Bellarmin sehr deutlich aus. Es sagt nämlich dieser gelehrte Jesuit: „Es ist gut für hartnäckige Ketzer, daß sie getödtet werden; denn je länger sie leben, desto mehr Irrthümer erfinden, desto mehr Menschen verführen sie, und desto mehr machen sie sich selbst

der Verdammniß schuldig." In dem Buche de Laicis stellt er die Frage auf: „Ob Ketzer, Diebe und andere böse Menschen zu vertilgen sind?" und beantwortet sie so: „Wenn diese Vertilgung ohne Nachtheil des Guten geschehen kann: so sind die Ketzer ohne Zweifel auszurotten; im entgegengesetzten Falle aber, wenn man die Ketzer nicht genau kennt, und Gefahr obwaltet, die Unschuldigen statt der Schuldigen zu bestrafen, oder wenn sie stärker, als wir, sind und daher zu befürchten ist, daß bei'm Kampfe mehr von unserer, als von ihrer Seite fallen, so sollen ihre Feinde ruhig bleiben." *) Diese Grundsätze, (denen leicht viele andere von gleichem Gehalt und ähnlicher Tendenz beigefügt werden könnten) beweisen zur Gnüge, wie wenig wir Protestanten uns Gutes von Loyola's Jüngern versprechen dürfen, und wie sehr wir Ursache haben, uns gegen dieselben zu verwahren. Dazu wird aber große Klugheit und Umsicht erfordert, weil sie listig genug sind, jede Gestalt, welche die Umstände fordern, anzunehmen, und ihre gefährlichen Absichten zu verbergen; aber ob sie sich auch in Engel des Lichts verstellen, sie können uns über ihre wahren Gesinnungen nicht täuschen. Sie halten die verwerflichste Gewaltthat für erlaubt, sobald sie ihrem Oberhaupte, dem Papste, nützt, und von ihrem Ordensgeneral gebilligt wird. Sie ehrten den Mönch Clement als einen Märtyrer, weil er bei der Ermordung des Königs von Frankreich getödtet worden war, und reizten den Pariser Pöbel, der Mutter Clements, da sie in die Hauptstadt kam, als der Mutter eines Heiligen entgegen zu ziehn, dessen Bildniß auf die Altäre zu stellen, und nach St. Cloud zu eilen, um die vom Blute des Königsmörders getränkte Erde zu sammeln. Ihre Handlungen verurtheilen sie und entreißen ihnen das glänzende Gewand, in welches sich ihre Scheinheiligkeit zu hüllen pflegt. Sie verwirren die Gewissen; sie drängen sich in Familien, um Geheimnisse und Erbschaften zu erschleichen; sie benutzen den Beichtstuhl, um von Allem, was vorgeht, die sicherste Kunde zu erhalten, und sie zu ihrem Vortheile anzuwenden; sie wissen an den Höfen Einfluß zu gewinnen, und schwache Fürsten willkührlich zu

---

*) s. Leo XII. Testam.

lenken *); sie regen die Völker gegen die protestantischen Regierungen auf, die verursachen überall, wo sie sich einnisten, Unordnung und Zwietracht, und bedienen sich jedes Mittels, um diejenigen zu verderben, die ihrem Orden nicht günstig sind. Man hat sie — wie Papst Benedikt XIV. treffend bemerkte — als Janitscharen des heiligen Stuhls zu betrachten; der Zweck ihres Ordens ist kein anderer, als die Christenheit dem römischen Bischofe zu unterwerfen, die Abtrünnigen zur Mutterkirche zurückzuführen, die hartnäckigen Ketzer zu vernichten. Daher behaupten sie, daß man dem Papste in Glaubenssachen unbedingt gehorchen, und seine Entscheidungen höher, als die Bibel, achten müsse; daß alle andere Religionen, außer der römisch-katholischen, Gott mißfällig und verderblich seien; daß die Reformation der zweite Sündenfall, und die Pariser Bluthochzeit nur ein sanfter **Rigueur salutaire** sei; daß man die Verbreitung der heiligen Schrift als eine neue Art von Unkraut, das der Feind gesäet, als einen Fallstrick zum ewigen Verderben der Völker, als eine pestartige Ketzerei, die geheilt oder vertilgt werden müsse, zu betrachten habe. Es ist daher auch völlig in der Ordnung, daß sie, die Feinde der christlichen Aufklärung, schon viele tausend Exemplare der Bibel den Flammen überlieferten; wird es ihnen denn aber jemals gelingen, ein Buch zu unterdrücken, das alljährlich in 100,000 Exemplaren und fast in allen Sprachen, durch die Bibelgesellschaften verbreitet wird? Freilich sind sie unversöhnliche Gegner der Bibel, und müssen es ihren Grundsätzen nach seyn; denn sie wissen recht wohl, daß der Inhalt derselben den Protestantismus begünstigt, und den Abfall von ihrer Kirche rechtfertigt. Die nähere Bekanntschaft mit den heil. Urkunden des Christenthums, welche Roms Satelliten selbst unter ihren Glaubensgenossen nicht verhindern konnten, hat der evangelischen Gemeinde schon manchen ehrwürdigen Proselyten zugeführt, und es läßt sich mit Sicherheit erwarten, daß der Pfarrer Henhöfer, der Fürst Konstantin von Salm-Salm, der Geistliche Joseph Fell **) und

*) Ferdinand II. wußten sie dahin zu bringen, daß er, als zwanzigjähriger Jüngling, der Maria zu Loretto gelobte, Alles, was nicht römisch-katholisch sei, zu vertilgen, und dieses gottlose, menschenfeindliche Gelübde an andern Orten noch zweimal zu wiederholen. So berichtet der Beichtvater und Biograph desselben, Lamormaine. ** s. Zuruf an Christen aller Bekenntnisse. Frankfurt am Main 1827.

Andere bald mehrere Nachfolger finden werden. Das fürchten die Jesuiten, und darum bemühen sie sich, die Wirksamkeit der Bibelgesellschaften verdächtig und verächtlich zu machen. Sie handeln darin allerdings den Anweisungen Leo **XII.** gemäß, der sich über diesen Gegenstand so erklärt *): „Die Bibelverbreitung bezielt gottlose Absichten; sie ist ein Unheil, eine tödliche (!) Wunde, eine Quelle alles Uebels. In den neuen Uebersetzungen findet man, statt des Evangeliums Christi, das Evangelium des Teufels." In dem nämlichen Geiste verordnete der Bischof von Chur, „daß man dem Wirken der Bibelgesellschaften mit allem Eifer widerstreben müsse, weil ihr Zweck kein anderer sei, als rein-biblische Christen zu erziehn, (!?) die Bibel für die einzige Quelle des Glaubens zu halten, und alles Ansehn der römischen Kirche zu verwerfen." — Müssen wir nicht solche Principien, die den Untergang des Christenthums im Papstthume, des Bibelglaubens in der Menschensatzung vorbereiten und einleiten, mit unerschütterlicher Standhaftigkeit bestreiten? Müssen wir uns nicht denen, die solche Principien vertheidigen und anwenden, sie durch blendende Logik und täuschende Gelehrsamkeit unterstützen, mit allen Kräften widersetzen?

Dazu wird aber allerdings eine ungewöhnliche Entschlossenheit und Beharrlichkeit, ein frommes, vestes Gottvertraun erfordert; denn man beginnet da einen gefährlichen Kampf. Der J e s u i t i s m u s gleicht einer hundertköpfigen Hydra, die, wenn sie e i n Haupt verliert, z w e i neue zu empfangen scheint, und deren mittelstes eine dreifache Krone trägt. Er hat überall seine Gönner und Freunde, in allen Ständen seine Beschützer und Anhänger. Er ist so innig verzweigt, und so weit umher verbreitet, daß M o n t e s q u i e u eine oft bestätigte Wahrheit in den Worten ausspricht: „Wenn ich die Jesuiten in Rom beleidige: so werden sie mich in Paris finden." Sie sind ein Sumpfmückenvolk, das zwar unter Roms südlichem Himmel seine eigentliche Heimath hat, und da besonders gedeiht, aber auch im rauhen Norden herumschwärmt, und seine Gegner oft schmerzlich und unheilbar sticht. Doch darf u n s das schrecken, die wir für eine h e i l i g e S a c h e kämpfen? U n s, die wir es wissen, daß, wenn Gott f ü r uns ist, Niemand w i d e r uns seyn kann **)? Uns, denen ein L u t h e r vorantritt mit dem Schlachtgesange:

---

*) s. sein Testament. **) Röm. 8. 31.

„Und wenn die Welt voll Teufel wär'
und wollten uns verschlingen:
so fürchten wir uns nicht so sehr —
es muß uns doch gelingen!"?

Nein, geliebte Brüder, wir dürfen uns nicht einschüchtern lassen, nicht den Muth verlieren! Die Schlange von Lerna hat schon viele Köpfe verloren, und neulich Einen der schönsten, wichtigsten, scharfsinnigsten: Frankreich. Die noch übrigen — Italien, Spanien, Portugal — wanken schon, und die Flamme der Zeit wird die abgestumpften Hälse brennen, bis das letzte Haupt, welches der Unsterblichkeit sich rühmt, tief in die Erde versinkt.

O möchte das nur recht bald geschehn, damit durch die teuflische Moral dieses Ordens die Sitten der katholischen Christenheit nicht immer mehr verdorben würden! Denn hat die Welt nicht in dieser Beziehung Alles von ihm zu fürchten? Ihr ehrlichen Deutschen haltet redliche Offenheit und Aufrichtigkeit, die des Herzens Meinung und Empfindung ohne Trug und Falschheit ausspricht, für unerläßliche Pflicht; aber der Jesuit soll nie die Regungen seines Innern durch äußere Zeichen kund geben. Ihr betrachtet die unbeschränkte Freiheit der Rede und Schrift als ein unveräußerliches Recht jedes vernünftigen Menschen; allein der Jesuit soll nicht nur wollen, sondern auch denken, wie seine Obern. Ihr hofft durch den Eid die Wahrheit an's Licht zu bringen; aber dem Jesuiten ist ein Vorbehalt in Gedanken (reservatio mentalis) gestattet, der ihn von der Sünde des Meineids vor seinem Gewissen befreit, sobald er beim Schwur das Gegentheil von dem denkt, was er beschwört *). Euer Ernst fordert, daß jede Frevelthat den Gesetzen gemäß bestraft werde; aber die jesuitische Milde verheißt dem Verbrecher Absolution, wenn er das heilige Kleid verlangt, in ein vom Orte seines Verbrechens entferntes Ordenshaus eintritt, und Besserung gelobt. Ihr verabscheuet den Mord als die größte Uebelthat, und Euer Gemüth empört sich, wenn Ihr davon höret; aber der jesuitische Professor der Theologie Lessens behauptet, daß man auch wegen einer Sache von geringem Werthe Menschen töden dürfe, sobald es schimpflich wäre, dieselbe zu verlieren, und Franz Lami lehrt **), daß

---

*) s. Les Jesuites anciens et nouveaux par M. F. L. Simon. Paris 1832. **) s. 5ten Theil seiner scholastischen Theologie.

es einem Geistlichen oder Mönche erlaubt sei, einen Verläumder zu ermorden, der von ihm, oder vom Orden große Verbrechen offenbaren wolle, im Fall es kein anderes Mittel gebe, das zu verhindern. Daß nun Männer von solchen Grundsätzen überaus gefährlich sind, daß sie Tugend und Sittlichkeit desto sicherer untergraben, je mehr es ihnen gelingt, den Jugendunterricht an sich zu reißen; daß ihnen kein Vorgesetzter (wenn er nicht selbst Jesuit ist) vertrauen darf, weil sie sich nicht verbunden glauben, einen Diensteid zu halten, sobald sie bei der Leistung desselben das Wörtlein „nicht" hinzudenken; daß sie in jedem bürgerlichen Vereine und besonders in monarchischen Staaten sehr zu fürchten sind, indem sie, nach Mariana's Anweisung, zwar nicht Speisen und Getränke, wohl aber Sättel, Kleidungen 2c. vergiften, um sich eines vermeinten Tyrannen zu entledigen — das liegt am Tage.

Und wie steht es um die Keuschheit der jesuitischen Priester? Im Ferdinand'schen Jesuiten-Kollegium zu Prag wurde ein Hebammenstuhl gefunden. Zu welchem Zwecke hatten denn die ehrwürdigen Väter gerade diese Möbel sich angeschafft? Studirten sie etwa praktisch die Entbindungskunst? Oder unterichteten sie ihre Zöglinge in derselben? Oder ist jener Stuhl durch ein ähnliches Wunder, wie die santa Casa zu Loretto, in die heiligen Mauern gekommen? So erinnern wir uns, daß auch bei der Zerstörung des erzbischöflichen Palasts in Paris 1830, neben hundert Dolchen und vielem Pulver, einige Dutzend Frauenhemden angetroffen wurden. Wie kamen diese in den Palast eines katholischen Priesters, der gelobt hatte, unbeweibt zu bleiben? Und welch ein schneidender Kontrast zwischen friedlichen Gewändern und Mordwerkzeugen! Die Letztern findet man schwerlich in den Amtswohnungen protestantischer Geistlichen, wohl aber die Ersteren, und sie dürfen sich dessen nicht schämen, weil sie, nach göttlicher Ordnung, in einer christlichen Ehe leben, und sich nicht zum Cölibat verpflichtet haben, mit dem Vorbehalt, durch die Weiber und Töchter der Laien sich schadlos zu halten.

Wie wenig aber die ehrwürdigen Väter der Gesellschaft Jesu ein Verbrechen scheuen, wenn es darauf ankommt, ihren Feind zu vernichten; wie sie sogar an dem höchsten Oberhaupte ihres Ordens und ihrer Kirche, dem sie doch unbedingten Gehorsam und lebenslängliche Treue eidlich zugesichert haben, sich gewaltsam vergreifen, und gegen das-

selbe ein gräßliches Bubenstück ausführen können, sobald sie sich Vortheil davon versprechen, das beweiset der Untergang des Edelsten und Beßten der Päpste, Clemens XIV. Dieser Mann, ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit, Aufklärung und Staatsklugheit, erklärte schon vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl, als Kardinal Ganganelli, lant und unumwunden *): „Will man den römischen Hof nicht von seiner Höhe herabstürzen sehen: so muß man sich mit den Fürsten aussöhnen; denn ihre Arme reichen über die Grenzen hinaus, und ihre Macht überfliegt die Alpen und Pyrenäen." Dieser sehr vernünftigen Ansicht gemäß, suchte er die Freundschaft der Könige von Portugal, Spanien, Frankreich zu gewinnen, und unterdrückte die Bulle **In coena Domini** **), weil sie die protestantischen Fürsten empörte. Diese verständigen Maßregeln mißfielen der römischen Klerisei, und da die Jesuiten von diesem trefflichen Papste nichts Gutes für ihren Orden erwarteten: so suchten sie ihn durch erdichtete Prophezeihungen zu schrecken, und durch gedungene Fanatiker den Aberglauben des Volks aufzuregen. Zu diesem Zweck bedienten sie sich besonders einer Bäuerin aus Valentano, mit Namen Bernhardine Beruzzi, deren prophetische Aussprüche schon im J. 1770 verbreitet wurden. Die verblendete und bestochene Betrügerin verkündigte: „daß die Gesellschaft Jesu nicht aufgehoben, sondern in Kurzem selbst in die Staaten, aus denen sie vertrieben wäre ***), wieder zurückgerufen werden; daß der Papst im Bezug auf sie seine Meinung ändern, und sogar einem berühmten Mitgliede dieses Ordens den Purpur ertheilen würde." Am 24sten März 1770 behauptete sie, daß Clemens todt sei, und glaubte selbst an diese Sage, bis sie sich von dem Leben des Papstes überzeugte; doch wiederholte sie die für die Jesuiten günstigen Prophezeihungen, und von den ih-

---

*) d. 19 Mai 1769. **) In dieser Bulle kommen folgende Aeußerungen vor: „Wir verbannen und verfluchen im Namen des allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, alle Hussiten, Wiklefiten, Lutheraner, Zwinglianer ꝛc. wie auch alle und jede andere Ketzer. — Sie wird am Grünendonnerstage in Roms Hauptkirche verlesen. ***) z. B. aus Portugal, wo vor dem Jahre 1759 gegen 25,000 Jesuiten von allen Graden vorhanden waren. Der Orden hat vier Klassen: 1.) Professen (societas professa); 2.) Gehülfen; 3.) Schüler (scholastici); 4.) Neulinge (Novizen).

nen bevorstehenden Ehrenbezeigungen. Clemens wurde indessen zwar von mehreren Seiten bestürmt, den Jesuitenorden aufzuheben; aber er weigerte sich anfänglich, weil er dazu keine gnügenden Gründe zu haben meinte. Als sich ihm diese späterhin darboten, erschien das Aufhebungsbreve „**Dominus ac redemtor noster**“ d. 21sten Juli 1773, wobei er versicherte, „daß er dazu bestimmt und genöthigt sei durch Ursachen, welche die Gesetze der Klugheit ihm eingegeben, die er aber in seinem Herzen geheim halte.“ Nun änderten sich Bernhardinens Offenbarungen, sie lauteten: „daß die Glieder der Gesellschaft Jesu sich selbst auf glänzende Weise wieder begründen, daß nicht allein der Papst, sondern auch die Fürsten, welche an deren Auflösung Schuld gewesen, dem Tode nahe wären, und auf mancherlei Art bestraft werden würden.“ Während diese drohenden Gerüchte sich verbreiteten, und überall Abscheu und Entsetzen erregten, waren seit der Aufhebung des Ordens achtzehn Monate verstrichen, ohne daß der Papst erkrankte, ob er gleich immer die Nachstellungen der Jesuiten fürchtete. Er theilte seine Besorgnisse Einem seiner Freunde mit. „Ich habe Alles vorausgesehn, sprach er, als ich es für meine Pflicht hielt, die Kirche von dieser gefährlichen Gesellschaft zu befreien. Ich überlasse mich aber dem Willen der Vorsehung, und bringe mein Leben gern und willig zum Opfer dar, wenn das Gute dadurch erkauft werden soll.“

Und dieses Opfer sollte er wirklich bringen. Alle Vorsichtsmaßregeln, welche die menschliche Klugheit nur anzuwenden vermag; die Wachsamkeit und Liebe seiner Getreuen, von denen er umgeben war, und ihre schützenden Anstalten konnten ihn gegen die Rachsucht erbitterter, unversöhnlicher Feinde nicht verwahren. Er, der einen vesten und starken Körperbau, eine klangvolle und kräftige Sprache hatte, leicht, wie ein Jüngling, sich bewegte, sehr mäßig lebte, und stets in einer heitern Gemüthsstimmung sich befand, fühlte eines Tages nach dem Mittagsessen einen Krampf in der Brust und im Magen. Von da an verlor er seine helle Stimme, bekam einen ganz eigenthümlichen Katarrh und heftigen Ekel, es erfolgten Erbrechungen, und er mußte den Mund immer offen behalten. Er war überzeugt, daß er vergiftet worden sei. Man hatte ihm Acquetta *) beigebracht, und sein Gewissensrath

---

*) Acquetta, ein italienisches Verkleinerungswort, bezeichnet das

Marzoni soll um die Gräuelthat gewußt haben, ob er es gleich geläugnet hat. Als Clemens kurz vor seinem Tode aus der Hauptkirche nach dem Vatikan zurückkehrte, sagte er zum Prälaten Macedonia, den er mit seinem Vertrauen beehrte: „Mein Herr, ich werde sterben; und woran?" Er deutete dabei auf seinen Unterleib. Er nahm gleich bei der ersten Bemerkung des Gifts ein Gegengift, welches er stets bei sich trug; aber ohne Erfolg. Er ließ sich in eine fast glühende Schwitzkammer bringen, um durch heftigen Schweiß die Wirkung des Gifts zu verhindern; es war vergeblich. Er schrieb an den Arzt **D.** Bianchi zu Rimini, seinen alten Freund, der auch schnell herbeieilte; aber es war zu spät. Der Kranke litt die fürchterlichsten Schmerzen im Unterleibe, Mund und Gaumen waren entzündet, der erstere stets geöffnet, wie bei einem Menschen, den ein inneres Feuer verzehrt, und die Schwäche des Körpers nahm immer mehr überhand. Clemens duldete mit der Seelengröße eines Helden, mit der kindlichen Ergebung eines Christen, ob er gleich seine schmerzlichen Gefühle nicht ganz unterdrücken konnte.

Loyola's Jünger freuten sich bei der Kunde von seinem Leiden, und weideten sich mit satanischer Lust an seiner entsetzlichen Qual. Die Erfüllung der von ihnen ausgegangenen Prophezeihungen näherte sich, und sie wären frech genug, die Zeit von Clemens Tode genau zu bestimmen. Gegen Ende Oktobers werde er sterben, verkündigten sie laut. Sie konnten es, weil sich der Zeitpunkt, in welchem die Acquetta tödet, genau berechnen läßt. Auch war es sehr merkwürdig, daß kurz vor dem Hinscheiden des schuldlosen Dulders ein Kupferstich in Deutschland erschien, auf welchem man ein Skelett mit einer Fahne und dem Bilde des Heilands erblickte. In der Mitte sahe man eine Art von Tabernakel mit dem Monogramm **J. H. S.**, über welchem ein Exjesuit, in der Kleidung eines Weltgeistlichen, stand. Darunter befanden sich die Worte: „**Hic finis erit,**" und einige Verse, die ganz deutlich aussagten, daß

---

schrecklichste Gift, und wird in Peruggia in Kalabrien bereitet. Die Wirkung desselben äußert sich nicht durch ein plötzliches Zeichen, es zieht aber unabwendbar den Tod nach sich. Wenn man es spürt, schleicht es schon verheerend durch alle Adern. Der Erfolg ist zögernd, aber gewiß, und alle angewandte Hülfsmittel können ihn nicht hemmen. Der Tod, den das Gift allmählig herbeiführt, ist der schmerzlichste und furchtbarste.

die Jesuiten zwar ein anderes Kleid angelegt, aber ihre Meinungen und Bestrebungen nicht geändert hätten.

Am 22sten Oktober d. J. 1774 endete Clemens **XIV.** in einem schrecklichen, durch die Acquetta veranlaßten Fieberparoxismus *). Kaum hatte er die Augen geschlossen, so zeigten sich die Wirkungen des empfangenen Giftes auf eine schauderhafte Art. Der Leichnam zerfiel in Stücke, die durch und durch schwarz gebrannt zu sein schienen, und verbreitete einen unerträglichen Geruch. Das Gefäß, in welches man die Eingeweide gebracht hatte, zersprang nach einigen Stunden, und eine große Menge blutähnlicher Flüssigkeit überschwemmte das Bette und den Boden des Zimmers. Bei der am folgenden Tage veranstalteten Einbalsamirung zeigten sich die Spuren der Vergiftung noch deutlicher. Das Gesicht war aufgelaufen, und von einer häßlichen Farbe; die Hände sahen schwarz, der Rücken schwarz-gelb und der Unterleib war stark angeschwollen. Als man dem Leichname die Kleider abzog, schälte sich ein Theil der Haut mit ab; die Haare fielen ihm aus, die Nägel lösten sich bei der geringsten Berührung ab, und wenn man Einschnitte machte, so braußte eine Feuchtigkeit auf, die als Bläschen sichtbar wurde. Man mußte ihn im Sarge balsamiren, um die gänzliche Trennung der Glieder zu verhüten. Wer konnte bei diesen Erscheinungen zweifeln, daß Clemens durch Gift gemordet war, obgleich die Aerzte es nicht zugestanden **)? Und was bewog die Jesuiten zu diesem abscheulichen Morde? Die Rache, und die Hoffnung, durch einen andern Papst ihren unterdrückten Orden wieder hergestellt zu sehn. Um diese Absicht zu begünstigen, ersannen und verbreiteten sie auch die Lüge, daß Clemens, wenige Tage vor seinem Tode, dem Großpönitenziar und Kardinal Boschi, der unter dem Namen Pius **VI.** sein Nachfolger ward, einen Widerruf der Bulle **Dominus ac redemtor noster** übergeben habe. Allein die Sprache dieses erdichteten Widerspruchs ist so jesuitisch und dem Charakter des edlen Hin-

---

*) Der Bericht, den der spanische Gesandte von der Krankheit und von dem Tode des Papstes nach Madrid erstattete, enthielt die unzweideutigsten Beweise der Vergiftung. **) Aus den im „Leben des Scipio v. Ricci" von v. Potter mitgetheilten Aktenstücken geht die Vergiftung unläugbar hervor. S. 1sten Th. S. 122 — 140.

geopferten so wenig angemessen, daß ganz Europa darin nur den unverschämtesten Betrug und die Krone der verübten Gräuelthat erkannte.

Und dieser Orden ist wieder hergestellt, seine Grundsätze sind aufs Neue sanktionirt, seine früheren Verbrechen gebilligt worden. Man hält ihn auch jetzt noch, wie vormals, für die Stütze des päpstlichen Stuhls. Denn die Statthalter Christi sehen nun einmal stets rückwärts, nie vorwärts. Sie können sich mit dem Geiste das neunzehnten Jahrhunderts nicht befreunden, und ob sie schon fühlen, daß die herrlichen Zeiten des Mittelalters nicht zurück kehren, so wollen sie doch der Aufklärung möglichst widerstreben, und der Civilisation die Reaktion, der Glaubensfreiheit den hierarchischen Despotismus beharrlich entgegenstellen. Wegen der Mittel sind sie nicht in Verlegenheit; die Jesuiten sind ihre Bundesgenossen. Wie sehr auch ihre Anmaßungen der Vernunft, dem Menschenrechte, dem Sittengesetz, dem Christenthume widerstreiten, und von der Geschichte verurtheilt werden: es kümmert sie nicht. Sie zehren an dem Erbtheile ihrer Vorfahren, bis es aufgezehrt sein, und der Stuhl Petri in das Nichts zerfallen wird, aus dem er entstand. Es ist ein thörichter Wahn, wenn man meint, daß der Papst jemals aufhören könne, ein Repräsentant des Papstthums zu sein. Es ist eine gefährliche Täuschung, wenn man hofft, daß er, um die Forderungen der Zeit zu befriedigen, zu einer Reform die Hand bieten werde. Er darf es nicht einmal wagen; die Acquetta ist für ihn bereit, seine Veteranen bedrohen ihn *). Darum, meine Brüder, Kampf gegen die Jesuiten — fortgesetzten, nimmer ermüdenden Kampf! Durch Kampf ward das jüdische Volk zerstreut, und das Christenthum von seinen ersten Feinden erlöset; durch ihn wurde schon einmal Roma, die Weltbeherrscherin, gestürzt, und eine Beute germanischer Völker; ohne ihn wäre kein Passauer Vertrag erzwungen, kein Westphälischer Friede geschlossen, kein amerikanischer Freistaat gegründet worden; ohne ihn hätte Frankreich noch seinen Karl X. und seine Jesuiten. Hinweg also mit der schwachen Sanftmuth und Leutseligkeit, die aus bloßer Friedensliebe sich in die Fesseln einer schmach-

**) s. Rom und Belgien, oder: Was will der römische Papst noch im neunzehnten Jahrhunderte und was wollen die Regierungen? Beantwortet von einem Freunde der Wahrheit. Neustadt an d. O. 1831. bei J. K. G. Wagner.

vollen, geistigen Knechtschaft zwingen läßt! Hinweg mit der Gleichgültigkeit und Lauheit, welche in gemächlicher Ruhe nur von fern den Streitern zuschaut, und höchstens die Geschicklichkeit beifällig beklatscht, womit sie die Waffen gebrauchen! Hinweg mit dem weichlichen Pietismus, dem es auf den lichten Höhen des Protestantismus zu kühl ist, und der sich durch ein frömmelndes Spiel mit dem Namen Jesu und seiner Erlösung zu der milderen Tiefe des Romanismus hinabsenkt. Der Kampf gegen die arglistigen Vertheidiger des Ultramontanismus fordert Wachsamkeit, Kraft, Ausdauer, Selbstverläugnung; denn wir haben es nicht mit Fleisch und Blut zu thun, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, mit den Herren der Welt, die in der Finsterniß herrschen, mit bösen Geistern unter dem Himmel *).

Aber dieser Kampf ist nicht nur gegen die Jesuiten, sondern auch gegen den Jesuitismus, d. h. gegen die Schlauheit gerichtet, welche, mit der Miene des redlichsten Wohlmeinens, auf allerhand Schleichwegen gemeinschädliche Irrthümer einschwärzt, den Dolch unter dem Mantel der Liebe verbirgt, und zur Erreichung feindseliger Zwecke sogar die Kräfte des gutmüthigen, arglosen, getäuschten Gegners zu benutzen versteht. Wir begrüßten 1807, nach dem Posener Frieden, die katholischen Glaubensgenossen freundlich als unsere Mitbürger, und gestanden ihnen, wie es die Toleranz, der Geist der Zeit und Friedrich August gebot, willig gleiche kirchliche und bürgerliche Rechte zu; doch das vermutheten wir nicht, daß aus den Staatskassen, von unsern Steuern gefüllt, ein apostolisches Vikariat und katholisches Konsistorium, ein zahlreicher, mit den kirchlichen Bedürfnissen in gar keinem Verhältnisse stehender katholischer Klerus in Dresden unterhalten; daß, wenigstens zum Theil auf unsere Kosten, in Pirna, Freiberg, Chemnitz, Zwickau eine neue Pflanzschule des Katholicismus gegründet und gnügend dotirt; daß unser Vermögen zu Pensionen, Zuschüssen, Gratifikationen, Reisegeldern und Vorschüssen **), zu denen das protestantische Vater-

*) Ephes. 6. 12. **) Der Herausgeber des „Testaments Leo's XII." verzeichnet S. 25 — 27. vier und zwanzig katholische Geistliche, die auf Kosten des Landes erhalten werden. Er sagt ferner, daß das Seminar zu Prag eine jährliche Unterstützung von 400 Thlr. genießt, und daß dem Kaplan an der heil. Kapelle zu Loretto ein Fixum von 300 Thlr. aus Sachsens Landeskassen gezahlet wird. Er bemerkt dabei, daß von diesen Summen zehn arme Familien im Erzgebirge gegen

land keineswegs verpflichtet war, verwendet, und an Personen verschwendet werden würde, denen dasselbe nichts zu verdanken hatte. Jede evangelische Kirchengemeinde hat die Verbindlichkeit auf sich, ihre Kirchen und Schulen selbst zu bauen, und im brauchbaren Zustande zu erhalten, ihre öffentlichen Lehrer selbst zu besolden und mit dem Nothwendigen zu versorgen; die Landeskassen liefern dazu in den neuesten Zeiten, mit ausdrücklicher Bewilligung der Landstände, nur einen geringen Beitrag. Fordert also nicht die gesetzliche Gleichheit, daß auch die katholischen Kirchengemeinden den nöthigen Aufwand selbst bestreiten? Hatten Dresdens wackere Bürger, die in den verhängnißvollen Septembertagen die höchste Behörde um schleunige und gründliche Beseitigung der hauptsächlichsten Landesgebrechen mit ernstem Nachdrucke baten, unrecht, wenn sie unter Anderm auch Schutz für die evangelischen Landeskassen gegen fremdartige Interessen verlangten? Mußten die Seufzer und Klagen eines durch große Verluste gebeugten Volks, das sich auf mannichfache Art beschränkt sah, nicht endlich laut werden und Scenen herbeiführen, welche die öffentliche Ruhe bedroheten und erschütterten? Der Sachse erträgt, was zu ertragen ist, mit Geduld; er hat, nach vielen Drangsalen, die Trümmer seines früheren Wohlstandes ohne Murren gesammelt,

---

Hungersnoth gesichert werden könnten. Es ist auch allerdings befremdend, daß man im neunzehnten Jahrhunderte noch, einem papistischen Mährchen zu Gefallen, an die santà Casa (die angebliche Wohnung der Maria, welche die Engel aus Galiläa endlich nach Loretto gebracht haben sollen) Geld sendet, um einen Priester zu unterhalten. Die Pensionen, welche aus dem Pensions-Zahlamte für katholische Zwecke verabfolgt werden, betragen 3543 Thlr. 16 Gr. jährlich, und S. 28 jenes Werkchens sind die Personen namhaft gemacht, welche diese Summen empfangen. Außerdem beziehen die Sänger der katholischen Kirche 15,000 Thlr. und die musikalische Kapelle überhaupt kostet 54,700 Thlr. Dazu kommt noch die Besoldung des Pater Ringk in Zwickau, welche durch ein königliches Reskript auf 750 Thl. jährlich gesetzt ist. Auch sind zur Einrichtung der katholischen Kirche in Chemnitz 8000 Thlr. aus den Landeskassen zinsfrei vorgeschossen worden, welche jährlich mit 300 Thlr. allmählig zurückgezahlt werden sollen. — Das Alles ist geschehn, während in Sachsen Schullehrer vorhanden sind, die mit ihren Familien höchst kümmerlich leben, und für die vor einiger Zeit (in der Biene) gebettelt werden mußte! Man hat dergleichen Ungebührnisse früherhin nicht erfahren und nicht gerügt: aber „nun ist die Periode der Täuschung und der Komplimente vorbei; man beschuldet einander volle, wenn auch bittre Wahrheit.“ Aletheia 10tes Heft 1830.

und sucht sich durch Arbeitsamkeit, Kunstfertigkeit, Sparsamkeit, bei allen Beschränkungen seiner Industrie, allmählich wieder zu heben; er verwendet seine geringen Ersparnisse weniger auf den Magen, als auf ein nettes, anständiges Kleid, und darbt, wenn es nicht anders geht, um seine Abgaben entrichten zu können; aber das kränkt, das betrübet ihn, wenn man den mühsam erworbenen Lohn seines Fleißes zur Begünstigung jesuitischer Absichten verbraucht.

Das war aber freilich desto eher möglich, je weniger der vage, zehnmal umgeänderte *) 16te Artikel der Bundesakte die Rechte der evangelischen Kirche genau und deutlich bezeichnete. Er lautet so: „Die Verschiedenheit der christlichen Religionspartheien kann in den Ländern des deutschen Bundes keinen Unterschied in dem Genusse der bürgerlichen und politischen Rechte begründen." Wo bleiben denn da die kirchlichen? Hat etwa die evangelische Kirche keine? Oder verdient sie diesen Namen gar nicht, weil sie den Herrn selbst als Oberhaupt anerkennt, und den Statthalter verwirft? Werden ihr etwa aus diesem Grunde in gewissen katholischen Staaten keine Gotteshäuser, sondern nur Bethäuser zugestanden, die in Privathäuser verlegt sind? Ist sie die dienstbare Magd der Schwesterkirche, und muß sie eben darum **nolens volens** die Erhebung und Vergrößerung der letzteren befördern? Ist das die verheißene, verbriefte Parität? Was doch die Weglassung eines einzigen Wörtleins vermag! Hätte man sich doch nicht von römischer Politik überlisten lassen, sondern die früher verabredete Bestimmung der Gesandten Oesterreichs und Preußens in den wichtigen Artikel aufgenommen! Dann würde er sich ohngefähr so herausgebildet haben: „Die katholische Kirche in Deutschland wird, unter Garantie des Bundes, eine ihre Rechte und die zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse nöthigen Mittel sichernde Verfassung erhalten. Die bürgerlichen, politischen und kirchlichen Rechte der evangelischen Kirche gehören in jedem Staate zur Landesverfassung; und ihre, auf Friedensschlüssen, Grundgesetzen und andern gültigen Verträgen beruhenden Ansprüche werden ausdrücklich vorbehalten." — Aber so verfährt die jesuitische Schlauheit. Sie läßt unbestimmt, was, deutlich ausgesprochen, ihre

*) s. Klübers Akten des Wiener Kongresses.

Umtriebe hemmen, ihre Pläne hindern würde; sie betrügt die arglose Gutmüthigkeit durch klangvolle Phrasen, in denen das Hauptwort fehlt. Was sollen wir ehrlichen Protestanten bei so gestalteten Sachen thun? Wir denken wie unser Luther, der den Entwurf des nachmaligen „Interim,“ welchen man ihm zur Begutachtung übersendet hatte, mit den Worten zurückgab: „Das wetterwendische und zweizüngige Buch kann ich nicht annehmen. Was Ceremonien und äußerlichen Kirchengebrauch betrifft, rathe ich zur Einigkeit; in Artikeln des Glaubens, die ich nicht gestellt, sondern die Christi sind, habe ich nichts zu ändern, oder nachzugeben. So kann ich auch nicht für rathsam halten, daß man gefährliche, schlüpfrige und zwiefache Worte zur Erklärung oder Vergleichung der vornehmsten Lehren einschleichen lasse.“

Wir hassen die Zweizüngigkeit, welche es mit keiner Parthei verderben will, und sich, wie eine Wetterfahne, nach dem Winde drehet; wir verachten die Menschenfurcht, die sich gern doppelsinniger Worte bedient, um stets den Rücken frei zu haben; wir entfernen uns von der höfischen Sitte, die sich, auch bei den ernsthaftesten Verhandlungen, in konventionellen Formen bewegt, und dem Gegner, statt der Wahrheit, nur Komplimente sagt. „Gerade heraus!“ ist unser Wahlspruch; denn wir ringen nicht nach Menschengunst und irdischem Vortheil, sondern nach Gottes Beifall und ewigem Heil. Darum erscheint uns die Zweideutigkeit eines Johann von Eck, Officials des Erzbischofs von Trier, durchaus verwerflich, der den großen Reformator und dessen Unternehmen heftig bestritt, und während des Augsburger Reichstags Melanchthon fragte, was ihm die Evangelischen gäben, wenn er zu ihnen überträte? Fürwahr ein würdiger Zeitgenosse Loyola's! — Weit ehrwürdiger zeigt sich dagegen Joseph Blanko, der, um seine Ueberzeugung offen aussprechen zu können, sein Amt, seine Freunde, sein Vaterland verließ. Dieser Mann, ein Spanier, hatte am Feste des heil. Ferdinands, dessen Leichnam in der königlichen Kapelle zu Sevilla aufbewahrt wird, vor der königlichen Brigade der Karabiniers zu predigen. Er wählte den Unglauben zum Gegenstande seiner geistlichen Rede, die so sehr gefiel, daß sie auf Kosten der Brigade gedruckt wurde. Aber ein Jahr darauf trat für seinen eignen Glauben eine verhängnißvolle Krisis ein; Blanko stand an der Grenze des Atheismus, und das traurigste Decennium seines Lebens begann. Er glaubte an gar nichts,

und verwaltete sein Amt, wie viele spanische Priester, mit Gleichgültigkeit und geheimen Widerwillen. Da näherten sich Napoleons Truppen Sevilla, und Blanko konnte entfliehen, ohne die wahre Ursache seiner Flucht, nämlich den Widerstreit in sich selbst, zu verrathen. Es wurde ihm allerdings schwer, Alles, was er liebte, zu verlassen, und in eine fremde Welt zu wallen; es bestürmten ihn die bittersten Gefühle, als er, ohne Hoffnung zur Rückkehr, über die Schwelle des Vaterhauses schritt, und die gebeugte Gestalt seines Vaters bei der ersten Wendung des Guadalquivir, auf welchem er hinunterschiffte, aus den Augen verlor; aber das Verlangen, die täuschende Maske, welche die furchtbare Inquisition *) ihm aufzwang, ablegen zu können, war mächtiger, als jener Schmerz. Auf Britanniens freiem Boden, wo er das Glück hatte, bald mit verständigen, frommen Männern bekannt zu werden, forschte er fleißig in der Schrift, der quälende Unglaube entwich, die evangelische Wahrheit erleuchtete, beruhigte sein Herz, und er bekannte sie mit Freudigkeit vor der Welt. — So handelt der Redliche. „Wer wahrhaftig ist, der sagt frei, was recht ist; aber ein falscher Zeuge betrügt **).“

Trügerisch ist der Jesuitismus. Er gleicht einem stehenden Gewässer, das einen tiefen Sumpf bedeckt. Die Oberfläche scheint rein und klar; glänzend spiegelt sich in ihr der Sonnenstrahl. Aber harre ein wenig, dürstender Wanderer, ehe Du die trügliche Flüssigkeit schöpfest. Siehe, wie von Zeit zu Zeit kleine Bläschen aufsteigen, den schädlichen Dunst enthaltend, der vom schwarzen Boden sie löset. Tauche den Finger hinein, und bringe den Tropfen an Deine Zunge: Du wirst ihn schnell abstreifen, weil der faule Geschmack Dir Ekel erregt. Berühre mit Deinem Stabe den Grund: was wirst Du erblicken? Würmer aller Art, besonders Blutigel ***), die in schlängelnden Krümmungen auftauchen, bereit, an der Menschenbrust sich vest zu saugen. Bemerke dagegen, wie die frische Quelle

---

*) s. Beil. 4. **) Sprüche 12, 17. ***) Aehnlich dem Königl. franz Großalmosenier, der sich bei Verwaltung des Blinden-Hospitals (les Quinze-vingt) auf schändliche Weise bereicherte, und den der Deputirte von Courcelles einen Kongreganisten-Wurm nannte, weil er sich mit mehrern Millionen Franken gemästet habe, weshalb die Blinden schlechte Kost, wenig und kaum eßbares Brod bekommen hätten.

mit sanftem Geräusch' aus reinlichem Behälter hervorströmt, wie sie, beschattet von dichtem Grase und Vergißmeinnicht, über glatten, weißen Kiesel dahinrollt, und, ohne Dir heimtückisch etwas zu verbergen, Dich unbefangen bis auf den Boden schauen läßt. So ist der Redliche. Er strebet nicht nach äußerem Schimmer, sondern nach innerem Werth; er spricht und handelt, wie er denkt und fühlt, und gibt sich allenthalben so, wie er in Wahrheit ist. Er hasset die Verstellung, er verabscheuet die Lüge. Bescheidenheit ist sein Schmuck. Er tritt nie mit eitler Anmaßung hervor, er trägt seine Kenntnisse, Erfahrungen, Vorzüge nie zur Schau; er gleicht vielmehr einem dichtbelaubten Baume, der seine schönsten Früchte unter einem Blätterdache verbirgt. Er fliehet den Hochmuth. Nichts dünkt ihm lächerlicher, als das stolze Herabblicken des Hoffärtigen auf seine niedrigern, meist besseren Brüder, und so oft er es bemerkt, fallen ihm unwillkührlich die leichten Aehren ein, die eben darum ihre Häupter erheben, weil sie leer sind. Doch da, wo es der Wahrheit, dem Recht, dem Gemeinwohl gilt, läßt er seine Stimme laut ertönen, und spricht seine Ueberzeugung muthvoll, unumwunden, kräftig aus, geleitet von dem Grundsatze: „Thue recht und scheue Niemand!" — Dem Allen steht nun der Jesuitismus diametrisch entgegen. Er enthält ein System der Täuschung; Lug und Trug ist seine Theorie und seine Praxis. Er behauptet, was er selbst nicht glaubt; er gelobt, was er nicht zu halten gedenkt; er verheißet, was er nicht gesonnen ist, zu geben. Erfahren das nicht fort und fort die Unterthanen des Kirchenstaats? Hat man ihnen nicht längst schon eine zweckmäßigere Verfassung zugesagt, die sie noch immer vergeblich erwarten? Ist ihnen nicht schon seit Jahren Erleichterung ihrer Lasten versprochen, indeß der Priesterdespotismus sie immer tiefer beugt? Darf man sich wundern, wenn in Italien der Geist der Unzufriedenheit sich mächtig regt, den bisher Oesterreichs bewaffnete Schaaren niederdrückten? Muß nicht die stets erneuerte Wortbrüchigkeit und arglistige Falschheit endlich die höchste Erbitterung erzeugen, und überall gefährliche Verschwörungen hervorbringen?

Das geschah zu Rom im Jahre 1831. Eine weitverzweigte Verbindung unzufriedener Menschen wollte die Karnevalslustbarkeiten zu einer sehr ernsten Katastrophe benutzen. Man hatte folgenden Plan entworfen. Am 12ten Februar g. J. sollte sich eine große Anzahl von Masken,

Alle an gewissen Zeichen einander kennend, auf den Korso begeben. Eine Stunde vor dem Schlusse der täglichen Belustigungen wird ein Kanonenschlag abgefeuert; nach einer halben Stunde folgt ein zweiter: dann müssen sich die Wagen entfernen, damit man Raum für das Wettrennen gewinne, und nach demselben schließt ein dritter Schuß das Ganze. Die Masken sollten sich nun so vertheilen, daß zwei oder drei immer dicht bei Einem der im Korso befindlichen zahlreichen Soldaten, die übrigen nahe bei den Wagen wären. Der erste Schuß sollte das Signal sein; so wie derselbe erschallte, wollte man alle Soldaten niedermachen, die Sehnen der Pferde zerschneiden, und unter fürchterlichem Geschrei eine ungeheure Verwirrung verursachen. Während derselben wollte man sich der Magistratspersonen bemächtigen, nach dem Vatikan ziehen, und den Papst zu allen, noch unter dem Schleier des Geheimnisses ruhenden, Absichten zwingen. Das schreckliche Vorhaben ward vor der Ausführung entdeckt, und alle Festlichkeiten wurden untersagt. Am 14ten Februar erschien ein Edikt des Staatssekretairs, wodurch der Papst dem Volke bekannt machen ließ, daß, obgleich die Unternehmung der Empörer vereitelt, ihr Plan verrathen, und die Ausführung verhindert worden wäre, doch gottlose Menschen nicht leicht ein schlechtes Vorhaben aufgäben; daß die Unruhestifter sich fälschlich erlauchter Namen zur Aufwiegelung bedienten, allgemeine Plünderung des öffentlichen und Privateigenthums bezweckten; daß sie durch die Lockung des Raubes versucht hätten, sich Anhänger zu verschaffen, um sodann die Empörung zu beginnen; und daß unter den Verführten Mehrere, von Gewissensbissen gequält, dahin gebracht worden wären, Alles zu bekennen. Auch versicherte die päpstliche Regierung, sie würde die Schuldigen nicht unbestraft lassen, und forderte zugleich alle zum Militairdienst Eingeschriebenen auf, Falls ein neuer Versuch, die öffentliche Ruhe zu stören, gewagt werden sollte, sich bei'm ersten Signal von der Engelsburg und bei'm Lauten der Sturmglocke augenblicklich zu ihren verschiedenen Korps zu begeben, um die Religion, das Vaterland und den Thron zu vertheidigen. Dieses Edikt ward bei schon angebrochener Dunkelheit angeheftet, worauf von allen Seiten die dem päpstlichen Befehle gehorchenden Römer, mit Lichtern in den Händen, sich herzudrängten. Demungeachtet fand man am 15ten Februar Vormittags auf dem Korso und an verschiedenen Plätzen papierne dreifarbige Kokarden um-

hergestreut; einige weiß, grün und roth (die Farben altitalienischer Republiken), andere weiß, roth und blau, und auf denselben stand das bedeutungsreiche Motto: „Questo o la morte!" (Sieg oder Tod.) Da man, wegen dieser Erscheinung, noch immer Unruhen befürchten mußte: so wurden, durch ein späteres Edikt, alle Wirthe, und sogar Klöster und fromme Stiftungen für das Betragen der bei ihnen wohnenden Fremden verantwortlich gemacht. Auch ließ der Papst (am 13. Februar) dem Volke ankündigen, „daß die wunderthätigen Ketten in der Kirche **S. Pietro in vincoli**, und die sonst verdeckten wunderwirkenden Marienbilder der Kirchen **S. Maria del Popolo** und **S. Maria di Campitelli** der Andacht zugänglich wären, und Jedermann ermahnen, den Beistand des Himmels in den so schwierigen Zeitverhältnissen herabzuflehen!" Werden denn aber diese Ketten, Marienbilder und Gebete helfen, wenn man die gerechten Wünsche der Völker nicht befriedigt, und die versprochene Verminderung der öffentlichen Lasten jesuitisch verzögert? Enthält der Ausspruch der Schrift *): „Wer sein Ohr abwendet, zu hören das Gesetz, deß Gebet ist ein Gräuel," nicht eine ewige Wahrheit? Hat nicht der römische Hof bisher sich gesträubt, die Gebote der Vernunft, der Billigkeit, der Menschlichkeit, der fortgeschrittenen Zeit zu beherzigen? Wird der Himmel durch ein Wunder die schlaue Ungerechtigkeit unterstützen, und Völker beschwichtigen, die nur das Gebührende verlangen?

Denn wie Individuen, welche den ruhigen Besitz und unverkürzten Genuß ihrer wohlerworbenen Güter begehren, nur ihr gutes Recht geltend machen, so haben auch die Nationen gegründete Ansprüche auf Selbstständigkeit, Freiheit, Ehre und Eigenthum; und wie es jenen gestattet ist, sich durch den Schutz der Gesetze gegen Beeinträchtigung zu verwahren, so muß es auch diesen erlaubt sein, sich gegen die Verletzungen des Jesuitismus zu vertheidigen, wenn die Regierung zu schwach, oder zu wenig gerecht ist, um sie zu schützen. Es kann Verhältnisse geben, in denen die Geduld als Feigheit, und die Nachgiebigkeit als Verrath am gemeinen Besten erscheint. Die Vernunft tadelt es, sich der physischen Ueberlegenheit da zu bedienen, wo geistige Kräfte ausreichend sind; aber sie billiget es, dann zu den Waffen zu greifen, wann Vorstellungen und

---

*) Spr. 28, 9.

Gründe nicht beachtet werden. Die Ethik stellt das Ideal des sittlichen Lebens auf, und gebietet, demselben nachzustreben; sie rechtfertigt daher auch den Widerstand gegen die Hindernisse, welche sich der Erreichung jenes Ideals entgegenstellen, und sie unmöglich machen. Wer kann also wol die Insurrektion der Niederländer gegen Philipp II., den Krieg der protestantischen Fürsten gegen Karl V., die muthvolle Erhebung des ruhmgekrönten Gustav Adolphs gegen die Vertheidiger des Papstthums ungerecht nennen? Es war der Kampf der Glaubensfreiheit gegen den Glaubenszwang, und da nur im Reiche der ersteren die Tugend herrschen kann: so war die Bestreitung des letzteren durch die Moral selbst geboten und geheiligt. Was ist aber für Tugend, Sittlichkeit und Gottesfurcht gefährlicher, als die jesuitische Politik? Was kann die Völker mehr verderben, entehren und zur Geistessklaverei erniedrigen, als diese? Darum ist der Kampf gegen sie ein gerechter, ein heiliger.

Man wende nicht ein, daß der Jesuitenorden doch eine Stütze der römisch-katholischen Kirche sei, die (nach de Pradt) 120 Millionen Glieder umfaßt. Es wäre doch fürwahr schlimm genug, wenn eine so zahlreiche Verbrüderung eines so schlechtrenommirten Ordens bedürfte, um bestehen zu können! Ist sie denn etwa von 1773 bis 1814 untergegangen gewesen? Und mag immerhin die katholische Kirche dieses Ordens nicht entbehren können: die protestantische hat eine festere Stütze — das Evangelium. Es ist überhaupt sehr zu wünschen, daß die evangelische Kirche fernerhin vom Staate nicht mehr als eine fremdartige Korporation betrachtet werde, der man, um sie in der gehörigen Unterthänigkeit zu erhalten, Zaum und Gebiß anlegen müsse; daß man sie vielmehr als dasjenige Organ des Staatshaushalts anerkenne, durch welches man diesen zur herrlichsten Blüthe bringen kann, sobald man es gebührend zu würdigen und zu brauchen weiß. Sie kann und soll das sittliche Leben des Volks wecken, ordnen, fördern, und dadurch dem Staate die wichtigsten Dienste leisten; das vermag sie aber nur dann, wann sie zweckgemäß organisirt ist, ihre Kräfte im ganzen Umfange und ohne Hinderniß entwickeln kann, und nicht durch eine kleinliche Politik vernachlässigt, oder gar gelähmt wird. Sie macht, wie jeder andere nützliche und öffentlich anerkannte Verein, Anspruch auf den Schutz und die Unterstützung des Staats, und gesteht ihm dafür das Recht

der Aufsicht zu. Wie verschieden nun auch die Elemente, Mittel und Absichten ihrer Wirksamkeit von denen des Staats seyn mögen: sie trifft doch in dem Zwecke mit ihm zusammen, verständige und gute Bürger zu erziehn. Beide arbeiten mit und für einander. Der Staat soll die Kirche schützen, und ihre Thätigkeit nach außen hin beaufsichtigen; sie muß aber demungeachtet in Bezug auf ihr inneres Leben selbstständig sein und bleiben. In dieser Rücksicht ist sie unabhängig vom Staate; da sie aber zugleich, als ein äußeres gesellschaftliches Institut, bürgerliche Rechte in Anspruch nimmt, die sie nicht selbst vertheidigen kann: so ist sie auch dem Staate unterworfen. Ein unabhängiger Staat kann nur eine Hoheit wollen, in der die verschiedenen Aeste der Staatsverwaltung, als in dem Hauptsitze aller Regierung, sich vereinigen und von derselben sich ausbreiten. Ein solcher Staat läßt die Kirche in ihrem Kreise, welches der einer geistigen Freiheit ist, auch mit Freiheit walten, insofern sie kein Recht verletzt, und überhaupt das Staatsbürgerthum nicht gefährdet. Die evangelische Kirche, welche sich zur Verwirklichung der höchsten Zwecke der Menschheit mit dem Staate verbunden hat, würde die Schultheorie über das Verhältniß des Staats zur Kirche längst praktisch überflüssig gemacht haben, wenn nicht eine andere Kirche vorhanden wäre, welche die Gewissen der Völker beherrschen will; diese aber, die, von dem Staate gänzlich getrennt, ihm gegenüber steht, jede einverständliche Wechselwirkung mit demselben verschmähet, ihr eignes Staatsrecht, ihre eigne Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit hat, in geistlichen und weltlichen Dingen die höchste Gewalt sich anmaßt, wird stets nur das hierarchische System billigen. Sie bedarf also auch des Jesuitenordens, der dieses System aufrecht erhält, schützt und vertheidigt.

Die evangelische Kirche hat ein in dem Zwecke ihrer göttlichen Stiftung begründetes, unveräußerliches Recht, welches der Staat anerkennen muß, das Recht der Freiheit des Glaubens und Lebens nach dem Worte Gottes *), ohne welches sie aufhört, eine Kirche Christi zu sein, und zum bloßen Mittel für fremde Zwecke herabsinkt. Dieses Recht hat sie in jedem Staate, und jede christliche Regie-

*) s. Die Protestation der evangelischen Stände auf dem Reichstage zu Speier im J. 1529. Mit historischen Erläuterungen von D. Tittmann. Leipzig 1829 bei Ambrosius Barth.

rung hat die Pflicht, die Kirche in ihrem Gebiete in dem Besitze dieses Rechts zu schützen, und jede fremde Gewalt, welche die Kirche zu einem Glauben und Kirchenthum, das sie dem Worte Gottes nicht gemäß erachtet, zwingen will, so viel als möglich abzuwehren. Allerdings kann es die Kirche selbst nicht, weil sie keine weltliche Macht hat. Aber die Fürsten des Landes, in welchem die Kirche sich befindet, können, dürfen und sollen es; denn sie sind als christliche Fürsten verpflichtet, die Rechte der Kirche zu schützen, wie sie verbunden sind, ihr Land selbst und die Rechte jedes Unterthans gegen fremde Gewalt in Schutz zu nehmen. Dieser Pflicht können sie sich nie entziehn. Welches Band sie auch gesetzlich an fremde Staaten knüpfen mag: sie dürfen die Gewissen ihrer Unterthanen nicht fremder Willkühr unterwerfen, und sie thun nichts anderes, als was ihre Fürstenpflicht *) gebietet, wenn sie sich einer solchen Gewalt widersetzen; es ist ihnen nicht erlaubt, dieselbe zu dulden, oder wol gar zu unterstützen. Versuchte es aber ein Fürst, die Freiheit der evangelischen Kirche in seinem Lande zu beschränken, und sie der Gefahr bloszustellen, im Bezug auf ihren Glauben von einer fremden Macht abhängig zu werden: so würde sie verbunden seyn, gegen einen solchen Versuch zu protestiren und sich der Ausführung eines solchen Plans, der ihre heiligsten Rechte bedroht, mit aller Kraft zu widersetzen. Könnte man das sträflichen Ungehorsam und, wenn es mit den Waffen in der Hand geschähe, verbrecherische Insurrektion nennen? Der Jesuitismus nennt es freilich so, weil er die evangelische Kirche überhaupt gern als eine insurgirende verdächtig machen möchte; aber darüber dürfen wir uns nicht wundern, da er die Reformation als eine Revolution zu betrachten pflegt.

Daß man übrigens gegen jesuitische Umtriebe erbittert sein kann, ohne Volksaufstände zu billigen und zu begünstigen, beweiset das Schreiben des französischen Gesandten in Rom vom 19ten April 1831 **). St. Aulaire erwidert auf empfangene Mittheilungen: „Der unterzeichnete Botschafter von Frankreich hat mit Dankgefühl

---

*) Wir können nämlich nicht dem staatsrechtswidrigen Satze Kants (in den metaphysischen Anfangsgründen der Rechtslehre S. 174) beistimmen: „Der Herrscher im Staate hat gegen den Staatsbürger lauter Rechte, aber keine Zwangspflichten. **) s. Leipziger Zeit. Nr. 118. 1831.

die von Sr. Emin. dem Kardinal Bernetti, Prostaats-sekretair Sr. Heiligkeit, ihm gefälligst mitgetheilte Urkunde erhalten, welche zu Ancona am 24sten verflossenen Monats gedruckt ward, und aus welcher hervorzugehen scheint, daß die Beförderer und Anhänger der Rebellion in den Staaten des Papstes gewagt haben, eine Entschuldigung und Rechtfertigung ihres Betragens in vorgeblichen Versprechungen eines von Seiten der französischen Regierung gewährten Schutzes zu suchen. Der Unterzeichnete konnte nicht ohne lebhaften Verdruß die Urheber dieser Behauptung ihre Fehler auf solche Art durch Verläumdungen erschweren sehen, die den offenbarsten Thatsachen eben so sehr entgegen, wie für Frankreich beleidigend waren. Er weiß, daß sie von den aufgeklärten Männern aller Länder gehörig gewürdigt werden, und das Gefühl einer angemessenen Würde mußte ihm in dieser Hinsicht jede Art von Vertheidigung untersagen. Inzwischen erinnert er mit Vergnügen an die Beweise der sorgfältigsten Theilnahme, welche die Regierung des allerchristlichsten Königs dem heiligen Vater von dem Augenblicke an gegeben hat, wo sie vom Aufstande der Stadt Bologna benachrichtigt ward, und an den mehrmals von ihr ausgedrückten Willen, den die zeitliche Souverainetät des heiligen Stuhls verbürgenden Traktaten treu zu bleiben. Diese so laut geoffenbarten Absichten und Gesinnungen, die noch neuerlich durch die loyalen Erläuterungen bestätigt wurden, welche das französische Ministerium in Gegenwart der Deputirten der Nation gegeben hat, dürften ohne Zweifel hinreichen, der heute verbreiteten Nachricht von der nahen Ankunft einer französischen Armee in Italien, mit der Bestimmung, einen Versuch zu einer Revolution zu unterstützen, allen Glauben zu benehmen. Der Unterzeichnete beeilt sich übrigens, über diesen Punkt sowol, wie über den vorhergegangenen, die vollständigsten und bestimmtesten Versicherungen zu geben. Die französische Regierung will nicht, und wird niemals in den Staaten des Papstes eben so strafbare, als unsinnige Unternehmungen beschützen wollen, deren Folgen unfehlbar sein würden, neues Ungemach über die Völker herbeizuziehen, und die Vollziehung der großherzigen Entwürfe zu verzögern, die der heilige Vater zu ihrem Glücke gefaßt hat. Voll Vertrauen in diese Absichten, wird sich der Unterzeichnete immer glücklich schätzen, durch Mittel, die in seiner Gewalt stehen, dazu beizutragen.“ — So schrieb der Gesandte eines Volks, das die Jesuiten, und den König, der sich von ihnen lei-

ten ließ, vertrieben hatte. Gleiche Grundsätze bewährt auch der französische General Cubières, jetziger Kommandant von Ancona, der die Liberalen, welche sich aus ihrem Exil hoffnungsvoll in diese Stadt begeben hatten, nicht schützt, sondern ihnen vielmehr schleunige Entfernung gebietet. Hieraus geht klar hervor, daß man dem Jesuitismus abhold, und doch der bestehenden Ordnung der Dinge geneigt sein kann.

Und wie könnten wir uns jemals mit dem jesuitischen Geiste aussöhnen, der nicht nur unsere Kirche seit Jahrhunderten feindselig verfolgt, sondern uns auch Einen der schönsten Tage — d. 25sten Juni 1830 — grausam trübte? Die Feier dieses Denktages der Uebergabe der Augsburgschen Konfession, eines Tags, den die gegenwärtige Generation nicht mehr erlebt, hätte in jeder Hinsicht großartig und würdevoll sein sollen; war dies aber der Fall? Ein offenbar böser Geist (man hat an leibhafte Jesuiten gedacht!) verwandelte die Freude der Protestanten in Traurigkeit. Davon sahe man besonders in Leipzig, der zweiten Stadt des Königreiches Sachsen, dem Mittelpunkte vieler Interessen des Landes und Auslandes, ein auffallendes Beispiel. Statt daß Leipzigs ganze Bevölkerung festlich geschmückt, in dichten Reihen und innig vereint, zum Tempel des Herrn hätte wallen sollen, bewegte sich eine im Verhältniß kleine Zahl würdiger und gelehrter, aber, wie sie hier erschienen, isolirter Männer, abgesondert vom Kern und der Blüthe des Volkslebens, Paar und Paar durch die Straßen, nicht unähnlich einem Leichenzuge. Man hoffte, daß auf diesen trüben Morgen doch wenigstens ein heiterer Abend folgen, daß man die Freude über das strahlende Licht, welches glorreiche Vorfahren mit männlichem Muthe entzündet und verbreitet hatten, auch durch äußerliche Zeichen zu erkennen geben würde; aber man täuschte sich. Es kam ein Abend, an den man sich nur mit gerechtem Schmerz erinnern kann. Die allgemeine Verstimmung fesselte die Hände, welche illuminiren sollten; die wohlbegründete Unzufriedenheit der akademischen Jugend, auf welche das Vaterland mit hoher Erwartung blickt, verwandelte den lauten Ruf des Frohsinns in das dumpfe Schweigen des Unmuths, und das Mißvergnügen lagerte sich drückend auf Stirn und Brust. Ein unbesonnener Diensteifer, verbunden mit roher Gewaltthätigkeit, steigerte den Unwillen bis zur Erbitterung, indem er einen Handlungsdiener Ferdinand Gottschalch, der ruhig seiner Wohnung ent-

gegen ging, ohne alle Veranlassung tödtlich verwundete, und so ein frisches, jugendliches Leben muthwillig verkürzte. Der Unschuldige starb am 28sten Jun. und wurde zwei Tage darauf in das Grab gesenkt. Der kleinlich-düstere Zug am Morgen des Gedächtnißtags erhielt durch diesen unglücklichen Vorfall eine merkwürdige Bedeutung. Der öffentliche Unwille ward noch mehr gereizt. Der folgende „Allgemeine Wunsch ächt evangelischer Leipziger" sollte im Tageblatte abgedruckt werden. „Wie viele Male haben wir in den vergangenen drei Jahrzehnten gezwungen und freiwillig illuminirt für einen Waffenhelden, der längst wieder verschwunden; und für den großen Glaubenshelden, **D. Martin Luther**, den Unsterblichen, dessen Lehre nun seit dreihundert Jahren so fest steht, wie die Burg Königstein, und Millionen Menschen glücklich gemacht hat, sollten wir nicht morgen Abend Alle, ohne Ausnahme, zum Beweis unserer tiefsten Dankbarkeit ein Lämpchen zum ewigen Gedächtniß anzünden??? — Wohlan denn! d. 26sten Jun. 1830. A — Z." Allein der Censor verweigerte, aus unbegreiflichen Gründen, dieser ganz unverfänglichen Aufforderung das **imprimatur** mit den Worten: „Mir bedenklich, weil man seinen evangelischen Sinn und Dankbarkeit nicht durch Lämpchen beweiset, sondern auf bessere Art kann leuchten lassen." Das wissen wir Alle recht wohl, und Leipzigs Bewohner bethätigen auch durch edle Handlungen, daß sie ein anderes, besseres Licht, als solche Lämpchen, kennen und leuchten lassen vor den Leuten, die ihre guten Werke sehen *); war's denn aber dem Censurregulative zuwider, dem ewig-denkwürdigen Tage durch allgemeine Illumination eine gebührende Auszeichnung zu ertheilen? War's den Gesetzen des Staats, der bürgerlichen Ehre, der Religion zuwider, in einem öffentlichen Blatte dazu aufzumuntern? — Ueberhaupt beklagten sich damals die wackern Bürger Leipzigs über die auffallende Kälte und Gleichgültigkeit derer, die zwar eine Anordnung der Festlichkeiten näher zu bestimmen versprachen, aber dieses Versprechen späterhin gänzlich vergaßen, und die Menge in Ungewißheit ließen über die Dinge, die da kommen sollten.

Auch in der Residenzstadt Dresden selbst war man, wie der Nürnberger Korrespondent **) berichtete, keineswegs

---

*) Matth. 5, 16. **) am 2ten Jul. 1830.

so thätig für eine anständige Festfeier, als man es von eifrigen Protestanten hätte erwarten sollen. Es mangelte an der Eintracht, die ein solches Jubiläum verlangte; ein kläglicher Zwiespalt trennte die Glieder einer Kirche, die sich Alle im Danke gegen Gott und in brüderlicher Liebe hätten vereinigen sollen. Es war höchst auffallend, daß man am 25ten Juni die Fenster des Rathhauses nicht erleuchtet sah. Woher kam doch das? An dem nöthigen Gelde konnte es unmöglich einem so reichen Stadtrathe mangeln, und der Aufwand war ja ohnedem gering. Oder hatte man etwas zu fürchten? Gewiß nicht! Der katholische Hof, in dessen Mitte ein aufgeklärter Prinz Mitregent waltet, hat auf keine Art die Freude der protestantischen Unterthanen verbittert, und die Vorfälle aufrichtig gemißbilligt, welche das schöne Fest entstellten. Auch waren die stürmischen Tage des 9ten und 10ten Septembers 1830 noch nicht vorhanden. War's übelangebrachte Schonung, was die Beleuchtung verhinderte? Nun so möchte man doch Etwas von der allbeliebten Toleranz aufgeben, und Luthers mahnendes Beispiel nachahmen in Wort und That! So urtheilten damals ehrenwerthe Einwohner Dresdens und Leipzigs. — Doch wir betrachten jene unglückseligen Störungen vielmehr als Erfolge geheimer jesuitischer Machinationen, die darauf berechnet waren, die Fackel der Zwietracht unter die Protestanten zu werfen, und wenigstens für die schönen Tage des Jubelfest's Spannung und Spaltung unter ihnen hervor zu bringen. Und das ist leider! gelungen.

Trennung unter uns zu bewirken, ist überhaupt das Ziel, nach welchem die jesuitische Arglist rastlos strebt; denn das erkennen unsere Feinde recht wohl, daß wir leicht zu überwältigen sind, wenn wir vereinzelt für unsere Rechte kämpfen, und daß dies nicht möglich ist, wenn 40 Millionen Menschen vest aneinander halten. Wir können also ihre Wünsche nicht besser befriedigen, und uns nicht sicherer entwaffnen, als wenn wir Partheien unter uns entstehen lassen, die sich gegenseitig befehden. Nun ist es nicht zu läugnen, daß der Protestantismus selbst, der jedem vernünftigen Christen die Freiheit der Prüfung zugesteht, ihn zum gewissenhaften Gebrauche dieses herrlichen Vorrechts auffordert, und allen Glaubenszwang verwirft, Verschiedenheit der Meinungen erzeugt und begünstigt. Müssen denn aber daraus nothwendig Spaltungen hervorgehn? Können wir nicht einander vertragen in der Liebe, und sollen wir uns nicht befleißigen, zu erhalten die Einigkeit im Geiste

durch das Band des Friedens *)? Hatten doch schon die Apostel unsers Herrn eine verschiedene Ansicht von der fortdauernden Gültigkeit des mosaischen Gesetzes; entstand denn aber daraus ein entzweiender Streit? Vereinigten sie sich nicht Alle in dem Grundsatze, daß jede individuelle Meinung von den Aussprüchen des einzigen Meisters abhängig sei? Hätte man diesem Grundsatze stets gehuldigt, und nie demselben entgegen gehandelt: so würde, trotz aller Verschiedenheit in der Form des Glaubens und des Kultus **), eine Heerde unter einem Hirten geblieben seyn. Aber da traten Selbstsucht, Hoffart, Herrschbegierde anmaßend auf, und bestimmten, was geglaubt und nicht geglaubt, und wie die äußerliche Gottesverehrung gestaltet und nicht gestaltet werden müsse; nun entstand eine orthodoxe Kirche, welche diejenigen, die sich eine Abweichung von ihren Satzungen erlaubten, verkleinerte, verläumdete, verketzerte, verdammte; nun entstanden Sekten, die einander anfeindeten, verfolgten, verachteten. Der friedliche Bund der Christen war aufgelöst, die **Magna Charta** ihrer Kraft und Freiheit war zerrissen, die Bekenner einer Religion zerfleischten einander. Des freute sich Julian, der Apostat, und hätte er länger gelebt, es würde ihm wahrscheinlich gelungen sein, das Christenthum in seinem Reich, wo nicht zu unterdrücken, doch im Fortschreiten wesentlich zu hemmen.

So freuen sich die Jesuiten, wenn Streitigkeiten unter uns Protestanten ausbrechen, Spaltungen und Trennungen herbeiführen; sie regen dieselben durch allerhand Kunstgriffe an, und unterhalten, steigern sie durch ihre geheime, ränkevolle Thätigkeit. Scheuen sie sich doch nicht, ihre eigenen Glaubensgenossen gegen einander aufzuhetzen, und ihnen zu blutigen Feindseligkeiten Geld und Waffen in die Hand zu drücken. Wer sind denn die Karlisten, welche noch immer Frankreichs Bürger von einander scheiden, und in der Vendee stets neue Banden von Chouans

---

*) Ephes. 4, 2. 3. **) „Einerlei Gewohnheit in den Uebungen der Andacht mag die Sitte der Väter an die Kinder und Enkel vererben; aber einerlei Glaube ist das Werk weder der Gewalt, noch der Nachahmung, noch der Gewohnheit, sondern der klaren Ueberzeugung, und der freien Anhänglichkeit an einem Meister, dessen Wort, seines göttlichen Ursprungs wegen, hoch genug stehet, um jede Menschenlehre geistlich zu richten, d. h. das Wahre daran zu halten und zu schützen, ihre Irrthümer aber zu entkräften und abzuthun." Franke's Pred. am Sonnt. Miser. Dom. 1830.

bilden, die den Frieden des Vaterlandes stören? Sind es nicht unglückliche Werkzeuge der Jesuiten, die gern mit ihrem Karl die verlorne Herrlichkeit wieder gewinnen möchten? So zu scheiden, zu trennen, zu entzweien, und dann vereinzelt zu überwältigen, ist der gefährliche Kunstgrif des Jesuitismus; aber er verliert seine Kraft, er kann nicht mit Erfolg angewendet werden, sobald man ihm auf die Spur kommt, und sich gegen ihn waffnet. Getäuscht können wir nicht mehr werden, und gerüstet sind wir auch. Eine veste, wachsame Stellung (die aber nicht gerade eine feindselige zu sein braucht) muß unsre Kirche vorzüglich jetzt behaupten, indem man nicht nur fortfährt, ihr den Namen einer wahrhaft christlichen hartnäckig zu verweigern, ihre gesetzlich errungene Selbstständigkeit anzutasten, und sie, wie vor 300 Jahren, als eine abtrünnige, abgefallene, ketzerische, fluchwürdige zu betrachten, sondern auch die öffentlichen Angriffe und geheimen Machinationen erneuert, um ihre Mitglieder gegen einander mißtrauisch zu machen, und in ihr selbst Spaltungen hervorzubringen. Wachet also, Ihr Protestanten, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark! *) Laßt Euch nicht trennen! Werfet die Partheinamen: Lutheraner, Zwinglianer, Calvinisten rc. weg, die nur an die Zeiten eines traurigen Zwiespalts erinnern! Ihr seid evangelische Christen; denn das Evangelium ist der Grund, worauf Eure Kirche ruht, und Euer Glaube ist der Anker, der in diesen Grund tief eingreift. Der Wahrheit huldiget Ihr — und

Wahrheit kann nicht untergehen,
ewig wird ihr Reich bestehen!
Aller Feinde Macht ist Spott;
eine veste Burg ist unser Gott!

Drittes Kapitel.

Der Kampf gegen den Rationalismus.

Wollen wir aber der Trennung in der evangelischen Kirche entgegen treten: so müssen wir nicht nur den Jesui-

*) 1 Korinth. 16, 13.

tismus, sondern auch den Rationalismus bekämpfen, der die Vernunft über das Christenthum erhebt, und die Denkgläubigen von den Bibelgläubigen scheidet. Er gibt offenbar der Christusreligion eine andere Gestalt, als sie seit achtzehn Jahrhunderten hatte, und unter seinem Einflusse sinket die Christologie zur Mythologie herab. Man erwäge, wie Herr D. W....r in H..e die Wunder im Leben Jesu erklärt *). Nach seiner Meinung liegt z. B. der Erzählung von der Wiedererweckung des Jünglings zu Nain das einfache Faktum zum Grunde, daß Jesus beim Eingange in diese Stadt einer Procession begegnete, die einen angeblich Verstorbenen zu Grabe begleitete. Zufällig bemerkte der Herr an dem vermeinten Todten Zeichen des Lebens, was desto leichter möglich war, je mehr die Juden mit der Beerdigung zu eilen pflegen; er trat also zum Sarge, und brachte durch seinen nachdrucksvollen Zuruf den Jüngling wieder völlig zum Bewußtsein. — Mit eben so geringer Schwierigkeit erklärt Herr W....r die Speisung der 5000 Menschen auf eine ganz natürliche Art. Von den Menschen — sagt er — die damals den Erlöser in einer unbewohnten Gegend umringten, hatten sicher Viele einen überflüssigen Speisevorrath bei sich, indeß Andere desselben entbehrten. Jesus machte, nach seiner stets bewiesenen menschenfreundlichen Milde, den Anfang damit, daß er von seinem Vorrathe unter die Bedürftigen vertheilte. Diesem Beispiele, welches durch die vorher gehaltenen Lehrvorträge und durch die im Oriente gewöhnliche Gastfreundschaft unterstützt wurde, folgten bald Andere, die mit Vorrath versehen waren, und so wurden Alle gesättigt, ja man behielt von dem Vorhandenen noch übrig. — Im Betreff der Matth. 14, 25 ff. vorgetragenen denkwürdigen Geschichte, behauptet D. W....r, daß ein wirkliches Wandeln Jesu auf dem Wasser ein zweckloses Gaukelspiel gewesen sein würde; er sei wahrscheinlich um den See herumgegangen, und Petrus zu ihm geschwommen, woraus der wundergläubige Referent diesen Mythus gebildet habe. — Von der Auferstehung Jesu denkt der rationalistische Weltweise so: Jesus sei

*) s. Urkunden, betreffend die neuesten Ereignisse in der Kirche und auf dem Gebiete der Theologie zunächst in Halle und in Berlin. Gesammelt und herausgegeben zur richtigen Beurtheilung und sorgfältigen Erwägung für alle Freunde der evangelischen Kirche. Leipzig, in Commission bei Reclam. 1830.

nur scheintodt gewesen, obgleich die Evangelisten, bei ihren mangelhaften physiologischen Kenntnissen und ihrer Wundersucht, ihn für wirklich todt gehalten hätten. Den sehr nahe liegenden Einwurf, daß mit der Annahme eines bloßen Scheintodes ein wesentliches Stück der christlichen Lehre, so wie die Feier des Abendmahls und des Osterfestes wegfalle, beantwortet W....r so: „1) Jesu Absterben am Kreuze kann als ein vollendeter Tod betrachtet werden; denn wenn nicht unter Gottes Leitung die, in seinem Körper zurückgebliebenen, Lebenskeime durch günstige Umstände erhalten und wieder geweckt worden wären: so würde unvermeidlich sein völliger Tod erfolgt sein. 2) Der Hauptzweck des Todes Jesu, seine Aufopferung des Lebens für Wahrheit und Recht und zur Bestätigung seiner Lehre, und die moralische Charakterstärke, mit welcher er sich dem Tode weihete, bleibt unverändert, wenn man auch annimmt, daß sein Tod nicht ganz vollendet war. Jesus selbst konnte es nicht ahnen, daß die Kreuzigung nicht völlig tödlich für ihn sein würde, und ahnete es auch nicht; selbst nach seiner Wiederbelebung mußte er den todähnlichen Zustand, in welchem er sich befunden hatte, als wirklichen Tod ansehen. 3) Da jener Zustand im neuen Testamente überall „Tod“ genannt wird, und auch unläugbar der Anfang des wirklichen Todes war, den nur Gottes besondre Fügung in einen vollendeten Tod überzugehen hinderte: so kann derselbe auch fernerhin als „Tod“ bezeichnet werden, aus welchem nur Gottes Leitung wieder Leben hervorgehen ließ.“

Das ächte Christenthum ist auf den Glauben, und der Glaube auf das Wort Gottes gegründet, aber die Rationalisten erheben die Vernunft zur Erkenntnißquelle, und lassen nur die Aussprüche der Schrift als Wahrheit gelten, welche sich, nach ihrer Ansicht, mit jener vertragen. Der Apostel Paulus behauptet, daß man die Vernunft gefangen nehmen müsse unter den Gehorsam Christi; *) allein die Rationalisten sind der entgegengesetzten Meinung, und unterwerfen die Offenbarung der Vernunft. Prüfen sollen wir wol Alles, und das Beste behalten **); doch durch verwegene Deutungsversuche das Erhabene zum Gemeinen herabzuziehn, ist uns nicht erlaubt. Der wahrhaft Vernünftige läßt das Wundervolle und Uebernatürli-

*) 2 Korinth. 10, 5. **) 1 Thess. 5. 21.

che in der Geschichte Jesu, welches dem Glauben anheimfällt, auf sich beruhen, und hält sich an das Verständliche und Klare in seiner Lehre, was zur Tugend und Seligkeit vollkommen genügt; er nennt die evangelische Nachricht von der Geburt unsers Herrn nicht eine Fabel, und betrachtet die Geschichte seiner Verklärung nicht als einen Traum schlaftrunkener Männer bei einem Gewitter; er benutzt vielmehr diese Erzählungen dazu, seine Achtung gegen den Gottgesendeten zu steigern, und die Hoffnung auf eine Zukunft zu bevestigen, wo der hellere Tag anbrechen und der Morgenstern aufgehen wird in seinem Herzen *). Er glaubet — wie die neuentstandene katholisch-christliche Kirche in Schlesien **) — „an die höhere, göttliche Natur Christi, und findet diese in den Gesinnungen und Lehren, in den Thaten und Schicksalen desselben unwidersprechlich dargethan; aber er wagt es nicht, das innere (metaphysische) Verhältniß Christi zu Gott näher bestimmen zu wollen, weil dies zu erforschen, dem Menschen nicht gegeben ist.“

Aber diesen Glauben nennen freilich die Rationalisten „Mysticismus,“ und die, welche sich zu demselben bekennen „Mystiker,“ d. h. in ihrem Sinne: Obscuranten, Dunkelmänner, welche die Dummheit, die Finsterniß begünstigen. Und wie man mit diesen verfährt, zeigte ein Anschlag, der zu Anfange des Februars 1830 am Universitätsgebäude in H...e gefunden wurde, und gegen die in jener Stadt für Mystiker geltenden Professoren, besonders aber gegen den Herausgeber der evangelischen Kirchenzeitung in B....n gerichtet war. Er lautete so: „**Mementote, commilitones dilectissimi, VII ante Cal. Jul. 1530 perfregerunt majores vincula Papae. Post denique tria secula iterum laqueis circumdare vos minantur stultitia et error et stupiditas. Agite! anno 1830 versamur, aperite oculos, cingimini, ne opprimat vos ille, qui vultu sancto, sed pectore versuto ingrediens, est dignissimus, qui societatis Jesu sit princeps.**“ — Indeß nun dieser Anschlag den Mystikern das Brandmal des Jesuitismus aufdrückte, verherrlichte ein anderer den rationalistischen Herrn D. W...r, und wünschte ihm, dem Vollkommenen, alles

---

*) 2 Petri, 1, 19. **) s. Grundzüge dieser Kirche §. 6. S. 5 u. f.

Heil mit den Worten: „**W . . . r u s, omni ex parte christianissimus, vivat, floreat, crescat!**“ Dagegen erinnerte ein dritter Anschlag, sarkastisch genug, an Luthers bekannten Widerspruch gegen die, welche nach seinem Tode sagen möchten: „Wenn Luther jetzt lebte, würde er diesen oder jenen Artikel anders lehren.“ Der ehrwürdige Reformator verwahret sich dagegen ernst und feierlich, und schließt mit der Aeußerung: „Denn ich kenne den Satan, von Gottes Gnaden, ein groß Theil; kann er Gottes Wort und Schrift verkehren und verwirren, was sollte er nicht thun mit meinen Worten“ *)?

Daß der Rationalismus eine gefährliche Erscheinung ist, und die Kirche mit großen Erschütterungen bedroht, läßt sich nicht bezweifeln. Die jetzigen Verfechter desselben sind gelehrte, sprachkundige Männer, die, mit den Wissenschaften vertraut, die Waffen der Dialektik wohl zu brauchen wissen, und zum Theil, ihre Lehren auch durch ein unbescholtenes Leben nicht wenig empfehlen. Er greift ferner das Christenthum in seinem geschichtlichen Stützpunkte an, indem er die höhere Natur des göttlichen Stifters bestreitet, ihn nur als einen vorzüglichen Menschen, als einen Gegenstand der besondern Fürsorge Gottes, dessen Werk, wie alles Große, Erhabene und Wohlthätige in der Welt, von der Vorsehung unterstützt und befördert worden sei, darstellt, und zugleich die Referenten seiner Thaten und Schicksale als kurzsichtige, wundergläubige, täuschbare Männer verdächtig macht. Er trübet die lautere Quelle der christlichen Religion, das neue Testament, da er vorgibt, daß manche Wahrheit erst durch Gelehrsamkeit vom mythischen Gewande entkleidet und mühsam an's Licht gezogen werden müsse. Er wirkt nachtheilig auf die Ueberzeugung der Jünglinge, welche späterhin Religionslehrer sein werden, und unmöglich auf der Kanzel und am Krankenbette das mit warmer Herzlichkeit aussprechen können, worüber sie im Hörsaale des Herrn **D.** G....s zu lachen pflegten. Er gewinnt um so mehr Anhänger, je schimmernder die Aegide der Vernunft und Gelehrsamkeit ist, unter welcher er auftritt, und bildet eine **ecclesiolam in ecclesia**, durch deren Ausscheidung, von der schon mehrmals die Rede war, die Zahl und Kraft der Protestanten geschwächt werden würde. Er begünstigt endlich auch eine Eitelkeit, die

---

*) s. Luthers Werke Th. 20. S. 1372.

sich überall prunkend hervordrängt, einen Stolz, der auf die Altgläubigen mit Verachtung herabsieht, und eine Anmaßung, die über wichtige Gegenstände unbesonnen abspricht; Fehler, denen sich die Jugend, namentlich in unsern Zeiten, nur allzuleicht ergibt. Gebricht es doch keineswegs an jungen Gelehrten, die Alles besser als die alten wissen, und nicht nur Luthern, sondern auch den Herrn selbst meistern wollen. So fand der Verfasser dieses Buchs in einem sehr besuchten Gasthause D . . . . . . s einen jungen Theologen, der einige Jahre vorher seine Studien beendigt hatte, und vor einer ansehnlichen Gesellschaft den Schatz seines Wissens öffnete. Dieser behauptete unter andern, „daß Luther mehr hätte leisten können, und daß das jetzige Zeitalter eine so hohe Stufe der Bildung erreicht habe, daß der Heiland selbst, Falls er die Menschen von seiner göttlichen Sendung wiederholt und kräftiger, als ehemals, überzeugen wollte, ganz andre Saiten aufziehen müßte!"? — Wer denkt dabei nicht an Luthers treffende Bemerkung *): „Ich hoffte, die jungen Gelehrten sollten etwas Sonderliches und Köstliches hervorbringen, aber es ging mir, wie dem Könige Salomo, der hoffte auf etwas Köstliches aus Indien, man brachte ihm aber Affen und Pfauen."

Was wird aus den heiligen Urkunden werden, wenn es dem Rationalismus vergönnt ist, die Thatsachen, welche sie enthalten, für entstellende Relationen leichtgläubiger Männer, und die darauf gegründeten Dogmen für Resultate früherer Streit- und Herrschsucht zu erklären? Kann der Ungelehrte Erbauung und Beruhigung in einem Buche finden, wo Wahres und Falsches unter einander gemischt, und ihm nicht möglich ist, Jenes von Diesem zu sondern? Wird er nicht von trostlosen Zweifeln beängstigt werden, wenn man ihm den stärksten Beweis für Gottes Liebe, die Sendung seines Sohns **), durch eine willkührliche Deutung entreißt? Wäre in diesem Falle der römisch-katholische Christ nicht weit glücklicher, als der evangelische, da Jener den Aussprüchen des Papstes vertraut, die kirchliche Auktorität haben, indeß Dieser die Rationalisten befragen müßte, denen ein solches Ansehn mangelt? Es gibt fürwahr kein beßeres Mittel, uns den Gebrauch der Bibel zu

---

*) in s. Vorrede zum latein. Psalter. **) Evang. Joh. 3, 16.

verleiden, als diesen rationalistischen Unfug. Wir müssen uns daher gegen denselben verwahren, und ihn um so mehr bekämpfen, je weiter er sich verbreitet.

Die Bibel nennt Gregorius I. einen Brief Gottes an die Menschen, zur Wanderschaft durch die Welt, und sagt dabei: Großer Herren Briefe soll man drei Mal lesen, weil sie wenig schreiben, und desto mehr meinen; aber Gottes Brief muß man fleißiger lesen, weil er den Unverblendeten in einer Viertelstunde mehr gebietet, als sie ihr ganzes Leben halten können." Darum spricht Chrysostomus *) die ernste Mahnung aus: „Höret, ihr Weltmenschen! Schaffet euch Alle Bibeln an zur Arzenei eurer Seelen. Wenn ihr nichts Mehreres wollet: bestrebet euch wenigstens das neue Testament zu bekommen!" Von demselben ächt christlichen Geiste getrieben, nannte der Prediger Burnet, (bei der im J. 1827 wiederkehrenden drei und zwanzigsten Jahresfeier der britischen und ausländischen Bibelgesellschaften) diese ehrwürdige Anstalt „die moralische Sonne Irlands," welche die Finsterniß und das mannichfache Elend durchdringt, in welches die Bewohner dieses Landes versunken sind, und überall ein heiliges Licht verbreitet. — Wie wohlthätig aber der rechte Gebrauch der Bibel auf den Gläubigen wirkt, wie er dadurch Kraft, Muth, Beharrlichkeit, Freudigkeit gewinnt, das bezeugt ein Schreiben des zu Makassar **) arbeitenden Missionairs Bär, der am 30sten März 1826 der Missionsgesellschaft zu Basel voll edler Begeisterung Folgendes mittheilte: „Bei gänzlicher Ermangelung aller äußerlichen Hülfe und völlig abgeschnitten von der Kirche Christi auf Erden, ist mir stilles Gebet zu dem Herrn der Gemeinde die seligste Erquickung in meiner Einsamkeit, und ich flehe zu Ihm, daß Er selbst mich ausrüsten möge mit den Gaben und Kräften seines heiligen Geistes, um treu erfunden zu werden am Tage seiner Zukunft, und Ihm auf diesem abgelegenen Ackerfelde seine Garben einzusammeln. Losgerissen von aller äußerlichen Verbindung mit der heiligen Gemeinde Gottes auf Erden, fühle ich auf dieser einsamen Stelle einer vergeßnen Insel des Weltmeeres recht gut, daß, wer sich immer auf Gott verläßt, wohl besorgt ist, und daß derjenige, der nur Gottes Ehre und

---

*) Homil. IX. in epist. ad Coloss. **) Auf der großen Insel Celebes im indischen Meere.

das Heil seiner Mitmenschen im Auge hat, in seinem Vertrauen sicher nimmer zu Schanden wird. Darum will ich bei ihm bleiben, und unter dem verlaßnen Maleyenvolke Seine Sache treiben, bis ich Ihn einmal sehen werde von Angesicht!" — Das ist die Sprache eines Mannes, der die beglückenden Früchte des Bibelglaubens sich zueignet. Kann wol der Rationalismus solche Pflichttreue, solche rühmliche Aufopferung, solche kindliche Ergebenheit hervorbringen?

Ein herzlicher Bibelglaube erzeuget Liebe zu Gott; sollte er nicht auch Frieden in Gott schaffen? Wer vest überzeugt ist, daß ihm das heilige Buch die wichtigsten und wohlthätigsten Anstalten beschreibt, welche der Allgütige zum Heil der Menschen getroffen; wer mit frommer Andacht die, in diesem Buche geschilderte, Gnade Dessen betrachtet, der seines einigen Sohnes nicht verschonet, sondern ihn dem Tode geweihet, damit wir Sterbliche leben und volle Gnüge haben möchten *): der wird, der muß Den lieben, der ihn zuerst geliebet hat. Und wer diese Liebe tief im Gemüthe trägt, der thut Gottes Willen mit Freuden, der widmet ihm seine Kraft, seine Zeit, seine Wünsche, seine Bestrebungen. Den gütigen Vater zu verherrlichen, und die menschenfreundlichen Absichten desselben zu befördern: das ist seines Lebens höchster Zweck; ein unerschütterliches Vertrauen auf Gott, und die zuversichtliche Hoffnung, daß er siegreich streiten und einst bei dem Herrn sein werde allezeit, ist seiner rühmlichen Thätigkeit schönster Lohn. Muß er auf diese Art nicht den Frieden gewinnen, der auf die innige Verbindung mit dem unerschaffnen Geiste, auf dessen Schutz und Beifall gegründet ist, und den die Welt nicht geben kann? Ob sie locke oder drohe, ob sie ihre Gaben im Ueberfluß schenke oder mit Kargheit zumesse: es kümmert ihn nicht, er sorget nicht, er befiehlt dem Herrn seine Wege, der Alles wohl macht. Jede gelungene gute That, jeder errungene Sieg über Begierde und Leidenschaft, jeder Fortschritt auf der Bahn christlicher Vollkommenheit, jedes Segenswerk, für seine Brüder und Schwestern vollbracht, jeder Gedanke an den Erlöser und dessen Opfertod wird ihm eine Quelle reiner, seliger Lust. — Was könnt Ihr gelehrte Klügler, die Ihr Gottes Wort mit Euern spitzfindigen Deutungen durchwässert **),

---

*) Röm. 8, 32. Evang. Joh. 10. 11. **) 2 Korinth. 2, 17. καπηλεύοντες τὸν λόγον τοῦ Θεοῦ.

dem Frommen für seinen Frieden, für seine Freuden bieten? O bleibet fern von uns! Wir behalten, was wir haben, und lassen uns unsere Krone — das unverfälschte, schlichte Bibelwort — nicht nehmen *)!

Wir sind daher den verehrlichen Bibelgesellschaften hoch verpflichtet, daß sie Luthers deutsche Uebersetzung der heil. Urkunden ohne alle Erläuterung drucken lassen und verbreiten. Denn mag man auch nachweisen können, daß dieselbe, wie jedes Menschenwerk, ihre Mängel hat, daß hie und da ein Ausdruck verfehlt, ein Wort veraltet ist, so möchte man doch nicht leicht eine andere finden, die sich dem eingenthümlichen Geiste der Schrift treuer anschließt, und durch kräftige Kürze mehr auszeichnet. Durch diese Verdeutschung kann sich der Ungelehrte mit dem Inhalte der Schrift befreunden, seine Ueberzeugung berichtigen und bevestigen, zur Tugend und Frömmigkeit sich ermuntern, und in bangen Stunden den Trost von oben sich zueignen. Durch die Thätigkeit der Bibelgesellschaften ist die Aufklärung wesentlich befördert, und auch in Eure Nacht, katholische Brüder, Licht gebracht, ja vielleicht Mancher von Euch zum Eintritt in die ächte Kirche Jesu bewogen worden, wenn er sich nämlich — trotz der entgegengesetzten Meinung des hochwürdigen Bischofs von Chur — entschließen konnte, die Bibel für die einzige Quelle des Glaubens zu halten, und das Ansehen des römischen Oberpriesters zu verwerfen. Wir Protestanten verachten alle Lockungsmittel; wir bestechen weder mit Geld, noch mit Begünstigungen und Ehrenstellen; aber Wahrheit bieten wir Euch dar in der durch Luther verdeutschten Schrift. Da leset selbst! Und wenn Ihr euch durch die edle Einfalt und hohe Weisheit der Reden Jesu begeistert, durch die treuherzige Geradheit und Glaubensfreudigkeit seiner Apostel freundlich angesprochen, durch den unvergleichlichen Gehalt und unerschöpflichen Inhalt des heiligen Buchs überzeugt fühlt, daß es Worte des ewigen Lebens in sich faßt, daß es dem forschenden Geiste die köstlichste Nahrung gewährt, und weit kräftiger auf euch wirkt, als der dürftige, verstümmelte Auszug, den die Weltklugheit Euch in die Hände gab: dann danket Gott, der einen Mann mit Kraft aus der Höhe rüstete, um dieses Buch Euch zugänglich zu

*) Offenb. Joh. 3, 11.

machen, und dasselbe in unsern Zeiten durch ehrwürdige Vereine auch in die ärmsten Hütten bringt.

Danket ihm wenigstens im Stillen, im unbelauschten Zimmer; denn ein offenes Bekenntniß zum Bibelglauben hat freilich bei Euch noch seine Schwierigkeiten und Gefahren, weil sich derselbe nicht mit dem römischen Katechismus verträgt. Ihr dürft nicht einmal gestehen, daß Ihr die Bibel leset, ohne fürchten zu müssen, daß man Euch die Absolution im Beichtstuhle versagt, weil man dieses Buch eben so wenig gern in den Händen der Laien sieht, als „die Stunden der Andacht," deren Gebrauch man vor einigen Jahren einer hohen Person verboten haben soll. Aber es ist doch etwas Eigenes um die Scheu vor der Bibel und vor deren Verbreitung! Es zeigt sich in dieser Beziehung ein recht auffallender Unterschied zwischen ihren Freunden und Feinden. Jene sind so weit entfernt, den Kampf mit ihren Gegnern vermeiden zu wollen, daß sie vielmehr selbst dazu auffordern; Diese bedienen sich aller Mittel, die in ihrer Gewalt stehen, um die genaue Bekanntschaft mit dem heiligen Buche zu verhindern. Wenn sich die Mitglieder der Hauptbibelgesellschaft in London zur Jahresfeier versammeln, so werden den Eintretenden an der Thüre des Saals kleine Schriften gegen die Bibelverbreitung unentgeldlich überreicht. Man nimmt sie an, man lieset sie, und grollt weder dem Verfasser, noch dem Drucker. Man weiß aus Erfahrung, daß dergleichen Angriffe die gute Sache mehr fördern, als hemmen. Es ist den Bibelfreunden ganz recht, wenn die Gegner ihrer verdienstlichen Anstalt hervortreten; denn dadurch erhalten sie Gelegenheit zur Widerlegung, und es ist überhaupt schon vortheilhaft, wenn das Unkraut sich offenbart, weil es sich dann von dem Weizen scheiden läßt. Die Bibel wird den Kampf mit den drei Riesen unsrer Zeit: dem abergläubischen Pietismus, dem herrschsüchtigen Romanismus, und dem tollkühnen Rationalismus, unfehlbar siegreich bestehn. So denken die Freunde der Bibel, und darum erlauben sie Jedem, der wider sie ist, seine Meinung unumwunden zu äußern; aber die Feinde der Bibel wollen das nicht dulden. Auf welcher Seite mag nun wol die Wahrheit sein? Seid also nur nicht ängstlich, christkatholische Brüder! Sagt es laut, wenn ihr Muth habt, daß Ihr dem Gottesworte mehr vertraut, als den Aussprüchen des Papstes und des römischen Klerus! Ahmet den Aposteln unsers Herrn nach! „Wir glau-

ben — sagten sie — darum reden wir *)!" Das war weise gehandelt. Denn durch das Bekenntniß wird man seines Glaubens gewisser und froher; was man ausgesprochen, durch ein lautes, freimüthiges, furchtloses Zeugniß bekräftigt hat, das ist volles Eigenthum. Wollt Ihr das aber nicht wagen: so gehet in Euer Kämmerlein, und schließet die Thüre hinter euch zu, und leset im Verborgenen, und der Vater, der in's Verborgene siehet, wird Euch erleuchten, stärken, kräftigen, gründen!

Das erfuhr auch der von Natur schüchterne, sanfte Melanthon bei'm Reichstage zu Augsburg. Es mochte ihm freilich zuweilen bange werden, da Luther mit seiner Entschlossenheit ihm nicht zur Seite stehen durfte, dem sein umsichtiger Fürst in Coburg zu verweilen gebot. Dieser konnte also während der entscheidenden Tage nur rathen und beten, indeß sich Jener nebst andern Theologen — wie sich Luther ausdrückt **) — „täglich unter giftigen Schlangen befand, von denen er viel Hochmuth, Trotz und Schmach, viel Tücke und böse Worte erfahren, und Alles in sich verschließen mußte, daß ihm nichts weiter übrig blieb, als Gott seine geistige Noth mit Seufzen und Weinen zu klagen." Demohnerachtet legte er sein und der ihm Gleichdenkenden Bekenntniß mit furchtloser Freimüthigkeit ab, zwar mit Sanftmuth, ohne bittern Groll, ohne die Gegner zu schmähen, aber doch auch ohne der Wahrheit etwas zu vergeben, ohne seine Ueberzeugung zu verbergen. Was stärkte ihn? Sein Bibelglaube, sein Gottvertrauen! Er glaubte, daß die Lehre, welche er bekannte, von dem Sohne Gottes verkündigt, durch Zeichen und Wunder bekräftigt, und von den, durch die außerordentliche Wirksamkeit des Geistes Gottes unterstützten Aposteln nnd Evangelisten aufgezeichnet worden sei. Er war kein Rationalist. — Wie kläglich steht ihm gegenüber der mächtige Kaiser Karl V., der wol auch von der kräftigen Darstellung des evangelischen Glaubens ergriffen sein mochte, aber aus Weltklugheit seine Gefühle verbarg, und an die Gegner desselben sich anschloß. Er verließ vielleicht mit innerem Zwiespalt Augsburg, und trug die geheime Unruhe im Herzen, bis in klösterlicher Einsamkeit die Wahrheit ihre Kraft unwidersteh-

---

*) 2 Korinth. 4, 13. **) In seiner Auslegung der Bergpredigt vom J. 1532.

lich über ihn behauptet zu haben scheint; die Bekenner kehrten mit sich selbst zufrieden in ihre Heimath zurück, und freuten sich, ein ehrenvolles Denkmal ihrer unerschütterlichen Anhänglichkeit an Gott und Religion in jener Stadt hinterlassen zu haben. Was gab ihnen diese Würde, diese Selbstzufriedenheit? Der Glaube an Gottes Wort, welches die Bibel enthält, und die gegründete Ueberzeugung, daß ihr Werk aus Gott sei, und darum nicht gedämpft werden könne *).

Dieser Glaube ermuthigte und begeisterte auch Luthern selbst, als er zu Worms vor dem Kaiser Karl, dem Könige Ferdinand, 6 Kurfürsten, 24 Herzögen, 8 Markgrafen, 30 Bischöfen und Prälaten, und noch außerdem vor vielen Fürsten, Grafen und Herren stand, und seine zweistündige Vertheidigungsrede **) mit den Worten schloß: „Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift, oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde, so kann und will ich nicht widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen." So sprach er, der Einzelne, der Wehrlose, den Hussens Schicksal bedrohte. Jedermann erkannte die Gefahr, in welcher der Glaubensheld sich befand. Als er in den Saal der Reichsstände gerufen ward, nahete sich ihm ein alter Krieger, Georg v. Frundsberg, klopfte ihm auf die Schulter, und sagte: „Mönchlein, Du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberster auch in unserer allerernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben. Bist Du auf rechter Meinung und der Sache gewiß: so fahre in Gottes Namen fort und sei getrost. Gott wird Dich nicht verlassen!" Und es geschah also. Denn obgleich Luther durch sein würdevolles Benehmen mächtige Gönner unter den Reichsständen gewonnen hatte; ob ihm gleich Herzog Erich von Braunschweig eine Kanne Einbecker Bier in die Herberge schickte, welche Höflichkeit Luther mit dem Wunsche erwiderte: „Wie Fürst Erich jetzt meiner gedenkt, so gedenke seiner der Herr Christus in seiner letzten Stunde; obgleich Karl V. redlicher, als Kaiser Sigismund, sein Versprechen hielt, und Luthern frei von Worms wegziehen ließ, so bemerkte doch Friedrich der Weise gar bald, daß die Achts-

---

*) Apost. Gesch. 5. 39. **) d. 18ten Apr. 1521.

erklärung*) schnell ihm nachfolgen würde, und traf, von Gott erweckt, die zweckdienlichsten Anstalten zu seiner Rettung. Als Luther, unter des wackern Landgrafen Philipps Geleit, glücklich durch Hessen bis an den Harz gelangt war: sprengten am 4ten Mai 1521 zwei biedre Ritter, Johann von Berlepsch, Aufseher des Schlosses Wartburg, und Burkhard Hund, Besitzer des Schlosses Altenstein, mit zwei Reißigen in einem, von Altenstein nicht weit entfernten, Hohlwege plötzlich hervor, geboten dem Kutscher, still zu halten, ergriffen Luthern mit scheinbarem Ungestüm, und zogen ihn aus dem Wagen. Während nun Einer von den Reißigen mit dem Forttreiben des Kutschers beschäftigt war, legte man dem ehrwürdigen Reformator ein Reitergewand an, half ihm auf ein Pferd, und band den andern Reißigen auf dem Pferde an, damit es schiene, als ob man einen Gefangenen brächte. So zog man bis zum Abende im Walde umher, und um Mitternacht führte man den unerschrockenen Verfechter des Evangeliums in das Schloß Wartburg bei Eisenach ein, welches der Kurfürst Friedrich zum Asyl erkoren hatte. Hier arbeitete Luther, unter dem Namen „Junker Georg," unerkannt und ungestört an seiner Verdeutschung der Bibel und andern trefflichen Schriften fast ein Jahr lang, bis die Carlstadtschen Unruhen ihn nach Wittenberg zurückriefen. Da schrieb er an den Kurfürsten: „Ich kehre nach Wittenberg zurück in gar viel höherem Schutz, als ein Kurfürst von Sachsen mir geben kann. Ich hab's auch nicht im Sinne, Ew. Kurfürstl. Gnaden Schutz zu begehren. . . Gott muß hier alles regieren, ohne alles menschliche Sorgen und Zuthun. Darum wer hier Gott traut, der ist sich selbst und Andern Schutz. . . . In Leipzig wollte ich hineinreiten, wenn's gleich neun Tage eitel Herzog George regnete, und ein jeglicher wäre neunfach wüthender, denn dieser ist. Es ist ein anderer Mann, denn Herzog Georg, mit dem ich handle, der kennet mich fast wohl und ich kenne ihn nicht übel **). — Kann auch der Nationalis-

*) Sie erfolgte schon im Mai 1521. In diesem Wormser Edikt wurde Luther ein in Menschengestalt verkleideter Teufel genannt, und Jedermann untersagt, ihn im Hause aufzunehmen, oder ihm Speise und Trank zu reichen. **) Als Karl V. nach der Eroberung von Wittenberg (1547) die Schloßkirche besuchte, ließ er sich das Grab Luthers zeigen. Ihm zur Seite stand der Herzog Alba und der Bischof Granvella. Der Kaiser verweilte mit tiefem Ernste an der

mus, der vernünftelnde, der zweifelnde, der willkührlich erklärende, solchen Heldenmuth und solches Gottvertrauen erzeugen?

Eingedenk der so eben erzählten Begebenheit, veranstaltete der Herzog Bernhard von Meiningen-Hildburghausen, ein würdiger Sprößling des Fürstenhauses, welches der Reformation ihre ersten standhaften und treuen Beschützer gab, am Jubelfeste 1830 eine überaus angemessene und erhebende Feierlichkeit. Im Waldthale bei Liebenstein steht eine uralte, noch immer kräftige Buche, in deren Nähe, einer beglaubigten Volkssage nach, Luther bei seiner Rückreise von Worms aufgefangen worden sein soll, und die deshalb „Luthersbuche" genannt wird. In dieser Gegend versammelten sich, auf Herzog Bernhards Anordnung, am 25sten Juni des gedachten Jahres die benachbarten Dorfgemeinden, nebst den Lehrern und Zöglingen der Schulen. Von allen Seiten des Thales zogen Erwachsene und Kinder, festlich geschmückt und von Musikchören begleitet, herbei, und stellten sich auf dem Wiesengrunde, am Fuße der Luthersbuche in wohlgeordneten Reihen auf, wozu die bewaldeten Bergwände, die das Thal umschließen, den nöthigen Raum darboten. Bald darauf erschien die herzogliche Familie, umringt von Staatsdienern und Geistlichen aus der Nachbarschaft, und nahm auf einem halbrunden, einfach verzierten Orte Platz. Der vom Herzoge beauftragte Redner bestieg einige erhöhete Rasenstufen am Stamme der Buche. Darauf sang die ganze versammelte Volksmenge Luthers herrliches Lied: „Eine veste Burg ist unser Gott!" und man kann sich vorstellen, welch einen unaussprechlichen Eindruck der weithin schallende Gesang auf die Gemüther machte. Nachdem derselbe beendigt war, erhob der Redner seine Stimme, entwickelte klar und kräftig Luthers unvergängliche Verdienste um die Mit- und Nachwelt, und erneuerte in jedem Herzen ein dankbares Andenken an den großen Reformator. Endlich vereinigten sich wieder alle Anwesende

---

Stätte, wo die Hülle des großen Reformators ruht, den er schon auf dem Reichstage zu Worms nicht ohne stille Hochachtung betrachtet hatte. Seine Begleiter schlugen ihm vor, die Gebeine des gefährlichen Ketzers verbrennen zu lassen; aber Karl erwiderte: „Lasset ihn liegen; er hat seinen Richter bereits gefunden. Ich führe keinen Krieg mit den Todten, sondern mit den Lebendigen."

in dem Liede: „Nun danket alle Gott!“ und beschlossen mit demselben herzerhebend die schöne Feierlichkeit. — Am darauf folgenden 26sten Juni genoß die herzogliche Familie in der Dorfkirche zu Schweina zugleich mit der Gemeinde das heilige Abendmahl. Darauf gab der Herzog den in Möhra lebenden Gliedern des Lutherischen Geschlechts im Hause des dasigen Pfarrers ein Gastmahl, wobei auch das fürstliche Paar erschien. Da saßen Bernhard und Marie neben einem Hirten und einem Bauernknechte, deren Gesichtszüge an Luthers Bild erinnerten, und sprachen in mehrern Toasten ihre Achtung für den Unsterblichen und ihre Wünsche für die Fortdauer seines Andenkens aus *). — So feierten nach 300 Jahren erhabene Personen den Verherrlichungstag eines gläubigen Bibelfreundes und den Sieg des Evangeliums. Wird einem ungläubigen Rationalisten ähnliche Ehre widerfahren? Darf christianissimus W..r sie hoffen?

Der Rationalismus gehört ohne Zweifel zu den merkwürdigsten Erscheinungen unserer Zeit, und verdient die Beachtung Aller, die gegen das Christenthum nicht gleichgültig sind. Indem er den Schein annimmt, als sei es ihm um Beförderung des Glaubens an das Evangelium zu thun, begünstigt er den Abfall von demselben, weil er die Vernunft über die Schrift erhebt. Und ist das nicht ein Unglück? Gibt es nicht schon des Unglaubens genug? Ist nicht schon Vielen unter uns die Predigt vom Kreuze Christi ein Aergerniß und eine Thorheit? Wird es nicht als eine Verletzung des Anstandes, als ein Verstoß gegen den guten Ton betrachtet, wenn man von den höchsten und heiligsten Angelegenheiten der Menschheit in irgend einer Gesellschaft spricht? Pflegt man nicht den, der an die Bibel als an Gottes Wort glaubt, mit verächtlichem Achselzucken einen Mystiker, einen Enthusiasten zu nennen, der in Nebelphantasieen sich herumtreibt, und ein Feind besonnener Ueberlegung ist? Wird man nicht auch über den Verfasser dieses Buchs höhnisch lachen, wie die Spanier über Luthern lachten, als sie in Worms ihn hörten? Ach, meine Brüder! sinnliches Vergnügen, üppiges Wohlleben, Reichthum und Rang — das sind die Gegenstände, auf welche jetzt die fast allgemeine Thätigkeit

---

*) s. Denkwürdigkeiten für Sachsen. Nr. 29. v. 17. Juli 1830. S. 230. ff.

gerichtet wird. Menschenliebe, Rechtschaffenheit, Herzlichkeit, Frömmigkeit sind nur noch oratorische Figuren, die einer besonderen Erklärung bedürfen. An das Eine, was noth ist — sittliche Besserung — denkt man nicht; wer dazu ermahnt, scheuchet das weichliche, verzogene Geschlecht von sich, und wird ein Prediger in der Wüste. Denn „was das gottlose Wesen strafet, und lehret, daß man solle züchtig, gerecht und gottselig leben in dieser Welt, das will nicht süße eingehen, und man wird ihm feind" *). Diesem Geschlecht prägt nun der Rationalismus den Unglauben ein: darum höret man ihn gern, und er ist angenehm. Allein wie wird das enden? Was wird der Herr finden, wenn er kommt, ehe wir es meinen? Ein weltkluges, abgeschliffenes, zerstreuungssüchtiges, in irdische Lust versunkenes, für alles Höhere und Bessere unempfängliches, an himmlischen Schätzen armes Geschlecht. „Wie es zur Zeit Noah war, also wird auch sein die Zukunft des Menschensohnes. Gleichwie sie waren vor der Sündfluth, sie aßen, sie tranken, sie freieten und ließen sich freien, bis an den Tag, da Noah zu der Arche einging, und sie achteten es nicht, bis die Sündfluth kam und nahm sie Alle dahin. Also wird auch sein die Zukunft des Menschensohnes" **). — Und auf die Nähe dieser Zukunft scheinen allerdings die Zeichen unserer verhängnißvollen Zeit hinzudeuten. Darum wachet; denn der große Tag des Herrn wird kommen, wie ein Dieb in der Nacht!

Und was ein frommer Glaube, verbunden mit dem Bewußtsein treuer Rechtschaffenheit und Gottesfurcht, vermag; wie er den Christen in den traurigsten Verhältnissen und sogar im Angesicht eines gewaltsamen Todes ermuthigen, stärken, trösten kann: das hat, unter Andern, Luthers Zeitgenosse, Thomas Morus, Kanzler von England ***), gezeigt. Von redlichen, aber armen Aeltern geboren, machte er sich schon als Kind durch seine Folgsamkeit und freundliche Gemüthsart sehr beliebt. Als Knabe übertraf er alle seine Mitschüler an Fleiß, an Liebe zur Ordnung, an Dienstfertigkeit, an Bescheidenheit, und vornemlich an ungeheuchelter Frömmigkeit. Diese vortrefflichen Eigenschaften erwarben ihm nicht nur die Gunst, sondern auch die Unterstützung derer, die ihn kannten. Da er sich durch große Kenntnisse auszeichnete, so gelangte

---

*) Luther. **) Matth. 24, 37 — 39. ***) geb. 1480.

er frühzeitig zu Aemtern, die er mit unwandelbarer Treue und unbestechlicher Gewissenhaftigkeit verwaltete. So stieg er von Stufe zu Stufe bis zu der wichtigen und einflußreichen Stelle eines Kanzlers. Auch auf dieser glänzenden Höhe blieb Thomas Morus bescheiden und rechtlich, wie er immer gewesen war, und ließ sich zu keiner Verirrung verleiten, wie manche Gelegenheit dazu auch sein Beruf herbeiführen mochte. Er hätte sich leicht bereichern können; allein seine Uneigennützigkeit begnügte sich an dem unbeträchtlichen Landgute, welches ihm sein König, Heinrich **VIII.**, geschenkt hatte. Als seine Söhne sich einmal gegen ihn beklagten, daß er so wenig für sich und seine Familie zu erwerben suche: antwortete er ihnen in einem ächt christlichen Geiste: „Zu Eurem Besten handle ich so, um Euch einst den Segen des Himmels zu hinterlassen." Da die Gewaltigen der Erde sich oft Ungerechtigkeiten erlauben, wenn ihnen Geld geboten wird: so war auch Thomas Morus solchen Versuchungen nicht selten blosgestellt; aber seine Rechtlichkeit widerstand mit unbeugsamer Kraft. Ein angesehener und reicher Mann, der gegen einen Armen processirte, bot ihm eine bedeutende Summe, um ihn zu einer für sich günstigen Entscheidung zu bestimmen; aber er sprach mit edlem Unwillen: „Wozu dieses Geschenk? Wenn Ihr das Recht auf Eurer Seite habt: so habt Ihr nicht nöthig, ein günstiges Urtheil zu erkaufen; habt Ihr aber Unrecht: so können alle Eure Reichthümer, so können alle Schätze der Welt mich nicht bewegen, zu Eurem Vortheile zu entscheiden." — Selbst sein König konnte ihn nicht dahin bringen, etwas zu reden oder zu thun, was ihm mit seiner Pflicht unvereinbar schien. Denn als Jener, der eben so sehr Luthers als des Papstes Feind war, von seinen Unterthanen den Suprematseid forderte: so leistete ihn Thomas Morus nicht, und verzichtete eher auf sein Amt *), als auf den Beifall seines Gewissens.

Doch diese unbestechliche Redlichkeit, vermöge deren er weder zu seinem, noch zu fremdem Vortheile eine Ungerechtigkeit begehen wollte, zog ihm öffentliche und geheime Feinde zu. Darunter befanden sich einige angesehene und mächtige Männer, die durch fortgesetzte Kabalen und falsche Anklagen seinen Fall zu bewirken wußten. Das

*) Im J. 1533.

gelang ihnen desto leichter, je mehr der König wegen des verweigerten Suprematseides gegen ihn erbittert war. Morus ward in's Gefängniß gebracht, und ob sich gleich seine Freunde bemüheten, ihn zur Nachgiebigkeit gegen den königlichen Befehl zu bereden, dem sich schon der Staatsrath unterworfen hatte, so beharrte er doch standhaft bei seiner Ueberzeugung. „Ich habe für mich die Kirche — sagte er — sie ist mein Staatsrath!" Eben so wenig vermochten die vereinten Bitten seiner Familienglieder seine Ansicht zu verändern. So geschah es, daß der unschuldige, der Rechtschaffene, der Edle, zum Tode verurtheilt wurde. Mit ruhiger Unerschrockenheit vernahm er dieses Urtheil, sprach dann mit bewundernswürdiger Sanftmuth zu den partheiischen Richtern, indem er Gott bat, daß er den König vor ähnlichen Ungerechtigkeiten künftig bewahren möchte, und kehrte voll christlichen Heldenmuths in das Gefängniß zurück. Hier besuchte ihn seine Tochter, Frau von Roper, um ihn ach! zum letzten Male zu sehn. Sie stürzte in seine Arme und klammerte sich mit den Worten: „Mein Vater!" an sein Herz. Sie war unfähig, mehr hervorzubringen; nur Seufzer hoben, unter einem Strome von Thränen, ihre vom peinlichsten Schmerz bedrängte Brust. Er aber, der, wie Stephanus, den Himmel offen sah, tröstete die Tiefgebeugte. „Meine Leiden — sprach er — kommen von Gott; denn ich habe sie mir nicht selbst zugezogen. Die Schickungen der Vorsehung sind stets weise, ungeachtet wir sie nicht immer begreifen können. Wir wollen uns also seinem heiligen Willen unterwerfen, und mit Geduld die Widerwärtigkeiten ertragen, die er uns zusendet!" So fuhr er eine Stunde lang fort, die geliebte Tochter zu beruhigen, und zwar mit einer Gelassenheit, als wenn er von dem Schicksale eines Fremden spräche. Diese unerschütterliche Fassung begleitete ihn auch auf das Blutgerüst, wo er, der damaligen Sitte gemäß, das umstehende Volk anredete, und dasselbe zur Frömmigkeit und Zufriedenheit mit Gottes Wegen so rührend ermahnte, daß Jedermann weinte. Da er wahrnahm, daß sogar der Scharfrichter, von innerer Bewegung ergriffen, zitterte: so sprach er demselben Muth ein. Darauf knieete er betend nieder, legte Gott ergeben sein Haupt auf den Block, und empfing den tödlichen Streich *).

*) den 6ten Juli 1535.

Dies war das Leben und Ende eines Gerechten, der an den Erlöser, als an den Sohn Gottes, glaubte, die Lehre desselben in allen Punkten als eine göttliche anerkannte, ihm unwandelbar und treu nachfolgte, und auf eine selige Fortdauer nach dem Tode desto sicherer rechnete, weil der, welcher sie verheißt, selbst gestorben und auferstanden ist. Thomas Morus begründete den, von ihm geschriebenen, Dialog: „Quod mors pro fide fugienda non sit" unwiderlegbar dadurch, daß er selbst für seinen Glauben starb, und denselben durch Standhaftigkeit und Seelengröße in seinen letzten Augenblicken noch verherrlichte. — Wird auch der Rationalismus, der nur grübeln, nicht glauben lehrt, und weit mehr den Verstand, als das Herz in Anspruch nimmt, solche ehrwürdige Bekenner erziehn? Wird die Religion eines Lehrers, den man nur für einen vorzüglichen Menschen hält, und dessen Behauptung, „daß er vom Vater gekommen sei, und zum Vater gehe," man für fromme Schwärmerei erklärt, Kraft und Muth in schweren Stunden geben? Kann man den Aussprüchen solcher Männer, die bei der Darstellung irdischer Begebenheiten Mangel an Philosophie und Physiologie verrathen, unbedingt vertrauen, wenn sie von göttlichen und himmlischen Dingen reden? Wird man nicht nahe an der Grenze des Lebens es schmerzlich empfinden, daß die Hoffnung auf Unsterblichkeit eine veste Stütze verlor, als man einen Scheintod Jesu ausklügelte, und die wirkliche Auferstehung desselben bezweifelte?

Darum, geliebte Brüder, können und wollen wir uns mit dem Rationalismus nicht befreunden! Er raubet der christlichen Religion die Göttlichkeit ihres historischen Grundes, und stellt sie auf ein menschliches Fundament, wo sie kaum die sokratische Weisheit erreicht. Er füllet ihre Tiefen mit dem Schutte des exegetischen Raisonnements, und verflacht sie dadurch zu einer hypothesenreichen Wissenschaft. Er zerstört den alterthümlichen Kern, der seit achtzehn Jahrhunderten herrliche Früchte hervortrieb, und bildet aus ihr eine schimmernde Herbstblume, die spurlos am Abende der Zeit verwelkt. Er löset zum Theil ihren heiligen Zusammenhang mit einer übersinnlichen Welt, und verflüchtigt das Aetherische an ihr so, daß bei'm Niederschlage der letzten Nacht nichts von ihr übrig bleibt, als ein unbrauchbares **caput mortuum**. Was soll eine solche Religion uns nützen? Sie verkündigt das, was wir schon wissen; sie ermuntert zu dem, was schon die gesunde

Vernunft und die Verhältnisse gebieten; sie führet uns in die Labyrinthe des Zweifels und der unsicheren Ahnung, wenn wir das Reich der ewigen Wahrheit suchen; sie gibt uns in der Trübsal keinen Trost, im Tode keinen Muth. — Laßt uns also kämpfen gegen den Rationalismus, und nicht dulden, daß er unser Heiligthum entweihe! Laßt uns widerstreben seiner Wirksamkeit, damit er uns die Bibel nicht verunstalte! Denn der Dichter hat Recht, wenn er spricht:

Kämst Du zurück auf diese Erde,
Du Welterleuchter, Jesus Christ,
und säh'st, wie man Dein Wort erklärte,
für welches Du gestorben bist:
Du nähm'st, von edlem Zorn entbrannt,
die Geißel wiederum zur Hand *)!

Viertes Kapitel.

Der Kampf gegen den Absolutismus.

Zu den merkwürdigsten Zeichen unserer Zeit gehört unläugbar das Erwachen der christlichen Völker aus ihrem politischen Schlafe. Früherhin kümmerten sich die Landesbewohner wenig um die innere, und noch weniger um die äußere Politik. Sie zahlten, was man verlangte, ohne zu fragen, wie die Regierung ihre Steuern verwendete; sie thaten, was befohlen wurde, ohne die gesetzlichen Gründe zu prüfen; sie trugen, was man ihnen aufbürdete, ohne zu untersuchen, ob sie dazu verbunden wären. Als aber die Schriftsteller anfingen, immer mehr zu schreiben, und die Bürger und Bauern immer besser lesen lernten; als sich manche Bücher und Tageblätter, welche nicht nur die Pflichten, sondern auch die Rechte der Unterthanen entwickelten, selbst in die gemeinsten Hütten verirrten: da befaß-

---

*) s. Testament Leo's XII. S. 5.

ten sich die Völker mit dem Nachdenken, und dies gab Veranlassung zu mannichfachen Bedenken. Der vormatige tiefe politische Schlaf ging in einen leichten Morgenschlummer über, den goldne Träume umgaukelten. Die erste französische Revolution, welche das Ende des nächstvergangenen Jahrhunderts und den Anfang des gegenwärtigen in Menschenblut tauchte, und, wie ein furchtbares Wetter, durch Frankreich und Deutschland zog, rüttelte gewaltig an den Träumenden. Die Franzosen erwachten; aber anfänglich mit allen Symptomen der Schlaftrunkenheit. Denn wie ein gesunder Schläfer, der geweckt wird, zuerst nach allen Seiten sich hinstreckt, und dann mit beiden Fäusten widerwillig um sich schlägt, ohne zu beachten, daß er vielleicht sich selbst verletzt: so zertrümmerte auch dieses Volk im Anfange Alles, was ihm bisher lieb gewesen war, das Bürgerglück, das königliche Haus, die Altäre, und dehnte sich zu einer riesenmäßigen Länge und Breite aus. Bei der zweiten Revolution, in der sogenannten großen Woche des Jahrs 1830, zeigte es klare Besonnenheit, indem es nicht unbändig um sich herum schlug, sondern seiner Kraft eine geregelte Richtung gab. Eine Regierung, welche das vormals Bestandene für unveräußerlich, für absolut vortrefflich hielt, und ein Stabilitätssystem begünstigte, das sich mit den Fortschritten der Intelligenz nicht vertrug, wurde in wenigen Tagen beseitigt, und ein König, der früher Emigrant gewesen war, wurde zum Exulanten degradirt. Man konspirirte nicht gegen sein Leben, sondern gegen seine veralteten Grundsätze; man verdrängte nicht die Monarchie, sondern den Absolutismus. Dieser muß nothwendig den Völkern mißfallen, die eine höhere Stufe der Kultur errungen haben; wo die Wissenschaft fortschreitet, kann die Landesverfassung nicht Stereotype bleiben. Sultan Mahmud führt das Lesen unter den Türken ein; er bereitet eine Konstitution vor, und früh oder spät werden sie die Männer fordern, die jetzt nicht mehr schweigend und gedankenlos ihren Kaffee trinken und ihre Pfeife rauchen, sondern — sprechen! Wohl den Fürsten, welche die gerechten Ansprüche unserer Zeit erkennen, erwägen und befriedigen; sie sitzen vest auf ihren Thronen, und die aufrichtige Achtung, die herzliche Liebe ihrer Völker vergilt ihnen reichlich die Mühen, welche die nothwendige Veränderung für sie herbeiführt! Heil unserm Anton, unserm Friedrich August, die dem mündig gewordenen

Volke bewilligten, was sein Bildungsstand verlangt! Unsere Ehrfurcht, unsere Treue lohnet ihnen!

Was ist's denn nun aber, das den Absolutismus allen gebildeten Völkern so verhaßt macht? Ohne Zweifel folgende fünf Eigenschaften desselben: 1) die Willkühr der Regenten; 2) die Unverantwortlichkeit der Minister; 3) die Ungleichheit der Abgaben; 4) der eigenmächtige Verbrauch der Staatseinkünfte und 5) der Zwang der Druckerpresse. Schon diese Benennungen zeigen an, daß der Absolutismus aus Elementen besteht, die mit dem Geiste unserer Zeit und mit der Mündigkeit der Nationen unverträglich sind. Wir werden uns davon noch mehr überzeugen, wenn wir sie genauer betrachten.

Die Person des Fürsten ist unverletzlich, heilig. Wehe dem Verbrecher, der die Hand gegen den Gesalbten des Herrn erhebt und ihn antastet *). Wir denken mit Abscheu an einen Clement, Raveillac und andere Elende, welche sich mit der empörendsten Gräuelthat befleckten. Wir beklagen jedes Volk, welches sich einen Justizmord an seinem Fürsten erlaubte, und sind überzeugt, daß England und Frankreich die Blätter, welche mit Karls I. und Ludwigs XVI. Blute bezeichnet sind, gern aus ihren Annalen reißen würden, wenn es möglich wäre. Ob nun aber gleich der Landesfürst stets hoch genug stehen muß, um für den Frevel unerreichbar zu sein, so darf er sich doch nicht über das Gesetz und auch nicht neben dasselbe stellen; denn im ersteren Falle regiert er despotisch, im letzteren handelt er, wenn es ihm gefällt, willkührlich. Jenes ist aufgeklärten Völkern unerträglich, Dieses anstößig. Der Despot fragt gar nicht nach Gesetzen; sein Ausspruch, sein Befehl ist Gesetz. Er gebietet, der Unterthan muß gehorchen; er fertigt lettres de cachet aus, und der unschuldige Bürger wird in's Gefängniß gebracht, wo er 10, 20 Jahre sitzen kann, ohne nur verhört zu werden. Ein Kaiser von Marokko schleudert, in muthwilliger Laune, den Wurfspieß nach einem fernstehenden Arbeiter, um zu sehen, ob er gut treffen könne; verfehlt er ihn: so bringt der Arme kniebeugend die verletzende Waffe zurück, um dem Gewaltigen abermals zum Ziele zu dienen. Der Despot ist Herr über das Eigen-

---

*) Ps. 105, 15.

thum, die Freiheit und das Leben *) seiner Unterthanen; diese sind Leibeigene, die nur so lange der Erdengüter sich erfreuen, als es ihnen der gnädige Tyrann vergönnt. — Nicht ganz so arg treibt es der uneingeschränkte Monarch. Er erkennt Gesetze an; aber er macht sie selbst, und hebt sie wieder auf aus eigener Machtvollkommenheit. Seinem Ministerium gesteht er eine berathende Stimme zu; die entscheidende behält er sich selbst vor. Seine Willkühr hat also freien Spielraum. Hätten seine Vorfahren Verordnungen aufgestellt, die ihm nicht behagen: so erklärt er sie für null und nichtig. Hätte er bei'm Regierungsantritt Verträge beschworen, die ihm späterhin nicht gefallen: so setzt er sie außer Wirksamkeit, und nimmt sein gegebenes Wort zurück. Das that Karl X. von Frankreich durch die bekannten Ordonnanzen. Er, ein beschränkter Monarch, lieh sein Ohr den Einflüsterungen des Absolutismus, und die Folge dieser Verirrung ist, daß der unglückliche Greis heimathlos umherziehen muß, und daß seine Asche in fremder Erde ruhen wird.

Die Gesetze müssen in einem wohlgeordneten, christlichen Staate oben an stehen; die Gesetze, welche mit Beihülfe der Volksrepräsentanten gefertigt, den Bedürfnissen des Volks und den Forderungen der Zeit angemessen, von der Nation öffentlich und feierlich anerkannt, und vom Fürsten sanktionirt **) sind. Diese haben die oberste Gewalt; ihren Aussprüchen muß sich Jedermann, und der Landesfürst selbst unterwerfen. Er ist ihr erster Untergebener ***), und hat die heilige Verbindlichkeit auf sich, ihr Ansehen zu schützen, für ihre strenge Anwendung zu sorgen, die vorsätzliche Abweichung zu verhindern, und überhaupt mit allen, ihm zu Gebote stehenden, materiellen Kräften sie zu unterstützen. Er kann nicht eigenmächtig Gesetze geben und aufheben, sondern er bedarf zu beiden Akten der Bewilligung der Landstände. Sollte er wagen, Etwas gegen die Landesgesetze zu ge-

*) So läßt Don Miguel die Bewohner Lissabons, welche ihm nicht borgen wollen, einkerkern, und mehrere Bürger soll er eigenhändig, ohne Urtheil und Recht, getödet haben. **) Diese Sanktion ist ein Recht, welches dem Fürsten gebührt; ohne sie hat keine Verordnung gesetzliche Kraft. ***) Ehre Friedrich August dem Gerechten noch im Grabe, der die von den Vorfahren überkommenen Privatprocesse auf gesetzlichem Wege verhandeln ließ und meist verlor.

bieten: so könnte man ihm nicht gehorchen, und die Renitenten wären nicht strafbar; denn gegen das Gesetz zu handeln, würde ehrlos sein. Und da sagt Montesquieu *): „Il n'y a rien dans la monarchie, que les loix, la religion et l'honneur prescrivent tant que l'obéissance aux volontés du Prince; mais cet honneur nous dicte, que le Prince ne doit jamais nous prescrire une action, qui nous déshonore, parce quelle nous rendroit incapable de le servir." — Als Karl IX. von Frankreich dem Vicomte Darte, welcher das Kommando zu Bayonne führte, befahl, auf unschuldige Bürger feuern zu lassen: so antwortete Darte seinem Könige: „Sire, je ne trouve parmi les gens - de - guerre que des braves soldats, et pas un bourreau; ainsi eux et moi supplions Votre Majesté d'employer nos bras et nos vies à choses faisables." Das war ein rechtmäßiger Ungehorsam, und der, welcher sich ihn erlaubte, ein Ehrenmann. — Die Willkühr des Absolutismus können die gebildeten Völker unserer Zeit nicht ertragen, und wenn der Fürst sein *Αυτὸς ἔφατ'* an die Stelle der Gesetze rückt: so entstehen leicht (durch ein Anagramm) Auto's da fé — der herzoglichen Schlösser, wie die Geschichte Karls von Braunschweig beweiset.

Ach, wie beklagenswerth sind doch die Fürsten, die in das Rad der Zeit eingreifen, und die Regierungsprincipien des finstern Mittelalters jetzt noch geltend machen wollen! Lagert sich nicht um ihren Thron die Unsicherheit? Können sie auch nur eine ruhige Stunde verleben? Wird ihnen nicht jeder Genuß verbittert durch die Furcht, Herrschaft und Vaterland zu verlieren? Müssen sie nicht alle Freisinnige als ihre Feinde betrachten, und sogar die Verwiesenen noch fürchten? Als die Nachricht von Karls X. Entthronung nach Portugal kam, wagte Don Miguel nicht, in Lissabon sich öffentlich zu zeigen, und befahl den Polizeibeamten, mit der größten Sorgfalt alle freisinnige Bewohner aufzuspüren. Die Gefängnisse wurden gefüllt, täglich beraubte man 20 — 30 friedliche Bürger der Freiheit, und die Hauptstadt glich im September des J. 1830. einer Wüste, weil viele Häuser und Gewölbe verschlossen waren **). Ist Don Miguel glücklich, der sich

*) L'esprit de loix c. II. S. 27. der Genever Ausgabe in 4. 1749. **) s. Die politischen Stürme Europa's, oder flüchtige Skizze der vorzüglichsten Unruhen, welche während des Jahres

durch eine Nachricht aus fernem Lande zu solchen Maßregeln genöthigt sieht? — Größere Gefahr bedrohete Spanien, nachdem im Nachbarlande die gleichgestimmte Dynastie gefallen war. In England lebten viele ausgewanderte und verbannte Spanier. Madrid und Cadix hofften auf sie; der Hof und die Mönche zitterten vor ihnen. Alle Truppen, die man nur entbehren konnte, mußten sogleich nach den Pyrenäen aufbrechen, und die Päße besetzen. Die kleinsten Vergehn wurden mit zweijährigem Gefängnisse bestraft; der Wunsch: „Wenn uns doch der liebe Gott eine Konstitution gäbe!" ward für hochverrätherisch und des Todes für würdig erklärt. Bald traf die Nachricht ein, daß die emigrirten Spanier an des Landes Grenzen sich befänden, und sogleich stellte man in Madrid 200 neue Polizeispione an. Zwei Geistliche, Merino und Leccho, wurden ermächtigt, Freiwillige zu werben, und man beschloß, jeden Vertriebenen oder Ausgewanderten, der Spaniens Boden beträte, sogleich nach gehaltenem Standrecht zu töden. Am 13ten Oct. 1830 rückte Obrist Valdes, ein kühner Parteigänger, mit 480 Mann über Bayonne, und am 25ten desselben Monats Mina, der alte Kämpfer für die Freiheit, in Irun ein; aber am 27ten und 29 Oktober waren beide schon geschlagen und gezwungen, auf gefährlichen Pfaden sich nach Frankreich zurückzuziehn. Ferdinand **VII.** hatte den andringenden Sturm an der Grenze beschwichtigt; fanatische Mönche und Priester, die für ihre Klöster, für ihre Marienbilder, (deren Eins die Zahnschmerzen, das Andere die Geburtswehen lindern soll) für ihre Santa Virgen del Pilar in Saragossa — kurz **pro aris et focis** kämpften, hatten ihm wichtige Dienste geleistet; er befand sich in den Händen der Apostolischen. War er glücklich? Er, der durch seinen starren Absolutismus die Liebe des Volks verscherzt hatte, das ihn bei seiner Rückkehr aus Napoleons Gefangenschaft laut jubelnd als den Ersehnten begrüßte? Mußte er nicht mit Schmerz bemerken, wie sehr man seinen Bruder Don Karlos ihm vorzog, wenn man, bei gemeinschaftlichen Spazierfahrten, Jenem tiefbeugend ein schallendes „e viva!" zurief, und gegen ihn kaum den nöthigen Anstand beobachtete? Entschädigte ihn und

---

1830 in Europa statt fanden. Von * r. Leipzig 1831. in der A. Festschen Verlagshandlung. S. 104 f.

seinen Geistesverwandten, Don Miguel, für diesen unersetzlichen Verlust das Wohlwollen und der Beifall des Papstes Leo XII.?

Dieser urtheilte allerdings sehr günstig von beiden Fürsten. Denn so lesen wir im Testamente desselben: „Wir lassen Italien im Schlamme seines Unglaubens und seiner Sittenlosigkeit, Deutschland im Labyrinthe seiner falschen Philosophie, Frankreich in den Stricken seines Liberalismus; uns trösten zwei Länder an dem äußersten Westen Europa's, welche ganz nach der Art und Weise regiert und verwaltet werden, wie unser Interesse es nur immer wünschen mag. Dort herrschen zwei Könige von ausgezeichneter Frömmigkeit. Milde, Großmuth, Gerechtigkeit und Weisheit sind die Hauptdiamanten in ihrem Diadem. Ihre Treue und Haltung der Verträge und der Eide ist längst zum Sprichworte bei den Völkern der Erde geworden. Sie haben mit nervigem Arme den Zeitgeist gebändigt, und die vornehmsten, reichsten und gelehrtesten Leute in ihren Reichen, welche die Hauptfeinde ihrer gottseligen, von den Weltkindern jedoch nicht begriffenen Pläne waren, ausgerottet, eingekerkert, verbannt, und deren Vermögen den Priestern und Mönchen übergeben. Sie haben die Klöster wiederhergestellt, und dem heiligen Officium, an dessen förmlicher Wiederherstellung blos eine überflüssige Scheu vor andern Königen sie hindert, wenigstens der Sache nach neuen Glanz gegeben. Wir wünschen von Grund des Herzens, der hoffnungsreiche Fürst, Don Miguel, möge bis in sein hohes Alter über das Land seiner Väter herrschen, als ein Erzengel der Legitimität, um die ächten Grundsätze des Königthums immer mehr und mehr zu bevestigen, und den Drachen des Liberalismus zu ertödten!"

Was nützen aber solche Lobeserhebungen einem Fürsten, den sein Volk verachtet? Sind sie nicht ein unverkennbarer Beweis, daß er sich unter des Papstes intolerante Herrschaft beugt, und seinen Unterthanen ein Zwingherr ist, der sich dem Wahne ergibt, daß er die vernünftigen Ansichten, Meinungen und Grundsätze derselben durch herrisches Gebot in unvernünftige verwandeln könne, wie man eine Münze von gutem Korn zu einem schlechtern Fuße umprägen läßt? Hat es nicht die Vergangenheit sattsam gelehrt, wie der heilige Vater mit den Fürsten zu verfahren pflegt, die sich vor ihm demüthigen?

Haben sich nicht die römischen Bischöfe von jeher als die gefährlichsten Demagogen bewährt, indem sie sich anmaßten, Könige abzusetzen, Unterthanen von dem Eide der Treue zu entbinden, die weltliche Gerichtsbarkeit der geistlichen unterzuordnen, die Mönche und Priester der Oberherrschaft des Staates zu entziehn *)? Befahl nicht Leo XII. **) durch seinen Nuntius in Madrid allen Bischöfen Spaniens, künftig den Eid des Gehorsams***) nicht mehr dem Könige, sondern ausschließend dem Papste zu schwören? Ertheilte nicht der Papst seinem Abgeordneten in Wien 1805 folgende Instruktion: „In Rücksicht der Fürstenthümer und Lehen ist es eine Regel des kanonischen Rechts, daß die Unterthanen eines ketzerischen Fürsten von aller Pflicht gegen ihn befreit bleiben, so wie auch freigesprochen sind von aller Treue und Lehnspflicht?" Dem Beifalle eines solchen Oberhaupts könnten Fürsten ihre Ehre, ihre Sicherheit, ihre Ruhe, die Zufriedenheit und das Glück ihrer Völker opfern? Nein, das ist in unsern Zeiten kaum denkbar! Wie ruhmwürdig erscheint uns da der Kaiser Joseph II. †), der, ein katholischer Fürst, alle Einmischung der römischen Kurie in seine Regierung kräftig zurückwieß, und weder durch die Ermahnungen Pius VI., noch durch dessen Besuch bewogen werden konnte, die als nothwendig erkannten Reformen einzustellen! Er fürchtete die Drohung nicht, welche dieser Papst ohne Zweifel gegen ihn selbst aussprach, und nach seinem Tode im geheimen Konsistorium am 17ten Juni 1793 wiederholte: „daß die Fürsten, welche Religionsfreiheit wollen, mit den Gottesläugnern vom Himmelreiche ausgeschlossen würden, indem nichts thörichter sei, als die Behauptung, daß ein Jeder in seiner Religion selig werden könne ††)."

Alle aufgeklärte, nicht von Mönchen bearbeitete Nationen sehnen sich nach einer liberalen Konstitution, und sind dem Absolutismus feind. Der Grund davon ist in der mächtig angeregten Idee von bürgerlicher Freiheit und in der fortgeschrittenen Civilisation zu suchen. Dagegen richten offenbar die vornehmen Kabinets- und Salonsredensarten von „einer konstitutionellen Seuche im Westen Europa's," von „einer liberalen **Cholera morbus**" nichts

---

*) s. Beil. 4. **) gest. d. 10ten Febr. 1829. ***) s. Beil. 5. †) s. Beil. 6. ††) s. Vollständige Sammlung aller Briefe ꝛc. von Pius VI. Nach der römischen Ausgabe übersetzt von **Dr.** A. Guilleaume. Münster 1797. 2 B. S. 207.

aus, der man „im Osten einen eisernen Wall entgegen stellen müsse.“ Der Absolutismus hat sich überlebt, und wenn er sich mit Kanonen und Bajonetten umgibt: so kann er wol Europa mit Blut überschwemmen, aber nimmermehr den Genius unsers Zeitalter unterdrücken. Dieser wird aus dem rothen Meere stets von Neuem auftauchen, bis er den abgelebten Greis niedergekämpft, und auf zerstörten Vesten in einer verständigen Volksrepräsentation das allgemeine Siegs- und Friedenszeichen aufgepflanzt hat. Bis dahin werden die Volksaufstände kein Ende gewinnen, und die Prophezeihung der Franzosen wird in Erfüllung gehen: **„La révolution est en marche, elle fera le tour du monde, et le genre humain ne rétrogradera jamais!“** — Sollten es denn aber christliche Fürsten bis aufs Aeußerste treiben, um ihre absolute Herrschaft, die sie doch nicht retten können, noch eine kurze Zeit zu behaupten? Haben diese, endlich doch vergeblichen, Anstrengungen nicht schon aus Portugal über 40,000 Menschen *) vertrieben? Wie Viele wird nun der schreckliche Bruderkrieg noch wegraffen, der ebenfalls nichts anders ist, als ein Kampf des Absolutismus gegen den Liberalismus? Wer zählt die Bürger, welche Spanien durch diese politische Spaltung verloren hat? Welchen Ausgang werden die Volksunruhen im Kirchenstaate nehmen, wenn Gregor **XVI.** nicht die versprochenen Verbesserungen in der Landesverwaltung

---

*) Gegen das Ende des Jahres 1831 befanden sich, wegen politischer Vergehen, in den Gefängnissen Lissabons 3600, im Fort St. Juliao 800, in Peniche 400, in Calcaes, Schloß Belem und Trafaria 300, am Bord der Gefangenen-Schiffe im Tajo 600, am Bord der Gefangenen-Schiffe in Oporto 2000, in den verschiedenen Gefängnissen von Troz-os-Montes 1200, in der Provinz Douro und Minho 2000, in der Provinz Beira mit Einschluß Almeida's 5000, in der Provinz Estremadura, Abrantes einbegriffen, 3000, in der Provinz Alentejo, Elvas einbegriffen 5000, in der Provinz Algarbien 1200; deportirt nach Angola 400, nach Cabo Verde und anderen Inseln 500, nach Cabinta, Agouche, Mozambique 700; ausgewandert nach der Insel Terceira 7000, nach Brasilien 2000, nach verschiedenen Gegenden von England 800, nach Frankreich 1800, nach den Niederlanden 1100, nach verschiedenen Gegenden Europa's 1000. Zusammen 40,400. Dazu kommen noch beinahe 5000, die, um der Verfolgung zu entgehn, sich verborgen halten, oder im Lande umherirren. Und die ganze Bevölkerung Portugal's beträgt ohngefähr 2,600,000!

einführt? Wird Bologna *) das Wort „Libertas“ in seinem Stadtwappen vernichten?

O, Ihr Fürsten, erbarmet Euch doch Eurer Völker! Verfolget, zerstreuet, vertilget sie nicht, geblendet durch das Phantom einer stolzen Autokratie! Sie sind ja Eure Kinder; wünschet Ihr nicht von ihnen geachtet und geliebt zu sein? Ist nicht Eure eigne Ruhe, Euer eignes Glück an die Eintracht und den Frieden Eurer großen Familien unzertrennlich gekettet? Beherziget doch, was Voltaire sagt: „La politesse, la circonspection, l'indulgence affermissent l'union entre les amis et dans les familles; elles feront le même effet dans un etat, qui est un grande famille.“ — Klingt denn der Name „Tyrann“ Eurem Ohre besser, als die Benennung „Vater“? Führt der Zwingherr seiner Unterthanen ein angenehmeres Leben, als der Freund derselben? Wenn Jener seinen Palast verläßt: so umgibt er sich, von Furcht gepeinigt, mit seinen Trabanten, und das Geräusch der klirrenden Waffen verscheucht den wehrlosen Bürger, der sich gern dem Anblicke des Furchtbaren entzieht. Und kommt ein solcher Fürst, außer seiner Residenz, in eine Stadt, in ein Dorf: so müssen die Einwohner durch Drohungen und Kolbenstöße gezwungen werden, ihm die gebräuchlichen Honneurs zu machen; denn das Herz hat kein „Lebe hoch!“ für ihn, und mit Unwillen zündet man das Lämpchen an, welches die befohlene Illumination verlangt. Stirbt er endlich: so senden ihm die Landesbewohner ihre Flüche nach, und feiern seinen Todestag als ein allgemeines Freudenfest **). — Wie ganz anders ist's bei einem Monarchen, der nach milden Grundsätzen sein Land beherrscht, den starren Absolutismus neben den Bildern seiner längst verschiedenen Ahnen beisetzt, und sein Volk in frei gewählten Deputirten an der Regierung Theil nehmen läßt! Er lernt die Bedürfnisse desselben genau kennen; denn auch das kleinste Oertchen findet ein Organ, um seine Wünsche vor dem Fürsten auszusprechen, und er kann sie um so leichter befriedigen, da ihm eben jene Deputirten ihre Hülfe anbieten. Alles Gute wird ihm zugeschrieben, weil seine Bewilligung zur Ausführung erforderlich ist; gäb' es zuweilen einen Mißgriff: so

---

*) s. Beil. 7. **) Ein solches feierte Dänemark, als König Christiern, der Nero des Nordens, am 25sten Januar 1556 starb.

wird nicht ihm, sondern den Kammern die Schuld beigemessen, indem diese den Vorschlag gethan, oder diskutirt haben. Er selbst steht rein und schuldlos über seinem Volke. Wandelt er in seiner Residenz und deren nächsten Umgebungen, wo man ihn persönlich kennt, umher, ohne Prunk, ohne Leibwache, im einfachen Ueberrocke, der den goldnen Stern bedeckt, welcher auf seiner Brust ruhet, die ungleich mehr Werth hat: so bleibt der Bürger mit wahrer Ehrfurcht vor ihm stehn, zieht tiefneigend seinen Hut und schauet frei und froh dem Fürsten in das freundliche Antlitz; und wird er wohl gar von demselben angeredet: so eilt er hoch erfreuet in sein Haus, und schreibet auf das weiße Blatt der Erbbibel den Tag, die Stunde, in welcher ihm die unvergeßliche Ehre widerfahren ist, damit es auch seine spätesten Nachkommen noch lesen können. Bereiset ein solcher Fürst sein Land: so strömt von allen Seiten die Menge freudig aufgeregt herbei; der Professionist legt sein Werkzeug aus der Hand, der Bauer verläßt den Pflug, wie dringend auch die Arbeit sein mag. Man will, man muß den Landesvater sehn, und der Kranke beklagt es lebenslang, wenn ihn gerade an diesem Tage das Siechthum an's Lager fesselt. So ist ein solcher Fürst der Liebling seiner Nation, Jedermann betet für ihn, Jedermann spricht mit inniger Achtung von ihm, alle Herzen huldigen ihm. Und hat er sein schönes Tagewerk vollbracht, ruft ihn sein guter Engel zu höhern Würden: dann bleibt kein Auge trocken, dann hört man auch in der kleinsten Hütte die schmerzliche Klage: „Ach, unser Vater ist todt!" — Fürsten! dieser Liebe, dieser treuen Anhänglichkeit, diesen reinen Freuden, diesem unvergänglichen Nachruhme solltet Ihr nicht gern den Absolutismus opfern *)?

*) Nach der Bekanntmachung des Königs und des Mitregenten von Sachsen vom 29sten Mai 1831 las man im Dresdn. Anz. Nro. 162. S. 7. 8. folgendes: „Die dankende Erwiderung Sr. Maj. des Königs und Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Mitregenten auf die von vielen sächsischen Unterthanen in neuester Zeit ausgesprochenen Versicherungen treuer Ergebenheit hat unter allen Ständen ohne Ausnahme einen unbeschreiblichen Eindruck hervorgebracht. Indem der Gebildete den hohen Werth dieses Aktenstücks an sich, und die gegenwärtigen Zeitverhältnisse insbesondere, mit froh bewegter Seele anerkennt, zeigt die Thräne stummer Rührung in dem Auge des Mindergebildeten, daß er Aehnliches fühlt, und die Herzen Beider begegnen sich unbewußt in der schönen, erhebenden Hoffnung auf eine glückliche Zukunft. Ewig wird jenes Aktenstück ein Denkmal fürstlichen Biedersinns bleiben. Es würde das

Mit diesem muß dann nothwendig auch der Ministerdespotismus fallen, welcher in rein monarchischen Staaten darauf ruht, daß die ersten Diener derselben nur dem Fürsten, nicht dem Volke verantwortlich sind. Dieser Despotismus, härter, drückender, gefährlicher oft, als der des Autokrators, erlaubt sich den pflichtwidrigsten Nepotismus, besetzt willkührlich alle Aemter mit seinen Kreaturen, verlangt von jedem Suchenden abgöttische Verehrung, verdrängt, aus Laune oder Indignation, von Dienst und Brod, und bereichert sich selbst auf Kosten des Landes.

---

selbst dann sein, wann es, auf allerhöchsten Befehl, aus der Feder eines Staatsdieners geflossen wäre; aber unendlich wird sein Werth gesteigert durch die fürstliche Hand, die es niederschrieb, durch den fürstlichen Geist, der so zu denken verstand, und durch die edle Seele, die, indem sie unverkennbar des todten Buchstabens innere Bedeutung fühlte, ihren Beruf, über das Wohl von Tausenden zu wachen, so herrlich bewährte. Wen erinnert nicht das ungeheuchelte, väterliche Wohlwollen, welches diese Rede der sächsischen Regenten an ihr Volk verbreitet, wen erinnern nicht selbst die vertrauensvollen, herzlichen und einfachen Worte, wodurch jene Gesinnung so klar, so unzweideutig sich ausspricht, an den Vatersinn, an die, aus längst verflossenen Zeiten noch immer rührend zu uns herübertönende, biederherzige Stimme eines Friedrichs des Weisen, eines Kurfürsten Augusts? O möchte doch, während die Bedürfnisse der neuesten Zeit so vielseitige Umgestaltungen des zeither Bestandenen nöthig gemacht haben, in dieser Nähe zwischen Fürst und Volk, in diesem, beinahe traulichen, Verkehr zwischen Beiden, der den Regenten zum theilnehmenden Vater einer großen Familie umschafft, und einem jeden Gliede der letztern Ohr und Herz des Oberhauptes öffnet — möchte doch in dieser schönen, nur in kleinen Reichen möglichen, Vereinigung dessen, was man jetzt leider! hie und da als Extreme zu betrachten gewohnt ist, die gute — in solchem Sinne wahrhaft gute — alte Zeit wiederkehren! Es ist möglich. Nie wol stellte sich die Hoffnung dazu in einem so freundlichen, erwärmenden Lichte dar, als eben jetzt. — O erhalte, edler Fürst, diese Aussicht Deinem Volke! Strebe, wie Deine großen Vorfahren, mit ihm nach dem Edelsten! Steige noch oft herab zu ihm, wie Du es jetzt gethan: ein gütiger, mitfühlender Vater und Rathgeber — lehre es Dich lieben! Und liebende, dankbare Herzen werden Dir entgegenschlagen, werden, wenn Du einst spät heimgegangen bist zu Deinen erhabenen, von Mit- und Nachwelt hochgefeierten Ahnen, das Andenken ihres Friedrich Augusts segnen, und Greise ihren Kindern und Kindeskindern von Ihm erzählen, den ihre alten Augen noch erblickt hatten, als Er selbstthätig und schaffend für das Wohl seines Volks wirkte!" Sincerus.

Wir denken uns unter einem Minister, wie er sein soll, einen verständigen, muthvollen, seinem hohen Posten vollkommen gewachsenen, uneigennützigen, sein Vaterland und dessen Regenten herzlich liebenden Menschenfreund, der nicht sowol ein Diener des Fürsten, als vielmehr des Staates ist, und diesem seine Kenntnisse, seine Zeit, seine Kräfte widmet. Zu diesem Bilde paßt zunächst die Schmeichelei nicht; sie würde einen fremdartigen, durchaus entstellenden Zug geben. Der Minister muß die Wahrheit ehren, lieben, sprechen, selbst dem Landesherrn sie nicht verheimlichen, und wenn derselbe das Ungerechte, das Unnütze, das Schädliche verlangte, ihm furchtlos entgegentreten. Er muß sagen können: „Ew. — fordern Etwas, das den Gesetzen — den Verhältnissen — dem Glück — des Landes zuwider ist. Geruhen Allerhöchstdieselben die Gründe meiner Ansicht, meiner innigsten Ueberzeugung zu vernehmen, zu prüfen. Sollten Ew. — dieselben nicht genügend finden: so müßte ich unterthänigst um meine Entlassung bitten; denn ich kann keine Verordnung, die mit meinen Grundsätzen streitet, contrasigniren. Wenn Jemand durch das Verlangen Ew. — unglücklich werden soll: so will lieber ich es sein, als das Land *)." — Eine solche Sprache führt der Schmeichler nicht. Er beugt sich sklavisch vor dem Herrn, und wird aus einem Staatsdiener ein Fürstenknecht. In absoluten Monarchieen erlaubt er sich diese Verirrung um so leichter, da er — außer seinem Gewissen und Gott — nur dem Einen verantwortlich ist, der das Unstatthafte befiehlt. Jemehr er nun die Kunst versteht, durch höfische Biegsamkeit die Gnade dieses Einen zu gewinnen und zu behaupten, desto freier kann er selbst handeln; je williger er sich Jenem unterwirft, desto herrischer kann er die Landesbewohner behandeln, desto eigenmächtiger mit ihnen verfahren.

Fern von der edlen Unpartheilichkeit, die, ohne Ansehen der Person, den Geschickten befördert, den Rechtschaffenen unterstützt, den Verdienten belohnt, sorgt ein solcher Minister in einem solchen Staate vor Allen für

---

*) „Quand même une bonne action rendroit malheureux pour le reste de la vie, on ne doit ne s'en abstenir, ni s'en repentir jamais." Reflexions de la Reine Christine. Cent. II. No. 76.

seine Descendenten und Adscendenten, Kognaten und Agnaten; diese erhalten die ersten und einträglichsten Stellen. Ob sie dazu fähig oder unfähig sind, ob sie überhaupt arbeiten wollen, oder nicht — darauf kommt nichts an. Sie werden Chefs der Bureaus; die Räthe, die Sekretairs expediren, und indeß diese bei Sessionen vortragen und diskutiren, sitzen jene dabei. Sind die Resultate der Diskussion gehörig zu Papiere gebracht: so überreicht man Sr. Excellenz das Mundum zur Unterschrift — und die Sache ist abgemacht. Können diese Herren nicht die ersten Stellen gewinnen: nun so werden ihnen doch möglichst gut dotirte zu Theil, und diese verwalten sie mit gleicher Bequemlichkeit. Denn welcher Kollege wäre wol ungefällig gegen den Sohn, Neffen, Onkel, Schwager des allmächtigen Ministers? Welcher Untergeordnete wird nicht gern ein Geschäft übernehmen, um dem Verwandten desselben eine Erleichterung zu verschaffen? Wer wäre unbesonnen genug, durch Mangel an Dienstfertigkeit gegen den Enkel einen Großvater zu beleidigen, dem es nur ein Wort kostet, um brodlos zu machen, und Frau und Kinder in den dürftigsten Zustand zu versetzen? Nein, da thut man gewiß Alles, um den unwissenden, ungeschickten, trägen, erbärmlichen Rath zu übertragen, und selbst der Präsident des Kollegiums ist klug genug, um durch die Finger zu sehn. — Bei wem könnte man sich auch über den Verwandten des Ministers beschweren? Bei'm Fürsten? Zu diesem kommt man nicht leicht, wenn der Minister nicht will. Bei'm Minister selbst? Da würde man mit einer sehr ungnädigen Miene empfangen werden, und als ein Mensch erscheinen, der jede Rücksicht vergißt. Man muß sich also mit Geduld und Nachsicht rüsten, um das ertragen zu können, was sich nicht ändern läßt.

Nach den Verwandten kommen in einem Staate, wo der Minister dem Volke nicht verantwortlich ist, seine Kreaturen, d. h. diejenigen, welche sich ihm durch mancherlei Dienste, auch wol durch schmutzige, empfohlen haben. Denn so hoch der Mann auch steht: er bleibt ja doch ein Mensch, und hat seine Bedürfnisse, Neigungen, Leidenschaften. Diese müssen befriedigt werden, und wer dazu freundlich die Hand bietet, der gewinnt Ansprüche, die sich mit Vortheil geltend machen lassen. Befanden sich Sr. Excellenz einmal, nach unglücklichem Spiele, oder andern ungewöhnlichen Ausgaben, in momentaner Geldverlegenheit, und Du konntest mit einem Vorschusse dienen,

oder durch einen christlichen Juden die plötzlich entstandene Lücke ausfüllen: so wirst Du, bei eintretender Vakanz, für Dich oder Deinen Sohn nicht leicht eine Fehlbitte thun. Sollten Hochdieselben an Deiner hübschen Frau *) oder jugendlichen Tochter ein besonderes Wohlgefallen finden, und Du willst nicht nur ein Auge, sondern beide zudrücken: so wirst Du Inhaber eines Wechsels, der zuverlässig nicht mit Protest zurückgegeben wird. Du kannst Dir dann ein Aemtchen, nach Belieben, aussuchen. Magst Du auch weder Verstand, noch Kenntnisse, noch Arbeitslust besitzen: das hindert Deine Beförderung nicht; denn Du wirst vom Minister begünstigt. Alle Deine Mitbewerber, wären sie auch viel geschickter und klüger und thätiger, als Du, fallen durch **). Dein Protektor übersieht, aus gnü-

*) Auf solche Art hätte der Verfasser gegenwärtiger Schrift schon vor vielen Jahren zu Reichthum und einer angenehmen Stellung gelangen können, wenn er — gewollt hätte. Er hatte ein junges, wohlgebildetes Weib errungen, welches damals das erste Kind unter dem Herzen trug. Ein sehr vornehmer und reicher Engländer, der Britanniens Schätze im Auslande verpraßte, und schon eine Ehe getrennt hatte, fand die liebliche Frau ganz nach seinem Geschmacke. Er that daher dem armen Schriftsteller den Vorschlag, das traute, reine Wesen gegen eine beträchtliche Geldsumme ihm zu überlassen, wozu er auch das Versprechen fügte, demselben durch seine Konnexionen eine Anstellung im Staatsdienste zu verschaffen, wie er sie nur wünsche. Was that denn nun der Gatte? Griff er nach den goldenen Aepfeln, die ein unwürdiger Wollüstling ihm darbot? Nahm er dessen Fürsprache bei dem damals Alles geltenden Minister an? Nein, mit geheimem Ingrimme wieß er den empörenden Antrag zurück, und wohlbekannt mit der tugendhaften Gesinnung seiner Frau, dachte er an den biblischen Ausspruch: „Mancher ist arm bei großem Reichthum, und Mancher ist reich in seiner Armuth." (Spr. Sal. 13, 7).

**) Der Verfasser dieser Schrift spricht aus Erfahrung. Er hatte es mit einem Minister zu thun, dem er weder verwandt, noch durch eine geeignete Dienstleistung vortheilhaft bekannt, noch auch durch einen vornehmen Gönner empfohlen war; mit einem Manne, dessen äußere Schale, bis zur höchsten Glätte abgeschliffen, durch Geburt, Erziehung und Umgang mit der höheren Welt verfeinert, mit Stickerei, Stern und Kreuz geschmückt, einen wahren Brillant-Käfer darstellte. Herrisch gegen Untergebene, stolz gegen Bittende, bescheiden und schmiegsam gegen den Einen, der über ihm stand, wußte er bald durch Grandezza zu imponiren, bald durch höfische Freundlichkeit zu gewinnen. Zu diesem kam der Verfasser oft ehrfurchtsvoll und hoffend, und bat um Anstellung in solchen Fächern, denen er, seiner innigsten Ueberzeugung nach, vollkommen gewachsen war. Er wurde mehr, als ein Mal, mit der gnädigen Versicherung

genden Bewegungsgründen, Deine Mängel. Ja, solltest Du auch künftig zuweilen derbe Böcke machen: es schadet nichts! Die Gunst des erhabenen Freundes gleicht alle Deine Fehler aus!

Je leichter es aber dem Günstlinge wird, eine Anstellung zu erhalten, desto schwerer wird es dem Fremdlinge, Ohr und Herz des Ministers für seine Bitten zu öffnen. Laßt uns den Supplikanten zu dem Hochgebietenden begleiten. Nicht ohne inneres Zagen klopft er leise an die Thüre der Domestikenstube. Ein Bedienter im goldbetreßten Kleide rauscht ihm entgegen, verdrüßlich, daß er durch den unzeitigen Klopfer vom Sopha aufgescheucht, oder in einem interessanten Gespräch mit der Kammerjungfer unterbrochen wurde. Mit barschem Tone ruft er dem tiefgebeugt vor ihm stehenden Supplikanten zu: „Was will der Herr?“ Supplikant: „Mich unterthänigst erkundigen, ob ich die hohe Gnade haben könnte, Sr. Excellenz meine Aufwartung zu machen.“ Bedienter: „Der Herr Graf sind nicht zu Hause!“ Der Bediente tritt zurück, die Thüre wird knallend zugeschlagen, und der Arme geht nach Hause, um den Sonntagsrock auszuziehen, den er vielleicht von einem gefälligen Freunde zu diesem schweren Gange erborgt hatte. Er wagt nach einiger Zeit einen zweiten — dritten Versuch; aber das eine Mal ist Se. Excellenz mit wichtigen Arbeiten überhäuft, das andere Mal hat sie Besuch. Der Supplikant ist eingeschüchtert, muthlos; er will sich nicht auf's Neue der unhöflichen Behandlung blosstellen. Doch seine Freunde reden ihm zu, die Umstände sind dringend, er faßt sich noch ein Mal ein Herz. Der Bediente empfängt ihn mürrischer, als je; aber um den Lästigen loszuwerden, der ihn mit „unverschämtem Geilen“ *) plagt, meldet er entlich den Zitternden seinem Herrn. Die Gnadenthüre thut

---

entlassen, daß man sein Gesuch der obersten Staatsbehörde berichten wolle. Er wartete — wartete lange; es erfolgte nichts. Da sah er endlich ein, daß er getäuscht wurde, und beschloß, das unwürdige Betteln einzustellen, und durch selbstständige Anwendung seiner geistigen Kraft sich das Nothwendige zu erwerben. Er hat gefunden, daß man auch ohne öffentlichen Dienst leben kann, daß der mühsam verdiente Bissen vorzüglich gut schmeckt, und die auf Anstrengungen folgende Ruhe überaus süß ist. Er umlagert nicht mehr die Thüren der Hochgestellten; er demüthigt sich nicht mehr vor ihnen!

*) Evang. Luc. 11, 8.

sich auf. Der Arme weiß nicht, ob er hinein gehen oder kriechen soll, und seine Befangenheit läßt ihn gleich bei'm Eintritt ein ganz linkisches Kompliment machen. Die Excellenz belächelt seine Unbeholfenheit, und er überreicht in tiefster Demuth stotternd seine Supplik. Nach langem, ernsten Schweigen öffnet sich endlich der gnädige Mund entweder zu einer abschläglichen Antwort, oder zu der (eigentlich gleichbedeutenden) Façon de parler, „daß man das Gesuch ad acta referiren wolle." Hierauf folgt die gewöhnliche, sehr bezeichnende, Bewegung der Hand, welche dem Supplikanten die Thüre zeigt. Er geht, indem er eine Hoffnung weniger, eine Demüthigung mehr zählt, und preiset den niedrigsten Handwerker glücklich, der solche Schmach nicht kennt. — Ach, guter Knigge, es muß zu Deiner Zeit doch noch besser gewesen sein, als jetzt, da Du schreiben konntest: „Wünschest Du zeitliche Vortheile, Unterstützung, Versorgung im bürgerlichen Leben; möchtest Du in einer öffentlichen Bedienung angestellt werden, in welcher Du Deinem Vaterlande nützlich sein könntest: so mußt Du darum bitten, ja, nicht selten sogar betteln!" Jetzt hilft auch das Betteln nicht mehr! Und wer ist denn der Minister, von dem man sich so schnöde behandeln lassen muß? Wie hat er, — nach d'Alamberts Urtheil — die Spitze der Staatspyramide erreicht? Wahrlich nicht immer als ein Adler, öfter als ein Wurm!

Wehe aber dem Unglücklichen, der, von gerechtem Selbstgefühle verleitet, jemals seine Nichtigkeit vor dem Allesvermögenden vergißt, der es wagt, sich als Mensch dem Menschen gegenüber zu stellen! Er kann mit Sicherheit darauf rechnen, daß er früh oder spät die nachtheiligen Wirkungen seiner Unbesonnenheit schmerzlich empfinden wird. Gegen einen unverantwortlichen Minister hat Niemand Rechte, sondern Jedermann nur Pflichten, und der Untergebene muß schweigend dulden, wenn Jener Unverantwortliches thut. Steht der Beamtete mit dem Minister in unmittelbarem Verkehr: so hat er die beste Gelegenheit, in einer schweren Tugend sich zu üben — in der Selbstbeherrschung. Gesetzt, er bringt am Morgen die Arbeit, die er mit besonderem Fleiße gefertigt, auf die er viel Zeit und Mühe verwendet hat, und wofür er ein Wort der Zufriedenheit und des Beifalls erwartet; allein Se. Excellenz haben nicht wohl geschlafen, weil sich Dieselben Abends zuvor den Magen ein wenig

überfüllten, und sind daher verdrüßlich aufgestanden. Sie tadeln mithin das schätzbare Produkt, Sie verwerfen, was Sie nicht verstehn, und geben die Schrift mit der Weisung zurück, daß man ein anderes Mal sorgfältiger arbeiten möge. Der getäuschte Producent ist ganz verblüfft, es kocht in seinem Innern, das Blut drängt sich gewaltsam auf die Wangen; aber sprechen darf er nicht, wenn er nicht Amt und Brod riskiren will *). — Gesetzt, es wird in der Session eine Sache von Wichtigkeit vorgetragen und diskutirt. Die Assessoren vereinigen sich, nach reiflicher Erwägung, in einer recht vernünftigen Ansicht; aber dem Minister gefällt es, anderer Meinung zu sein, und nun gebietet die Klugheit jenen weisen, erfahrenen Männern, sich unterthänigst zu submittiren. Der Widerspruch ist gefährlich. Erlaubt sich ihn ein alter Rath: so erscheint vielleicht bald nachher ein Reskript, das ihn, wegen seiner hohen Jahre, in den gnädigsten Ausdrücken mit einer sehr mäßigen Pension in den Ruhestand versetzt; wagt ein junger Rath eine bescheidene Einwendung: so macht es der Mangel an Erfahrung und ein vorlautes, widerspenstiges Betragen nothwendig, ihn zu entlassen. — Wo gibt es eine Behörde, bei der man sich über die Launen und Ungerechtigkeiten eines Ministers beschweren könnte, den die Unverantwortlichkeit schützt?

Diese Aegide benutzt er denn auch, ist er ein unredlicher, eigennütziger Mann, zu seiner Bereicherung auf Unkosten des Landes. Wir wollen nur Eins erwähnen: er treibt kaufmännische Geschäfte zum Nachtheil der Landesbewohner. So hatte Sachsen vor nicht langer Zeit einen Minister, der die Eisenfabrikation en Gros betrieb. Wir wollen nicht untersuchen, ob sich dieses Geschäft überhaupt mit den Obliegenheiten des ersten Staatsdieners vertrug, dessen Zeit und Kraft wol von ganz andern Dingen in Anspruch genommen wird; aber das ist allbekannt, daß jener Eisenhandel auf das gemeine Beste überaus schädlich einwirkte. Denn der große Hammerwerksbesitzer drückte seine kleinen Herren Kollegen im Erzgebirge nieder, indem er die Hauptstadt und deren Umgegend, im möglichst weiten Kreise, mit seinen Fabrikaten so vollständig versorgte, daß in diesem Artikel der Verkehr mit dem Erzgebirge fast gänzlich aufhörte. Dazu kam, daß der Minister, der dem Fürsten nahe stand, für seine

---

*) Exempla sunt odiosa!

ausländischen Eisengießereien besondere Begünstigungen auszuwirken wußte *), welche die inländischen wesentlich beschränkten; ja, man weiß sogar, daß die Schmiede und Schlosser der Residenz, die in den Palästen der höchsten Herrschaften, so wie im Zeughause ꝛc. zu thun hatten, damals kein anderes Eisen verarbeiten durften, als jenes ausländische. Die natürliche Folge davon war, daß die Hammerwerke des Erzgebirgs in ihrer Betriebsamkeit gehemmt wurden, immer geringere Vortheile darboten, sich kaum zu halten vermochten, und Eins derselben von seinen Besitzern, die mit dem vollständigsten Bankerott endigten, gänzlich aufgegeben werden mußte. Dagegen füllten sich die Kassen des Ministers, seine Handelsspekulationen boten glänzende Erfolge dar, die sehr verschuldeten Stammgüter wurden von den auf ihnen lastenden Geldsummen frei, und sein Reichthum vermehrte sich von Tage zu Tage, von Jahr zu Jahr. War aber dieser Wohlstand nicht auf Kosten des Landes erworben? War er nicht von den Thränen der Armen befeuchtet? **)

Solche Unregelmäßigkeiten, erzeugt durch die Willkühr und den Eigennutz eines Ministers, können eigentlich nur in absoluten Monarchieen vorkommen, ob wir gleich nicht behaupten wollen, daß es gerade in allen der Fall sein müsse. Nein, wenn der Fürst selbst umsichtig, wachsam und ein wahrer Volksfreund ist: so darf es freilich kein Staatsdiener wagen, etwas gegen Gesetz und Pflicht und Landeswohlfahrt zu unternehmen. Um das nur mit einem Beispiele zu beweisen, erinnern wir an das eigenhändig abgefaßte Protokoll Friedrichs des Großen, — eines unbeschränkten Monarchen in einem militairischen Staate — welcher in der Sache des Müllers Arnold schrieb: „Sie müssen wissen, daß der geringste Bauer, ja was noch mehr ist, der Bettler, eben sowol unantastbare Menschenrechte besitzt, als der König, und ihm alle Justiz widerfahren muß, indem vor

---

*) s. Mandat vom 23sten März 1822 in der vaterländischen Gesetzsammlung No. 274 besonders unter dem Worte „Eisenguß.“ **) Man erinnert sich dabei unwillkührlich an den Jesuiten Lavalette, Vorsteher des Profeßhauses in der Stadt St. Peter in Martinique, der im J. 1761 und schon früher auf den entferntesten Handelsplätzen kaufmännische Geschäfte, vorzüglich mit Zucker, Indigo und Kaffee, trieb, endlich die ganze Gegend der großen Bay, auf der Insel St. Domingo, kaufte und sie mit Negersklaven besetzte.

der Justiz alle Leute gleich sind; es mag nun ein Prinz sein, der wider einen Bauer klagt, oder auch umgekehrt, so ist der Prinz vor der Justiz dem Bauer gleich, und bei solchen Angelegenheiten muß streng nach der Gerechtigkeit verfahren werden, ohne Ansehn der Person. Darnach mögen sich die Justizkollegien zu richten haben, und wenn sie nicht mit der Justiz, ohne alles Ansehen der Person und des Standes, gerade durchgehen, sondern die natürliche Billigkeit bei Seite setzen: so sollen sie es mit dem Könige zu thun haben. Denn ein Kollegium, das Ungerechtigkeit ausübt, ist gefährlicher und schlimmer, als eine Diebsbande; vor der kann man sich schützen, aber vor Schelmen, die den Mantel der Justiz gebrauchen, um ihre üblen Neigungen oder Leidenschaften auszuführen, kann sich kein Mensch hüten. Diese sind ärger, als die größten Spitzbuben, die in der Welt sind, und verdienen eine doppelte Bestrafung. Berlin, am 11ten December 1779 *). — Ob nun aber gleich dieses Aktenstück für den großen Friedrich höchst rühmlich ist, so läßt sich's doch nicht läugnen, daß Gesetze und Rechte wenig gesichert sind, wenn der Schutz derselben in der Hand eines Einzigen liegt, und daß die Minister sich manche Willkühr erlauben werden, wenn das Volk von ihnen keine Rechenschaft fordern darf. Würden die Herren Polignac, Peyronnet und Konsorten nicht ungestraft die Charte verletzt, die Freiheit der Nation beeinträchtigt haben, wären sie nur Karl X. responsabel gewesen, der mit ihnen übereinstimmte? Würden nicht auf das erste Attentat bald mehrere gefolgt sein, wenn das Volk nicht sein gutes Recht sogleich gegen sie geltend gemacht hätte? Es ist daher auch völlig konsequent, daß die Franzosen, nach Pérries Tode, einen neuen Staatssekretair verlangen, und dem wahrhaft guten Philipp I. **) nicht gestatten, selbst im Staatsrathe zu präsidiren; denn der König ist nicht verantwortlich, wol aber der Minister. — Wir haben jetzt einen trefflichen Lindenau und andere wackere Männer in den höchsten Staatsdiensten, denen wir unbedingt vertrauen können; wer steht aber für ihre Nachfolger? Kann es unter Diesen nicht Einzel-

---

*) s. v. Dohms Denkwürdigkeiten seiner Zeit. **) s. Beil. 8.

ne geben, welche den würdigen Vorgängern nicht gleichen? Ist's nicht möglich, daß sich Eigennutz und Willkühr einmal wieder der Regierung bemächtigen, zum Schaden der Landesbewohner nach Bereicherung streben, und die Verheißung edler Fürsten: „daß bei Besetzung der Stellen im Staatsdienste Verdienst und Fähigkeit allein die Wahl bestimmen wird" *), vernachlässigen können? Gegen dieses Unglück schützet Sachsen die Verfassung, welche das Volk berechtigt, die obersten Staatsbehörden zu kontroliren, und, im Falle der Pflichtvergessenheit, zur Verantwortung zu ziehn. Mit dem Absolutismus fällt der Ministerdespotismus.

Zugleich muß auch das System der Besteuerung besser geordnet, und das Mißverhältniß der Abgaben beseitigt werden. Die reichsten Grundbesitzer müssen nothwendig zur Deckung der Landesbedürfnisse das Meiste beitragen, weil sie die größten Vortheile vom Lande ziehen, und das Mehreste geben können. Das ist so einleuchtend und natürlich, daß es, nach unserer Meinung, keiner Erläuterung und keines Beweises bedarf. Man muß sich daher wundern, daß bisher nicht in jedem Staate dieser Grundsatz aufgestellt und streng befolgt wurde. Aber es läßt sich erklären. Der Absolutismus findet den Stützpunkt seiner Existenz in der Aristokratie und im Militair. Der Autokrator umgibt sich also mit Adlichen und Soldaten, weil er sie als die Basis seiner Macht, als die Exekutoren seines Eigenwillens betrachtet. Es versteht sich daher von selbst, daß beide Stände vorzüglich begünstigt und mit den öffentlichen Lasten möglichst verschont werden müssen. Sie leisten unmittelbare, persönliche Dienste. Dazu kommt, daß der Militair, wenn er nicht ein Grundstück, oder ererbtes Vermögen besitzt, von seinem Solde nichts abgeben kann, und billiger Weise von den gewöhnlichen Steuern freigesprochen wird; der Adel aber von Vorfahren abstammt, die sich — wenn sie das „von" nicht erkauften — um Fürsten und Vaterland Verdienste erworben haben, deren Früchte die späteren Sprößlinge noch genießen wollen. Da nun die Adlichen vormals fast ausschließend die Rittergüter besaßen: so waren diese, nicht nach

---

*) s. Bekanntmachung vom 29ten Mai 1831.

Maßgabe des Umfangs und Ertrags, sondern nach den Ritterpferden besteuert, welche die frühesten Besitzer, ehe stehende Heere errichtet wurden, bei ausbrechenden Kriegen zu stellen hatten. Daraus ging nun ein großes Mißverhältniß der Steuerpflichtigkeit hervor, indem Bauergüter oft mit weit beträchtlichern Abgaben, als die Rittergüter, und dazu noch mit Frohndiensten aller Art belastet waren. Wo nun der Monarch allein und ganz eigenmächtig über die Besteuerung entscheidet, da wird, aus obigen Gründen, nicht leicht das Mißverhältniß gehoben werden, und wir erinnern uns noch sehr wohl des sächsischen Landtags, bei welchem erst nach langen und lebhaften Debatten die Ausmessung der Rittergüter beschlossen ward. Sind aber die Steuern unverhältnißmäßig vertheilt: so müssen sie für die ärmeren Grundbesitzer drückend werden, indeß den reicherern eine Erleichterung verschafft wird, deren sie nicht bedürfen.

Eben so schädlich ist's, wenn die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse mit zu hohen Abgaben belegt sind, und dadurch unmäßig vertheuert werden. Wie kann sie der arme Städter erringen, besonders in einer kargen Zeit? Wie können die unvermögenden Handwerker des Erzgebirgs und Voigtlands sich und die Ihrigen nähren, wenn jetzt, wo ihr Gewerbe kaum den dritten Theil des früheren Arbeitslohnes darbietet, die nothwendigsten Erfordernisse zu höheren Preisen steigen? Man gehe nur in ihre armseligen Hütten, man beobachte sie nur bei ihrem dürftigen Mahle von Erdäpfeln und Cichoriengetränk, man betrachte nur ihr veraltetes, schmuckloses Hausgeräth: und man wird sehen, wie furchtbar die Nahrlosigkeit auf diese Nothleidenden wirkt. Gleichwol sollen sie Personensteuer, Quatember, Gewerbsteuer und dergleichen, bei unausbleiblicher Exekution, entrichten! Der arme Schuhmacher bezieht die Jahrmärkte, um seine gefertigten Waaren zu verhandeln. So wie er in das Städtchen eintritt, muß er das Stättegeld erlegen, ohne zu wissen, ob er auch nur ein Paar Schuhe verkaufen wird. Doch wenn es ihm auch gelingt, etwas von seiner Waare abzusetzen: so muß er vom Gewinne die Transportkosten, die Zehrung, das Stättegeld, den Verlag abziehn; wie viel wird ihm bleiben? Der arme Weber, der seinen Mousselin bei Kaufleuten und Händlern nicht los werden kann, wandert damit fort, um zu hausiren; aber ehe er beginnen darf, muß er einen Hausirzettel lösen und, was er verkauft, späterhin veraccisen.

Das Brod steht nicht eben in einem hohen Preise, obgleich an vielen Orten um ein Drittheil höher, als vor 40 Jahren, wo Handel und Gewerbe noch blühete. Eine zahlreiche Familie bedarf täglich fast zwei Brode, weil sie außer diesem Nahrungsmittel nur wenig hat; aber so viel, als zwei Brode kosten, erwirbt mancher Hausvater jetzt nicht. — Ach, was wissen von dieser Dürftigkeit jene Reichen, die Tausende in der Residenz verzehren, und jene Vornehmen, die oft an des Königs Tafel speisen? Diese nur sieht der absolute Fürst, mit diesen nur spricht er; sind sie ein taugliches Organ, um ihn mit den Bedürfnissen der verarmten Städte und Dörfer bekannt zu machen? Wird er, von ihren Behauptungen und Ansichten geleitet, das lang bestandene Abgabensystem verändern? — Man bildet Mäßigkeitsvereine, um den Branntwein aus den niedern Ständen zu verdrängen. Das ist eine recht löbliche Absicht. Allein womit soll sich der arme Handarbeiter bei dem schweren Tagewerke erquicken? Mit Bier? Das ist für ihn zu theuer und oft selbst für seine Zunge — die es doch nicht eben genau nimmt — zu schlecht. Man ermäßige also die Abgaben, welche auf dem Biere ruhen, damit man für geringen Preiß ein schmackhaftes, nährendes Getränk erhalte; außerdem bleiben die Armen bei'm Kartoffelschnapps, und es werden höchstens einige Branntweinhändler ruinirt. Davon können nur Deputirte, die mit den Bedürfnissen, Neigungen, Gewohnheiten der niedern Stände bekannt sind, den Fürsten und seine Minister unterrichten in konstitutionellen Staaten!

Auf Nahrlosigkeit und Verarmung hat auch ein fehlerhaftes Besteuerungssystem darum Einfluß, weil es ein Mißverhältniß zwischen inländischen und ausländischen Fabrikaten erzeugt, indem es jene so vertheuert, daß sie mit diesen die Konkurrenz nicht halten können. Es liegt nämlich am Tage, ist der inländische Fabrikant hoch besteuert: so muß er nothwendig auch seine Fabrikate möglichst theuer zu verkaufen suchen, damit er im Stande sei, jene Steuern zu bezahlen, seine Arbeiter zu belohnen, und überhaupt seine Ausgaben zu bestreiten. Der Engländer wird dagegen von seiner Regierung auf jede Art begünstigt, und genießt manche Vortheile, deren der Sachse ermangelt. Jener kann daher auch seine Waaren auf Messen billiger losschlagen, als Dieser. Der Konsument zieht aber, bei

gleicher Güte der Fabrikate, natürlich das wohlfeilere dem theuern vor, besonders wenn jenes auch mit Englands Stempel prangt. Durch die Messen wird nun Sachsen mit ausländischen Fabrikaten überschwemmt; wer wird die inländischen kaufen? Jenen ist der Eingang erleichtert, Diesen wird der Ausgang durch Mauthen und Zölle erschwert. Wie kann da die Industrie gedeihen? — Leipzig wird als Stapelplatz ausländischer Fabrikate betrachtet. Für das, was in dieser Stadt deponirt ist, muß schon der Impost entrichtet sein. Gleichwohl muß der Inländer die Waaren, welche er von Leipzig bezieht, noch ein Mal als ausländische veraccisen. Wie kommt das? Wird dadurch nicht der Verkehr mit Sachsens erster Handelsstadt gehemmt *)? Es ist gewiß, daß die Abgaben verhältnißmäßiger, gerechter, billiger, dem gemeinen Besten gemäßer, als jetzt, geordnet werden müssen. Dazu wird aber eine genaue Bekanntschaft mit dem Stande der Dinge, mit dem Ertrag der verschiedenen Berufsarten, mit den Verhältnissen der Landesbewohner erfordert. Es kann ein neues Steuersystem nicht von wenigen Menschen gründlich bearbeitet werden, sondern nur von einer Versammlung, die aus Männern besteht, welche in allen Gegenden des Landes und mit allen Zweigen der vaterländischen Industrie gnügend bekannt sind. — Allein darauf wird in einem reinmonarchischen Staate keine Rücksicht genommen. Der Fürst schreibt ordinaire und extraordinaire Steuern aus, wenn und wie es ihm beliebt; er nimmt auch wol, wie Don Miguel, zu gezwungenen Anlehen seine Zuflucht, wenn er Geld braucht, und läßt die Bürger, welche nicht zahlen wollen, in's Gefängniß bringen. Können wir dem Absolutismus hold sein?

Und wie wendet denn ein solcher unbeschränkter Beherrscher von unwürdiger Art die Summen an, welche das Land oft mit großer Anstrengung aufbringt? Ist er ein Schwelger: so verpraßt er sie und setzt den Saft von beiden Indien auf seine Tafel; ist er ein Wollüstling: so verschwendet er die Güter seiner Unterthanen durch nimmersatte Ueppigkeit und schmücket mit den Thränen seiner Landeskinder in köstlichen Perlen den Hals seiner Maitressen; ist er ein Schwäch-

*) Leipzig hat einen großen Theil seiner frühern kommerziellen Wichtigkeit verloren. Soll es denselben wieder erhalten: so ist eine gänzliche Umgestaltung der Accis- und Zollgesetze nöthig.

ling: so besoldet er mit dem sauern Erwerbe des Bürgers und Bauers Günstlinge, die an seiner Statt regieren; ist er ein prunkliebender Mann: so verziert er mit dem Gold und Silber seines Volks seine Paläste, seine Soldaten, seine unnützen Spielereien. Verlangt Ihr für das Alles Belege: Ihr findet sie in der Lebensgeschichte August's II., Königs von Polen und Kurfürstens von Sachsen. Laßt uns einen Theil derselben betrachten.

Dieser Fürst, der zwar, der Form nach, die Landstände in gesetzlichen Zeitfristen zusammenrief, aber eigentlich ganz willkührlich herrschte, vergeudete unermeßliche Summen, und bürdete dem Lande eine Schuldenlast auf, von welcher es erst durch Friedrich Augusts weise Sparsamkeit völlig befreiet wurde. Er vereinigte Polens Krone mit Sachsens Kurhut, nachdem er dem evangelischen Glauben feierlich entsagt hatte *). Schon diese, für Sachsen durchaus schädliche, Erwerbung kostete Millionen. Denn gleich bei der ersten geheimen Unterhandlung über diesen Gegenstand **) erklärte der Kastellan von Kulm, Johann Przebendowsky, Schwager des damaligen Obristen und nachherigen Feldmarschalls von Flemming, daß, wenn der Kurfürst von Sachsen über seinen Kronmitbewerber, den französischen Prinzen Conti, siegen wolle, der polnische Adel mit ungeheuren Summen bestochen werden müsse. Und August II. weigerte sich nicht. Er bediente sich dazu der Schätze seines Volks †). Nachdem die Wahl erfolgt war, empfing er die Gesandtschaft der Republik ††) bei Tarnowitz in einem Anzuge, der über eine Million kostete. Jeder Knopf an seinem Kleide war ein Diamant, und Orden, Degen, Hut, Knie- und Schuhschnallen glänzten von edlen Steinen †††).

Mit solchem Prunke wurde die Regierung Polens angetreten, welche von dem Kurfürstenthume Sachsen die größten und schmerzlichsten Opfer forderte. Der nordische Krieg, eine Folge jener unglücklichen Verbindung, kostete unserm Vaterlande beinahe 88 Millionen Thaler, und über 37,000 Menschen. Die schwedische Invasion, welche das Land vom September 1706 bis dahin 1707

---

*) s. Beil. 9. **) zu Dresden im Mai 1697. †) Auf einer damaligen Spottmünze fuhr ein Bauer im Karren eine wohlbeleibte Jungfrau. Die Münze hatte die Umschrift: „Ich fahre Sachsen nach Polen." ††) d. 13ten Juli 1697. †††) s. Lange Noten zu kurzem Texte, oder Sachsens Sonst und Jetzt. S. 4. Anm. 2.

belastete, verschlang allein 23 Millionen Thaler und raubte demselben über 24,000 Menschen. Mit 16,000 Mann war Karl XII. in Sachsen eingerückt, und mit einer, durch Aushebungen bis zu 40,000 Mann verstärkten Armee verließ er es. Diese Armee bestand aus 60 Regimentern, und jedes erhielt bei'm Abmarsche 300 Stück Rindvieh, überhaupt also 18,000 Stück. Jede Gemeinde mußte ein Pferd schaffen, und die mehresten Offiziere vertauschten ihre schlechten, abgenutzten Klepper gegen kräftige Gaule, welche die Bauern liefern mußten. Dadurch wurde Sachsen eine so große Schuldenlast aufgebürdet, daß es kaum die Zinsen dafür aufzubringen vermochte. Man borgte überall, wo und wie man nur Geld bekommen konnte. Zunächst nahm man die vermögenden Landesbewohner in Anspruch, und eröffnete besonders Anlehen bei den reichen Stadträthen in Dresden und Leipzig, welche für ihre Gefälligkeit ausgezeichnete, zum Theil für das Kommunwesen verderbliche Privilegien erhielten *). Dann aber nahm man auch zum Auslande seine Zuflucht, und verschaffte sich beträchtliche Summen aus Genua, Venedig, Holland, Hannover und andern Orten, wofür man bald Juwelen, bald Landesdistrikte †), bald die königliche Ehre verpfändete, in welchem letzteren Falle aber hohere Interessen bezahlt werden mußten.

Die wichtigsten Geldgeschäfte wurden mit dem Hofjuden, Jonas Meyer, abgemacht. Dieser, ein sächsischer Rothschild seiner Zeit, lebte auf einem glänzenden Fuße. Er gab Bälle und Soirées, denen nicht selten der Kronprinz mit seiner Gemahlin beiwohnte. Da er sich um den Hof, der sich fast immer in Geldverlegenheit befand, nicht unbedeutende Verdienste erwarb: so wurden ihm besondere Begünstigungen zugestanden. So durften z. B. die Gastwirthe, denen damals das Beherbergen der Juden untersagt war, Jonas Meyers Domestiken in ihren Häusern aufnehmen und bewirthen — ein Vorzug, der bei der damaligen feindlichen Stimmung gegen die Israeliten einen nicht geringen Werth hatte. Doch muß man gestehen, daß dieser Hofjude nicht blos auf seine Bereicherung bedacht war, sondern zuweilen auch seinen christlichen Zeit-

---

*) z. B. das Recht, keine Rechnung von der Verwaltung des Kommunalvermögens ablegen zu dürfen. †) Das Amt Borna für 500,000 Thlr., das Mansfeldische für 600,000 Thlr.

genossen wesentliche Vortheile verschaffte. So versorgte er die Residenz, während einer Theurung, mehr als ein Mal mit Getreide aus Danzig und Rußland, wodurch er sich den Dank der Armen erwarb *).

Uebrigens war es nicht ungewöhnlich, daß die Diener des Staats und die Beamteten ihre Besoldungen nicht regelmäßig empfingen, und oft beträchtliche Rückstände zu fordern hatten, indeß der Hof ungeheuere Summen verschwelgte und verschwendete. Diese Besoldungsrückstände wurden späterhin den Gläubigern, oder deren Erben (denn Viele starben, ehe sie befriedigt wurden) in meißner Porzellan vergütet, welches, durch eine unkluge Verwaltung der Fabrik, in so großer Menge vorräthig war, daß man sich dessen nicht vortheilhafter zu entledigen wußte, als wenn man es statt der Besoldung hingab. — Besser, als die Staatsbeamten, befanden sich die Diener der Günstlinge, deren Gehalte stets regelmäßig ausgezahlt wurden; darum suchte man auch diese Stellen eifriger, als jene Aemter. Daher wünschte der Geheimkanzlist Schöne **): „Ach, wenn ich doch, statt Königl. Polnischer und Kurfürstl. Sächs. geheimer Kanzlist, lieber Flemming'scher oder Fürstenberg'scher Kammerdiener geworden wäre! Da hätte ich mehr Besoldung, auch stets zu rechter Zeit und Stunde." — König August's Günstlinge waren: der Statthalter Fürst Egon von Fürstenberg, der Geheime Rath Graf von Hoymb, der Großkanzler Graf Beichling, der Oberkammerherr Graf Vitzthum, der Fürst Lubomirsky, und besonders der Kabinetsminister und Feldmarschall, Jakob Heinrich Graf von Flemming. Der Erstere hatte während der öfteren Abwesenheit des Königs, die nicht selten ein Jahr lang dauerte, fast unumschränkte Gewalt, und es war ein Glück für Sachsen, daß eben dieser unter jenen Männern noch die edelsten Gesinnungen hegte. Graf Flemming wird von einem gleichzeitigen Schriftsteller folgendermaßen geschildert:

---

*) Freilich wurde er auch nicht selten lächerlich gemacht, besonders bei den sogenannten Hof-Bauerwirthschaften, wobei der König die Rolle des Wirths, die Hofdamen und Kavaliere die der Mägde und Knechte spielten, und wobei der Hofnarr Frölich sich zuweilen also vernehmen ließ: „Soll der Jüd schaffen Mosen und die Propheten, will er se schaffen, woraus der Adonai geschaffen de Welt — nix!" **) Urgroßvater des Verfassers von „Sachsens Sonst und Jetzt."

„Seine Manieren waren grob, und schicklicher für einen Dragonerkapitain, als für einen Minister. Er affektirte eine große Freimüthigkeit in seinen Reden, der seine Handlungen widersprachen. Sein Ehrgeiz kannte keine Grenzen; seine Prahlerei erstreckte sich bis auf seine Laster; Betrügerei und Treulosigkeit hatten keine Schrecken für ihn. Alle Mittel und Wege, sobald sie zu seinem Zwecke führten, schienen ihm gut“ *). — Gleichwol war er bei August II. am meisten beliebt, und besaß im vorzüglichen Grade die Gunst des Königs.

Wie Recht und Gerechtigkeit damals gehandhabt wurde, ergibt sich aus wiederholten Beschwerden der Stände. Sie beklagten sich: „daß angesessene Leute oft verhaftet, auch gar im Gefängnisse gehalten würden, ohne ihnen die Ursache anzuzeigen, oder sie zur Verantwortung zu lassen, und ihnen rechtliches Erkenntniß zu verstatten.“ Millionen Seufzer erpreßte die damalige Kabinetsjustiz, vor welcher nicht selten die Justizbehörden selbst zitterten. Sie wurde um so drückender und gefährlicher, da der König lange abwesend und weit entfernt war. Sie handelte mit despotischer Willkühr.

Zu den unnützesten und zugleich kostspieligsten Stellen des Hofetats gehörten unläugbar die der Hofnarren, deren August II. dreie hatte: Frölich, Schmiedel und Leppert. Einer kostete dem Staate mehr, als jetzt zwei Minister. Frölich hatte 99 Hanswurstjacken, trug einen 60 Unzen schweren silbernen Kammerherrnschlüssel, und bezog an Gehalt und Geschenken so viel, daß er einen bedeutenden Aufwand machen konnte. Er hatte einen Kammerdiener, er gab Tafel, und baute sich an der Elbbrücke in Neustadt ein schönes Haus. Dem Könige war aber auch der Umgang mit dem Narren oft willkommner, als die Verhandlung mit dem Minister. Dieser brachte Geldnoth, Landeskalamitäten, Kriegsereignisse und manche sorgliche Vorfälle in Anregung; jener belustigte durch seinen Scherz, ob derselbe gleich oft sarkastisch war, beseitigte die Störungen des Vergnügens, und beschwich-

---

*) Er soll sechszehn Millionen Thaler hinterlassen, seine Wittwe aber die Hälfte davon, als unrechtmäßig erworbenes Gut, zurückgegeben haben.

tigte auch wol das Gewissen, wenn es in ernsten Stunden seine Stimme erhob. Glänzender, als Günstlinge und Narren, bezahlte August die Maitressen. Eine Brüsseler Tänzerin, du Pare, erhielt, außer einem Reisegeld von 1000 Dukaten, bei ihrer Ankunft ein Theaterkleid, dessen Taschen mit Diamanten gefüllt waren *).

Die Stände machten, wenn sie Geld bewilligen sollten, allerdings Vorstellungen, und betheuerten, „daß in manchen Dörfern kein Brod vorhanden sei, ja daß man das von Kindern erbettelte den Soldaten überlassen müsse;" allein die knechtische Unterwürfigkeit raubte ihnen die Kraft zum beharrlichen Widerstande. Ob sie schon das Elend des gänzlich verarmten Landes kannten und, durchdrungen von patriotischem Mitleid, neue Erpressungen scheueten, so bewilligten sie doch am Ende Millionen, getäuscht durch den Wahn, daß es zum dauernden Nutzen des Landes geschehe, weil sie von einem wohlgeregelten Staatshaushalte keine richtigen Begriffe hatten. Als der König selbst bei großen Forderungen an die Stände einmal gegen Flemming die Bedenklichkeit äußerte, daß sie nicht bewilligen würden; so erwiderte dieser: „Ich habe unter den Ständen so viele Vettern, Freunde und Gevattern, daß an Nichtbewilligung gar nicht zu denken ist. Widersprüchen muß man mit Drohungen begegnen!" Es war daher eben so widrig, als lächerlich, wenn man nach beendigtem Landtage in öffentlichen Blättern erklärte: „Se. Majestät haben großes Vergnügen über die Allerhöchstihnen von den Ständen bezeigte Devotion und schuldigen Gehorsam empfunden." — Doch einmal **) fügte man sich wirklich nicht in das Verlangen des Königs; da entließ August **II.** den Ausschußtag mit allen Merkmalen des Unwillens, ohne dessen Bewilligung anzunehmen, ohne Abschied und Reversalien. Da bemerkten die Stände demüthigst: „daß ihnen diese Dimission ohne Abschied und Reversalien, dergleichen sie zu keiner Zeit einige Exempel fänden, mit sonderbarer Be-

---

*) Das galante Sachsen (freilich eine nicht ganz reine Quelle) schlägt die Summe für dergleichen Ausgaben zu zwanzig Millionen an. Wird man nicht geneigt, diese Angabe zu glauben, wenn man an die Menge der Maitressen und ihrer Kinder, so wie an König Augusts Freigebigkeit denkt? Mit der Gräfin Königsmark erzeugte er den nachmals berühmten Moritz von Sachsen. **) d. 28sten Jul. 1704.

trübniß zu Gemüthe gestiegen, indem sie daraus nichts anders schließen könnten, als daß solche Entlassung aus einer wider sie vermerkten Ungnade herrühre, deren Ursache sie sich nicht bewußt wären.“ Welche Verzagtheit bei offenbar rechtmäßiger Weigerung! Wie wenig konnte August Männer beachten, die eine so knechtische Sprache redeten! Und er that es auch nicht. Er schrieb mehrmals außerordentliche Anlagen, ohne ständische Bewilligung, aus, wie z. B. 1705 eine Kopf= und Vermögenssteuer, wozu auch die Staatsdiener den zwölften Theil ihrer Besoldung beitragen mußten.

Er setzte ungehindert seine Verschwendung fort. Da gab es Prunkfeste, von denen wir zum Theil gar keine Vorstellung haben; da hatte man (außer den Hofbällen, Redouten, Illuminationen, Konzerten und Opern, wovon die Ausstattung einer einzigen über 100,000 Thlr. kostete) Roß= und Fußturniere, Götter= und Nationalaufzüge, Maskeuringrennen, Venus= Saturnus= Türken= und Sinesen=Feste, Quatrillenreiter, Damenringrennen, Karoussels der vier Elemente, Koroussels der vier Welttheile, allegorische Schlittenfahrten, wozu nicht selten viele tausend Bauern den Schnee herbeifahren mußten, Fuchs= und Jäger=Prellen, Gasthofs= und Bauerwirthschaften, Kampfjagen mit wilden Thieren, die im Jägerhofe gehalten wurden, Schießen nach silbernen Scheiben mit goldenen Nägeln, Feste der Handwerker, Jahrmärkte in Ballsäälen und dergleichen mehr, welche sogar durch Medaillen, Kupferwerke und Druckschriften verewigt wurden. Diese Feste dauerten auch oft nicht bloß Tage, sondern Wochen lang. So währten die Festlichkeiten, welche bei der Vermählung des Kronprinzen mit einer österreich'schen Prinzessin im J. 1719 veranstaltet wurden, fast einen Monat, und kosteten gegen vier Millionen. Die bloße Vergoldung des Schiffs, worin die Braut von Pirna nach Dresden fuhr, wurde mit 6000 Thlr. bezahlt. Und doch herrschte eben damals große Theurung im Lande, weil es zwanzig Wochen lang nicht geregnet, und der Kaiser von Oesterreich die Getreideausfuhr aus Böhmen verboten hatte. Im Erzgebirge und Voigtlande hungerten die Menschen; aber in Dresden wurden Ochsen für das Volk gebraten, Gold und Silbermünzen ausgeworfen, und die Springbrunnen gaben, statt des Wassers, Wein. — Der König beschäftigte sich oft mit Erfindung neuer Ergötzlichkeiten, und mit geschmackvoller Nachahmung französischer, in Versailles gegebener

Feste so angelegentlich, daß es nicht rathsam war, ihn mit ernsten Dingen zu behelligen, und an Regierungsgegenstände zu erinnern. Wenn er in die Städte seines Landes reisete, was oft geschah: so mußten diese nicht selten Schulden oder neue Auflagen machen, um den Prunksüchtigen mit gehöriger Pracht empfangen zu können. Als er zu Bialystock krank gewesen war, und im J. 1727 nach Dresden zurückkehrte, hatten die Festlichkeiten ganz den grandiösen Styl des Hofes, und kosteten ungeheure Summen. Der Kreuzthurm war mit 1,780,000 Lampen erleuchtet, und an der Kirche selbst brannte zweihundert und funfzig Mal ein kolossales A. R.

Doch das Alles wurde übertroffen durch das sogenannte große Campement bei Mühlberg, ungefähr in der Gegend, wo Johann Friedrich der Großmüthige, überfallen vom Kaiser Karl V. und Herzog Moritz von Sachsen, im J. 1547 geschlagen und gefangen wurde. Da veranstaltete August II. im Sommer 1730 ein Lustlager, um der Welt seine, nach dem nordischen Kriege neu rekrutirte, montirte und exercirte, 30,000 Mann starke Armee zu zeigen, und gab ein Prunkfest, wovon ganz Europa widerhallte. Eine Abtheilung der Armee war als ein Janitscharen-Korps gekleidet, welches zwanzig Mohren und zwölf sogenannte Bockpfeifer zur Feldmusik hatte. Diese Bockpfeifer bliesen Dudelsäcke, und waren so kostbar gekleidet, daß eine solche Montur höher zu stehen kam, als jetzt vier Officiers-Uniformen mit den Waffen. Um dieses Janitscharen-Korps ächt türkisch herzustellen, wurde ein Officier, in Begleitung eines Schneiders, nach Constantinopel gesandt. Die Uniformen der Chevalier-Garde, welche jährlich 72,000 Thlr. kostete, waren mit Gold und Silber bedeckt, und zeichneten sich besonders durch Sonnen auf Brust und Rücken aus, die mit guten Steinen gestickt waren.

Bei diesem militairischen Prunkfeste schwamm auf der Elbe eine, mit 550 holländisch gekleideten Matrosen bemannte, Flotte von vier und vierzig allegorisch gestalteten Schiffen, deren Hauptschiff, Bucentauro, allein gegen 20,000 Thlr. kostete. Da strahlte eine Illumination von mehr als einer halben Million Lampen, unter andern einen Palast darstellend, der mit 6000 Ellen bemalter Leinwand beschlagen war, und woran 200 Zimmerleute über vier Monate gearbeitet hatten. Zu diesem Palaste wurden 18,000 Stämme Holz und 200 Schock Breter verbraucht. Auch

wurde ein Feuerwerk abgebrannt, wobei ein Wallfisch und vier Delphine Feuer spieen, und die Wellen der Elbe gleichsam in Feuerwogen verwandelten, während aus dem Bucentauro Kapellmusik und italienischer Gesang ertönte.

Zu diesem Lustlager wurde für die königliche Tafel ein Kuchen, vierzehn Ellen lang, sechs Ellen breit, eine halbe Elle hoch gebacken, den acht Pferde auf einem zwanzig Ellen langen, zehn Ellen breiten Wagen zogen, und den ein Zimmermann mit einem drei Ellen langen Messer theilte. Zu diesem Kuchen verbrauchte man ein und einen halben Wispel Mehl, zwei und achtzig Schock Eier, drei Tonnen Milch, eine Tonne Hefen, eine Tonne Butter; Zucker, Zimmt, Rosinen und dergleichen ungerechnet. Den ganzen Kuchen umgab eine Guirlande von vielen tausend Brezeln, Semmeln und Zwiebacken. Der achtzehn Ellen lange Ofen, worin er gebacken, die Maschine, womit er hineingeschoben und herausgezogen, der Wagen, worauf er gefahren wurde, kosteten allein 500 Thlr. Die königliche Tafel, zu welcher dieser Riesenkuchen als Desert gehörte, war so lang, als das ganze Hauptquartier, und es speisten daran über funfzig fürstliche Personen, mit zahlreichem Gefolge. Die übrig gebliebenen Speisen wurden, nebst Porcellanservice, den Janitscharen und Freikompagnien überlassen; die Kuchenreste erhielten die Kadets, den Wein die Musiker. An Einem der letzten Tage dieses Lustlagers ward die ganze Armee gespeiset, wozu man allein achtzig Ochsen gebraten hatte, und nach aufgehobener Tafel mußten alle Soldaten, auf ein Kommando, ihre hölzernen Teller in die Elbe werfen. Das Ganze kostete, bei sehr wohlfeiler Zeit, über eine Million Thaler. Die Stände bewilligten damals zum Militairetat fürs ganze Jahr 1,619,683 Thlr., und durch diese Soldatenspielerei wurde binnen vier Wochen $1\frac{1}{5}$ Million verschwendet.

Gleich als wäre noch nicht genug vergeudet, verwendete man auch noch 200,000 Thlr. auf ein großes Kupferwerk, um dieses Lustlager zu verewigen. Viele Schriftsteller der damaligen Zeit bemühten sich, das fröhliche, das jubilirende, das magnifique Sachsen zu beschreiben. Faßmann nennt, in der Lebensgeschichte Augusts, das Lustlager bei Mühlberg „ein auf dem ganzen Erdkreis bekannt gewordenes Lustcampement,“ und ein hungriger Poet begrüßte den König, als er von diesem Millionen kostenden Schauspiele zurückkehrte, mit einem Ge-

dichte, worin er „der Magnifiqueste aller Monarchen der Erde" genannt wird, dessen „Splendeur und Gloire unübertrefflich sei," und worin Alle glücklich gepriesen werden, die unter dem goldnen Scepter dieses Königs lebten. Aber das erwähnte er nicht, daß die Beiträge zu diesen fürstlichen Vergnügungen exekutivisch auch von den Aermsten eingetrieben wurden, und daß Hunderttausende darbten, damit der Hof und dessen Zubehör gewissenlos schwelgen könnte.

Für manche Menschen war allerdings die Regierung Augusts eine goldne Zeit. So soll ein Posamentirer, der die Gold- und Silbertressen, Stickereien und dergleichen für die Chevalier- und Leib-Garde lieferte, in einem Zeitraume von zehn Jahren 30,000 Thlr. reinen Gewinn gehabt haben. Alle Arbeiter und Lieferanten für den Hof wurden reich; am meisten gewannen die Hofjuweliere, deren Werke (zum Theil unnütze Spielereien) noch im grünen Gewölbe und in der Kunst- und Rüstkammer gezeigt werden. Wären die enormen Summen, welche die Prunkperiode Sachsens (vom Ende des 17ten bis in die Mitte des 18ten Jahrhunderts) verschlang, im Lande geblieben: so würde dieses, der vermehrten Geldzirkulation wegen, weniger Ursache gehabt haben, über die Verschwendung des Hofs zu seufzen. Allein Polen, und der Verbrauch ausländischer Luxusartikel, so wie das Zuströmen goldgieriger Fremdlinge, die, wenn sie sich bereichert hatten, wieder abzogen, bewirkten ganz vorzüglich des Landes Verarmung. Gleichwol war man mit dem besser geregelten Staatshaushalt, der unter der Regierung Friedrich Christians, des Administrators Prinz Xaver und des im Mai 1827 verstorbenen Königs, Friedrich August, besonders in Dresden und Leipzig, höchst unzufrieden. Das plötzliche Aufhören der unzähligen Feste, womit die prunkliebenden Auguste sich und die Residenz belustigt und betäubt hatten, brachte namentlich in der Hauptstadt eine Stille hervor, an welche man sich lange nicht gewöhnen konnte, und deshalb die weise, nothwendige Sparsamkeit des Hofs eine jämmerliche Knickerei zu nennen pflegte.

So verfuhr mit dem erpreßten Eigenthume seiner Unterthanen ein König, der, ohne unumschränkter Monarch zu sein, doch ganz eigenmächtig handeln durfte, weil schwache Landstände sich seinem Gebote unterwarfen *). So zer-

*) Von ihnen galt recht eigentlich, was der Verf. d. B. d. Weish.

störte er durch Wollust, Ueppigkeit und Prunksucht den Wohlstand eines blühenden Landes, und bürdete ihm eine Schuldenlast auf, zu deren Abtragung mehr als ein halbes Jahrhundert erforderlich war. Wer sollte es daher nicht für verständig erklären, daß man Ludwig Philipp I. nicht König von Frankreich, sondern der Franzosen nennt, um dadurch anzuzeigen, daß ihm nicht das Land gehört, sondern daß er nur, in konstitutionellen Grenzen, über die Bewohner gestellt ist? Wer muß nicht den Kampf gegen den Absolutismus gerecht finden, da dieser Land und Leute der Willkühr eines Menschen preiß gibt?

In seinem Gefolge ist auch meistentheils harter Zwang der Druckerpresse, und er hindert dadurch nicht wenig die Fortbildung und Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts. Wir huldigen zwar keineswegs der Frechheit, welche in Druckschriften alle Gesetze des bürgerlichen und religiösen Vereins vernachlässigt, und die man mit Recht Preßbengelei nennt; wir vertheidigen durchaus nicht die Dreistigkeit derer, welche die nützlichste Erfindung einer frühern Zeit dazu mißbrauchen, das Ehrwürdige anzutasten, das Bestehende ohne Unterschied zu erschüttern, das Heilige zu verlästern, und ihre ungeprüften Meinungen gleich schädlichen Feuerbränden in die Welt zu schleudern; aber wir sind doch fest überzeugt, daß Preßzwang noch schädlicher wirkt, indem er die Entwickelung und Anwendung geistiger Kräfte lähmt, den schriflichen Verkehr unter den Völkern erschwert, die Entdeckung und Verbesserung großer Mängel verhindert, und die Gemüther freier Bürger empört.

Es ist in unsern Zeiten oft von den nachtheiligen Folgen des Zunftzwanges die Rede, und sie lassen sich auch gar nicht in Zweifel ziehen, sobald man dabei an solche Gewerbe denkt, die einer Vervollkommnung fähig sind. Setzen wir den Fall, daß ein Mann, der von früher Jugend an eine besondere Neigung zur Mechanik hatte, und damit auch entschiedenes Talent verband, durch häusliche Verhältnisse gezwungen wurde, ein gemeines Handwerk zu seinem Berufe zu wählen. Er muß nun zwar, umdes

---

(Kap. 6, 5.) sagt: „Ihr seid seines Reichs Amtleute; aber ihr führet euer Amt nicht fein, und haltet kein Recht, und thut nicht nach dem, das der Herr geordnet hat."

Brodes willen, sein Handwerk treiben; aber er verwendet jede Freistunde auf kleine mechanische Arbeiten. Sie gelingen ihm, seine Vorliebe zu solchen Beschäftigungen wächst, er erspart sich durch mancherlei Entbehrungen einige Thaler, und kauft sich dafür Bücher, Werkzeuge und dergleichen. Von nun an studirt er seine Kunst, und wird darin Autodidakt. Er fängt an, mit Uhren sich zu befassen, lernt den Mechanismus derselben kennen, und da sich seine ganze Kraft auf diese Gegenstände richtet: so versucht er es selbst, eine zu bauen, ohne Anweisung zu erhalten. Er arbeitet mit Erfolg; er denkt über Verbesserungen nach, und findet die erforderlichen Mittel dazu. Nun verfertigt er für sich und einige Freunde Uhren von Holz und von Metall. Sie gerathen, sie finden Beifall, und werden für billige Preise ihm abgekauft. Da erwacht in ihm der unwiderstehliche Wunsch, seine ganze Zeit auf diese Dinge wenden zu können; denn er fühlt es, daß er darin, bei fortgesetzter Uebung, Großes zu leisten vermag. Um seine Bedürfnisse ist er nicht mehr verlegen; er gibt sein Handwerk auf. Aber unglücklicherweise befindet sich in der Stadt, wo er wohnt, eine Uhrmacherinnung. Diese fragt, ob er in gehöriger Form aufgedingt und losgesprochen sei? und da er beides nicht darthun kann: so wird ihm die Ausübung eines Gewerbes verboten, das er nicht auf gewöhnlichem Wege gelernt hat. Findet er nun nicht einen mächtigen Protektor, der gegen das Innungsverbot ihn schützt: so muß er zur verlaßnen Profession zurückkehren, und die vielleicht ausgezeichneten Werke, welche er späterhin hervorgebracht haben würde, gehen für die Welt verloren. Der Zunftzwang lähmt seine Kräfte. — Das Nämliche bewirkt der Preßzwang. Männer von Geist und Gelehrsamkeit kommen durch Nachdenken und Beobachtung auf neue Ideen, neue Ansichten; allein sie passen vielleicht nicht zur alten Ordnung, zur herkömmlichen Verfassung. Dürften sie dieselben in Druckschriften aufstellen und im weiten Umkreise verbreiten: so würden sie die Erzeugnisse ihres Geistes sorgfältig ausarbeiten, nach gnügenden Gründen forschen, um ihre Meinungen zu unterstützen, und dadurch zu öffentlichen Diskussionen Veranlassung geben, die zu heilsamen Wahrheiten führen könnten. Aber das strenge Censurregulativ, die neuesten Bundestagsbeschlüsse bedrohen, erschrecken sie: und die trefflichste Idee bleibt ein flüchtiger Gedanke, den sie selbst absichtlich unterdrücken.

Der Preßzwang lähmt und hemmt die Entwickelung und Anwendung geistiger Kräfte.

Er verhindert auch den schriftlichen Verkehr unter den Völkern. Man weiß, daß die Industrie nur dann gedeihen kann, wenn die Nationen in kommerzieller Verbindung stehn, wenn der Ausgang inländischer Fabrikate, und der Eingang ausländischer Waaren verhältnißmäßig erleichtert wird. Denn da kann der Arbeiter durch das Anschauen fremder Kunstfertigkeit fort und fort sich bilden; da wird er durch die eröffnete Konkurrenz genöthigt, seinen eigenen Erzeugnissen eine immer höhere Gediegenheit und Schönheit zu geben, um sie verkäuflich zu machen; es erhebt sich ein Wetteifer unter den Fabrikanten, der Jeden antreibt, wo möglich seine Berufsgenossen zu übertreffen, und dabei kann die Industrie, die Wohlhabenheit der Landesbewohner nur gewinnen. Legt man aber Mauth- und Zolllinien an, die sich nicht ohne Kosten und Gefahren überschreiten lassen; sondert man dadurch die Völker von einander ab, so daß *jedes* Einzelne auf sich selbst beschränkt ist: dann fallen *jene* Vortheile weg, dann regt sich der Geist der Verbesserung und Erfindung nicht, dann betreibt Jedermann seinen Beruf gerade so, wie ihn der Urgroßvater betrieben hat, und der Gewerbfleiß macht keine Fortschritte. — Schädlicher noch sind die Sperren gegen literarische Produkte. Wo man das nicht eindringen läßt, was fremde Köpfe gedacht, erforscht, gefunden haben, da kann man mit manchen nützlichen Gegenständen nicht bekannt werden, da behält der Geist seine gewohnte Richtung, da bleibt die intellektuelle und moralische Bildung auf dem Standpunkte der Vorzeit stehn, und die Menschen werden nicht klüger, nicht weiser, nicht besser. Je mehr der **Catalogus librorum prohibitorum** anschwillt, desto dürftiger wird die **Bibliotheca eruditorum**; je weniger die Censursichel das kühnerhobene Haupt einer freimüthigen Aeußerung verschont, desto ungestörter keimt das niedrige Unkraut des Aberglaubens und der Dummheit. — Man wird überhaupt jene literarischen Sperren ganz entbehren können, sobald man die Preßgesetze gehörig schärft; denn dann hören die neuen Bücher, namentlich die politischen, selbst auf. Man denkt, man schreibt, liest nicht mehr; die Druckereien beschäftigen sich höchstens noch mit pietistischen Traktätlein, die den Geist im Wasser des mystischen Unsinns ersäufen, und mit wiederholten Auflagen von Bogatzky's Schatzkästlein. Die al-

te gute Zeit ist vorhanden; die Menschen sorgen nur noch für den Magen; der Bauch ist ihr Gott, und sie kümmern sich wenig darum, daß ihre Ehre zur Schande wird *). Der schriftliche Verkehr unter den Völkern ist beseitigt. Was kann für den Absolutismus erwünschter sein?

Dazu kommt, daß der Preßzwang auch jeder Bekanntmachung geheimer Mängel und Gebrechen in der Staatsverfassung und Staatsverwaltung vorbeugt. Man darf nur an den Orten, wo sich Druckereien befinden, zaghafte Censoren anstellen, deren Gesichtskreis auf das Regulativ beschränkt ist; man darf nur, wenn sich ja ein freisinniger einschleichen sollte, diesen nebst dem Verfasser, dem Redakteur, dem Verleger und Drucker, zu tüchtigen Geldkosten verurtheilen **): so wird nicht leicht ein Werk gedruckt werden, das der Regierung mißfällig wäre. Wer wird es wagen, irgend ein Gebrechen zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, oder dabei die Hand zu bieten, wenn er sich mit empfindlichen Strafen bedroht sieht? Der Redakteur einer Zeitschrift nährt vielleicht sich und die Seinen von dem, was ihm nach Abzug der Kosten übrig bleibt; würde er nicht unklug handeln, wenn er etwas aufnehmen wollte, was Konfiskation derselben und fünfjährige **remotio a praxi** nach sich ziehen könnte? ***) Der politische Censor erhält für den Druckbogen zwei Groschen; wär' er nicht ein Thor, wenn er etwas passiren ließe, was ihm 40 — 50 Thaler kosten kann? ****) Der Verfasser eines Buchs oder Aufsatzes in

---

*) Philipp. 3. 19. **) Napoleon, der die Kanonen weniger zu fürchten schien, als die Federn, ging noch etwas weiter: er ließ den Buchhändler Palm erschießen. — Als Sachsen unter russischer und preußischer Sequestration sich befand, ward eine patriotische Vertheidigung Friedrich Augusts so übel aufgenommen, daß Verfasser und Verleger arretirt wurden, und der Drucker kaum vom Transport nach D...n gerettet werden konnte. Der Censor hatte das imprimatur verweigert.

) Nicht jeder Redakteur hat den Muth, wie der der Zwickauer Biene, dessen Strafgelder einmal bis zu 1100 Thlr. angewachsen waren. *) Eigentlich kann auch nur dieser in Strafe genommen werden, weil der Abdruck lediglich von seiner Genehmigung abhängt. Am allerwenigsten kann dem Buchdrucker eine Schuld beigemessen werden, wenn er ein censirtes Werk der Presse übergibt; denn er kümmert sich um den Inhalt nicht, sondern ihm genügt das imprimatur.

eine Zeitschrift bekommt sein — oft sehr mäßiges — Honorar; wer wird ihm zumuthen können, daß er für freimüthig ausgesprochene Wahrheit den Lohn seiner Mühe, und wol noch mehr, wagen soll? Gewiß es bedarf nichts mehr, als strenge Censuredikte, Geld = und Gefängnißstrafen, um die größten Mängel und Mißbräuche vor dem Volke zu verbergen, und in den dichten Schleier des Geheimnisses zu hüllen. — Allein wie steht es dann um Verbesserungen, wann Niemand darauf anträgt, Niemand die Nothwendigkeit derselben erfährt? Kann der Fürst heilsame Veränderungen treffen, wenn man ihm nicht sagen, nicht schreiben darf, was Noth thut? Kann Fehlern in der Staatsverwaltung abgeholfen werden, wenn die, welche sie erkannt haben, sie nicht rügen dürfen, und die, welche selbst sehen sollen, die Augen zudrücken? Waren nicht die patriotischen Wünsche eines hochgestellten Mannes, welche im Jahre 1829 in Form einer „Adresse des sächsischen Volks an seinen gütigen und geliebten König" in der Biene *) erschienen, nach der Versicherung des Redakteurs, schon im J. 1820 niedergeschrieben? Wurde nicht einem Landtagsdeputirten, der im J. 1830 seine gewiß gehaltreichen Bemerkungen drucken lassen wollte, die Weisung gegeben, daß gegen die Landesverfassung nichts veröffentlicht werden dürfte †)? Nun wo das nicht geschehen darf, da kann auch keine Verbesserung statt finden, und diejenigen, welche keine Verbesserungen wollen, sind auch jederzeit Freunde strenger Censur. ††).

Aber man erwägt nicht, daß ein despotischer Preßzwang freie Bürger empört, und in ihren Gemüthern ein glimmendes Feuer anschürt, welches früh oder spät zum verwüstenden Ausbruche kommt. Der freie Mann will seine Ansichten und Ueberzeugungen offen aussprechen, und, hat er Geschick dazu, auch durch Schrift Andern mittheilen. Er betrachtet das als ein angestammtes Recht, und wenn ihm das=

---

*) No. 46. 1829. †) Dem Verfasser dieses Buchs, der den Volksfreund redigirte, wurde die erwähnte Adresse mit der Bemerkung zurückgegeben, daß darin die zeitherige Landesverfassung angegriffen wäre, und vor dem Abdruck der höchsten Behörde zur Prüfung und Bestätigung vorgelegt werden müßte. ††) s. Beil. 10..

selbe durch äußere Gewalt verkümmert wird: so empfindet er einen lebhaften Verdruß. So wie er Polizeispione, die der unbefangenen Rede zwingende Fesseln anlegen, aufrichtig hasset, so ist er auch still ergrimmt gegen die Censoren, welche sein geschriebenes Wort auf die Goldwage des Regulativs legen, und noch mehr gegen die Behörden, welche solche Strenge verlangen. Nun weiß aber Jedermann, daß ein geheimer Groll, den man schweigend im Herzen trägt, gefährlicher und schädlicher ist, als der Zorn, den man laut äußern darf; jener gräbt sich tief ein, bis er zur heftigen Explosion reift, indeß dieser in einigen harten Ausdrücken vorüberrauscht. Was war es denn, das Karl X. um Frankreichs Krone, und seine Minister fast auf's Blutgerüst brachte? Die Gewaltthätigkeiten gegen die Presse. Was ist's, das in Rheinbaiern solche Unruhen erregt? Die Unterdrückung freisinniger Volksblätter. Wird jemals die Unzufriedenheit gebildeter Völker beschwichtigt werden, wenn man ihnen die freie Mittheilung durch Druckschriften nicht gestattet? Nein; denn der Preßzwang empört die Gemüther.

So bewilliget, edle deutsche Fürsten, euern Völkern die Freiheit der Presse, um welche sie Euch vereinigt bitten! Nehmt die Grundsätze des großen Friedrichs von Preußen an und befolgt sie! „Was mich betrifft — sagte Dieser — so wünsche ich ein edles, kühnes, frei denkendes Volk zu beherrschen, das Macht und Freiheit hat, zu denken und zu handeln, zu schreiben und zu sprechen, zu siegen oder zu sterben. — Sie sollen existiren dürfen, und nicht denken? Athem holen, und ihre Gedanken nicht mittheilen?" — Schaffet die vagen Regulative ab, welche die Grenzen, in denen die Druckschrift sich halten soll, so wenig genau bestimmen, daß fast Alles auf die individuelle Ansicht und Vorstellung des Censors ankommt! Entlediget die Männer, welche mit der vorläufigen Prüfung literarischer Produkte beauftragt sind, von einem mühseligen Geschäft, welches sie den Autoren und Buchdruckereibesitzern feindlich gegenüber stellt, und bald mit Schmähungen, bald mit Geldbußen lohnt. Emancipiret die Typographen, die, ob sie gleich Euer Privilegium erworben haben, noch einer besonderen Erlaubniß von Unterbeamten bedürfen, um ihr Werk treiben zu können, und oft für das in Anspruch genommen werden, was sie nicht verschulden. Dämpfet den Geist

nicht *) durch einengende Verordnungen, sondern lasset Gemüth und Herz ungehindert walten in Rede und Schrift. Das zeitgemäße, kräftige Wort hat oft schon Größeres bewirkt, als die glänzende That. Gebt die Presse frei, Ihr Fürsten: und Ihr könnt auf den Dank der Mit- und Nachwelt rechnen! — Als für Baiern ein neues, in seinem Entwurfe liberales Preßgesetz ausgearbeitet, und im Staatsrathe so modificirt wurde, daß die Freiheit der Presse auf immer unterdrückt zu werden schien: da verbreitete sich allenthalben die lebhafteste Wehmuth, und das baier'sche Volksblatt hörte mit dem 28sten Januar 1831 auf. Als aber der König durch eine Bekanntmachung im Regierungsblatte vom 12ten Juni die Censurverordnung zurücknahm, und Tags darauf im Theater erschien: da ward er mit einem langdauernden Jubelrufe empfangen, und das Volksblatt wurde den 18ten Juni wieder ausgegeben **).

Indem man aber Preßfreiheit wünscht, verlangt man nicht, daß Druckschriften gar keinen Gesetzen unterworfen sein sollen. Nein! Ein solcher Zustand würde den Unfug begünstigen, dem Muthwillen, der Verläumdungssucht, der Unsittlichkeit und Gottlosigkeit den unbeschränktesten Spielraum eröffnen. Nur die Censur soll beseitigt, und das Preßgesetz so eingerichtet werden, daß es den Bedürfnissen der Zeit entspricht, und die fortschreitende Kultur nicht hemmt. Uebrigens bleiben die Verfasser der Bücher und die Redaktoren der Zeitschriften verantwortlich; sie müssen vertreten, was sie schreiben und in ihre Blätter aufnehmen. Erlauben sie sich Verlästerung würdiger Menschen, es mögen dieselben auf einer hohen oder niederen Stufe der Rangordnung stehen; wagen sie Störung der bürgerlichen Ruhe durch leichtsinnige Aufwiegelung gegen Gesetz und Obrigkeit; befördern sie durch unanständige Aeußerungen und schamlose Gemälde die Lasterhaftigkeit; sind sie frech genug, um das Christenthum zu bespötteln und zur Irreligiosität zu reizen: dann treffe sie die Strafe, welche sie verdienen. So wird die geregelte Freimüthigkeit unterstützt, und zugleich die regellose Kühnheit gezügelt, das Gute nach seinem wahren Werthe erkannt, das Schlechte in unverhüllter Blöße dargestellt, und jede Verbesserung möglich gemacht werden. Da wird das

*) 1 Thessal. 5, 19. **) s. Leipz. Zeit. No. 149. 1831.

kleinste Provinzialblatt schätzbare Notizen über die wahre Beschaffenheit des Landes enthalten, und für den Fürsten ein Spiegel sein, in welchem er die Verhältnisse seines Volks deutlicher erblickt, als bei wiederholten Reisen, wo man ihn wol die schimmernde Prunkseite, nicht aber die dunkle Kehrseite sehen läßt. Da wird der Justizminister eben so wenig, als der Dorfrichter ungerecht handeln, und der Chef des Finanzkollegiums eben so wenig, als der Lokaleinnehmer die Landeskasse berauben, weil jeder Pflichtvergessene befürchten muß, öffentlich an den Pranger gestellt zu werden! Da wird „Ehre im Lande wohnen, Güte und Treue einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen"! *)

Dürfen wir denn aber diese Freiheit der Presse vom Absolutismus erwarten, der dem Volke das Recht zu prüfen und zu urtheilen abspricht, bei den Verhandlungen über die Staatsverwaltung ihm keine Stimme zugesteht, sich mit demselben über das Beste des Landes nicht berathen mag, und jede Beschwerde, jede Klage, die von unten herauf ertönt, als eine aufrührerische Bewegung betrachtet? Nein! Er schärft die Preßgesetze, er wacht über die strenge Befolgung derselben, er bestrafet hart jede Abweichung von ihnen, und unterdrücket gewaltsam jeden Laut des Mißvergnügens und der Unzufriedenheit. Darum ist die allgemeine Losung gebildeter Völker: „Kampf gegen den Absolutismus!"

---

*) Psalm 85. 10. 11.

Beilagen.

Beilage 1.

Im Monat Oktober des Jahres 1830 wurden an eine zu Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe verordnete hohe Kommission zu Dresden drei Schriften unter folgenden Titeln gerichtet:

1) Freimüthige Beleuchtung der Parität der protestantischen und der katholischen Kirche in Sachsen, besonders in Dresden.

2) Gründe zur Befürchtung über das Dasein der Jesuiten in Sachsen, und Erwiderung der von Einer höchstverordneten Kommission am 18ten September ertheilten Antwort auf die von den resp. Vertretern der hiesigen Bürger- und Einwohnerschaft am 16ten September eingereichten gehorsamsten Bitte um ein Regulativ: daß die Kosten für katholischen Kirchen, Schulen und dergleichen und die Besoldung der sämmtlichen katholischen Geistlichen u. s. w. nicht ferner von den evangelischen Staatsbürgern getragen werden müssen.

3) Ueber die Furcht vor Jesuiten im Königreich Sachsen mit geschichtlichen Nachweisungen.

---

4) Sendschreiben an die 127 abfälligen Katholiken in Dresden. Von Sixtus. Dresden und Leipzig, in der Arnold'schen Buchhandlung, 1831. Dieses gediegene Sendschreiben wurde von Seiten der Römlinge Sachsens als ein Beispiel von kränkenden Ausfällen auf die Lehren der katholischen Kirche betrachtet, indem die sächsischen Katholiken bereits im Jahre 1827 triftige Veranlassung zu haben wähnten, über eine schon damals angeblich ungeziemende Polemik sich zu beschweren. Als Beleg für diese eben an-

gedeutete Ansicht sächsischer Katholiken bitte ich nachzulesen die auf Kosten des katholischen Konsistoriums bei Hilschern erschienene Schrift unter dem Titel: „Freimüthige Beleuchtung der Parität zwischen der protestantischen und der katholischen Kirche in Sachsen, besonders in Dresden.“ Nebst actenmäßiger Darstellung der katholisch-kirchlichen Verhältnisse in den königlich sächsischen Erblanden, und einer auf amtlichen Nachrichten beruhenden Beilage den gegenwärtigen Gesammtaufwand für den dasigen katholischen Cultus betreffend. Mit dem Motto: „**Diligite veritatem et pacem!**“

Beilage 2.

Nach dem Glauben der Indianer heiligt ein brahmanischer Priester jede Frau durch seinen nähern Umgang. Die Jesuiten in Indien wurden daher Brahmanen, um außer andern sehr wichtigen Privilegien dieser Klasse, auch vorzüglich die Auszeichnung zu erringen, daß alle Frauen, die ihnen gefielen, sich ihnen ergeben mußten *).

Die Mönche und Nonnen in Toskana suchten ebenfalls das Gelübde der Keuschheit zu umgehen. — Denn schon vor mehr als anderhalb hundert Jahren war die Aufführung der Dominikaner ein Gegenstand öffentlicher Rüge, was folgende seit 1642 in den Archiven zu Pistoja aufbewahrte Dokumente bestätigen:

1) Eine Supplik der Gemeinen an den Großherzog, „damit er die Verwaltung der Klöster St. Lucia und St. Catharina den Dominikanern abnehmen möge, wegen der Schändlichkeiten, die sie verübten, und von denen man schweigen müsse, damit nicht noch ein größeres Scandal entstünde.“ Man verlangte darin auch die Verweisung des Paters Pagni und Sorigatti aus der Stadt. (Der letztere war Probst der Dominikaner.)

2) Eine andere Supplik an denselben, von dem Gon-

---

*) s. Das Leben und die Memoiren des Scipio von Ricci. 3r Bd. S. 287.

falonier der Justiz, Michel Angelo Alluminati unterzeichnet. Die Kirchenvorsteher der Klöster St. Lucia und St. Catharina, und 200 Edelleute und Bürger von Pistoja, baten darin um schleunige Abhülfe der schändlichen Unordnungen in diesen Klöstern, durch die Mönche veranlaßt, um die Ehre der Nonnen zu retten, die alle aus den ersten Familien der Stadt waren.

3) Ein Brief des Gonfalonier Amati an den Auditor des Großherzogs, Alexander Vettori unterzeichnet, worin er diesen bat, den Personen, welche ihre Berichte über die skandalösen Scenen in den Klöstern erstatten würden, die man dem Papiere gar nicht anvertrauen könne, vollkommen Glauben zu schenken.

4) Eine Berathschlagung des Gemeinderaths von Pistoja, welcher diesen Unfug vollkommen bewies, so wie die dringende Nothwendigkeit, die Dominikaner schleunigst aus den beiden Klöstern zu entfernen *). —

So betheuerte ferner auch die Schwester Flavia Perracini dem Rektor Comparini, am 2ten August 1775: „Man kann sich keinen Begriff von der List und Schlauheit machen, mit der die Mönche alle Verbote zu umgehen wissen. Sie wagen sogar gegen den Souverain zu streiten **)! — In zwei andern Briefen, welche dieselbe Schwester Perracini (Priorin des St. Katharinenklosters zu Pistoja) an den Doktor Thomas Comparini, (Rektor des bischöflichen Seminariums in derselben Stadt) am 22sten Juni 1775 und am 23sten Juni 1781 geschrieben hat, und die in den Archiven der Ricci's sich befinden, ist folgendes Denkwürdige enthalten: „Von den Mönchen, die gestorben sind, will ich nicht reden, deren, die noch leben, und sich schlecht aufführen, sind sehr viele, unter andern ein Exprovinzial St. Bellendi, nebst noch funfzehn gleich keuschen Mönchen (deren Namen dort ausdrücklich bemerkt sind). Allein wozu soll ich noch mehr nennen? — Drei oder vier unter den Todten und Lebendigen ausgenommen, haben alle dieselben Grundsätze. Sie gehen mit den Nonnen in einer größern Vertraulichkeit um, als wenn sie mit ihnen verheirathet wären. — Es ist schon lange gebräuchlich, daß sie, um den Kranken beizu-

---

*) Man vergleiche die Memoiren des Scipio von Ricci. 1r Bd. S. 212. u. f. **) f. Die so eben erwähnten Memoiren des Scipio von Ricci, 1r Band, S. 217.

stehen, mit den Nonnen zu Nacht speisen, singen, tanzen, spielen und im Kloster schlafen. — Ihr Grundsatz ist, daß Gott den Haß, aber nicht die Liebe verboten habe; daß der Mann für das Weib geschaffen sei, und so umgekehrt. — Sie verführen auch die Unschuldigsten, und es wäre ein Wunder, wenn sie nicht fielen. Die Priester sind die Gatten der Nonnen, und die Laienbrüder die der Laienschwestern. — Arme Geschöpfe, welche sich der Welt entziehen, um ihren Gefahren zu entrinnen, und sich in weit größere stürzen! — Unsere Aeltern und Lehrer haben uns eine gute Erziehung und gute Lehren gegeben, und hier werden wir von Grund aus verdorben. Gott weiß es, daß ich nicht aus Haß spreche, — die Mönche haben mir kein Leid gethan — aber ich sage, daß solche Schurken, wie die Mönche sind, es gar nicht mehr geben kann. So böse die Weltkinder auch sein mögen, so können sie es doch nie zu einem solchen Grad von Verruchtheit bringen, und die schlaue Betrügerei, mit welcher Mönche die Welt und ihre Obern hintergehen, läßt sich gar nicht beschreiben. — Ist eine Nonne gestorben, so halten sie ihr in gedruckten Circularien eine große Lobrede und preisen sie selig. — Einmal verkleideten sie den P. Manni als Nonne, spielten Komödie und trieben noch andere Vergnügungen aller Art. Einer macht die Geliebte dem Andern abspenstig, und dieser schwört, es ihm bis in den Tod nicht zu verzeihen und sich zu rächen. —

Dies gehet aber nicht nur in unserm Kloster so zu, sondern zu St. Lucia, zu Prato, Pisa und Perugia wird's eben so getrieben, und ich habe Dinge erzählen hören, wobei mir der Verstand stille stand. — Der Pater Buzzaccherini von Lucca, Beichtvater der Nonnen zu St. Vincenti von Pistoja, führt sich so wie die andern auf, und läßt Alles geschehen — da er selbst mitmacht! — Er hatte die Odaldi von St. Lucia, welche ihm fortwährend Geschenke machte, und war außerdem noch in die Tochter unsers Faktors verliebt, welche hier gewaltige Eifersucht erregte. Hätte dieser Pater seine Pflicht gethan, so würde er nicht erlaubt haben, daß einige Nonnen die Portraits ihrer Liebhaber sogar in ihren Zellen aufhängten. — Es ist einer wie der andere. — Die Nonnen zu St. Vincenz waren in zwei Partheien getheilt, die eine war in den Pater Lupi, und die andere in den Pater Borghigiani

verliebt, und sie nannten sich deshalb die Lupianerinnen und die Borghigianerinnen" *).

In einem Briefe, den der Advocat Zanobatti an den Bischof Ricci den 28sten September 1781 schrieb, und der sich im Original in den Archiven der Ricci's befindet, hoffte derselbe: „daß man das höchst wünschenswerthe System, die Nonnen der Leitung der Mönche zu entziehen, allgemein annehmen werde, besonders in den Staaten, wo man sich vor einigen Jahren genöthigt sah, zwei Klöster bis auf die Fundamente niederzureißen: die der barfüßigen Karmeliter und Karmeliterinnen, welche durch unterirdische Gänge mit einander verbunden waren, und in denen die Mönche und Nonnen ganz wie Mann und Frau lebten." — Zanobatti war fünf Jahre Assessor bei der Inquisition, und konnte folglich mehr als der Bischof von Pistoja hiervon wissen — **).

*) S. Memoiren des Scipio v. Ricci. 1r Bd., S. 225 — 228.

**) S. Memoiren des Scipio v. Ricci. 1r Bd, S. 228. Diese Sittenlosigkeit darf uns um so weniger befremden, da sogar einige Päpste dieselbe begünstigten, indem Sixtus V. bekanntlich öffentliche Bordelle in Rom anlegen ließ, und Alexander VI. die Wohnung des heiligen Petrus in einen Tummelplatz der Unzucht, der Blutschande, der Giftmischerei und des Meuchelmordes verwandelte. Dieses Kirchenoberhaupt ergötzte sich, nebst seiner Tochter Lukretia, an 50 Lustdirnen, die nach aufgehobener Tafel mit den Bedienten in paradiesischer Tracht tanzen und darauf in demselben Gewande, auf allen Vieren kriechend, Kastanien suchen mußten. Es ist auch keinesweges für eine Verläumdung zu halten, daß Roms Buhlerinnen an die päpstliche Kammer einen sogenannten Milchzins entrichteten; daß es nach einer veranstalteten Zählung unter Julius III. 50,000 solcher Steuerpflichtigen gab, und daß die Einkünfte der römischen Geistlichen zum Theil auf dieses Einkommen angewiesen waren. Schon vor der Reformation galt in Rom die Behauptung: dem außerehelichen Beischlaf sich ergeben, ist erlaubt, aber nicht zu heirathen. — Der Verfasser der Schrift: „Sendschreiben an die 127 abfälligen Katholiken in Dresden," dem Vernehmen nach ein katholischer Priester, versichert: es könne in Schlesien ein Geistlicher so viele Kinder in die Welt setzen, als er nur immer vermöge, es geschehe ihm dennoch nichts, sondern er werde nach wiederholten Bitten, Klagen und Drohungen blos auf eine andere Stelle verwiesen, um daselbst der Liebe wiederholt zu pflegen. Auch zieht dieser lobenswerthe Feind papistischer Finsterniß aus dem 12ten Jahrhunderte die Observanz an das Licht, Kraft welcher jeder Priester sich eine Konkubine halten durfte, wenn er nur dem Bischof für jedes mit ihr erzeugte Kind eine Taxe von 8 bis 12 Thalern zahlte, welcher Preiß sich jedoch erhöhete und bis in das 13te Jahrhundert sein Bestehen hatte.

Im ersten Bande von Ricci's Memoiren befindet sich ferner S. 215 u. ff. ein Auszug des Berichts dreier Kirchenväter an den Großherzog Leopold von Toskana, in Betreff der Nonnen des St. Katharinenklosters zu Pistoja.

Der Prior und der Beichtvater, wird am bemerkten Orte versichert, nehmen sich die Freiheit, so oft sie wollen, in die Sakristei zu gehen, und da mit denen, die ihnen zugetha nsind, zu sprechen, und ob sie gleich, wie es die Bulle besagt, sich nur ad loquendum bonum da aufhalten sollen; so vergnügen sie sich doch auf allerlei Weise, essen und trinken zusammen u. s. w. Sowol der Prior, als der Beichtvater gehen, wie sie vorgeben, der Kranken wegen in's Kloster, allein nicht recto tramite, wie es die Bulle will, sondern wohin es ihnen gefällt, allein mit der Nonne in die Zelle, oder auch mit ihr im Garten spatzieren. — Wenn sie den Sterbenden beistehen sollen, schlafen sie im Kloster, wo es ihnen gefällig ist. Dieser unziemlichen Handlungen machen sich nicht nur alle Prioren und Beichtväter schuldig, sondern auch alle die, welche von Zeit zu Zeit, wegen solcher Verrichtungen, in das Kloster kommen.

Auf Befehl des Großherzogs wurde den Dominikanern am 6ten September 1774 bei Gefängnißstrafe verboten, sich nicht dem Nonnenkloster zu nahen. Der Bericht des Civilbeamten Bracciolini, welcher den Nonnen diesen Befehl mitgetheilt hatte, schildert deren Bestürzung und Verzweiflung.

Neue Beweise von dem Mißbrauch, den die Dominikaner von ihrer Gewalt über die Nonnen machten, erhielt der Bischof Ricci von Pistoja und Prato durch die T. Perracini, welche Folgendes betheuerte: „Die Unordnungen zu St. Katharina setzen mich gar nicht in Erstaunen; dies Kloster steht ja unter der Leitung der Mönche, und dies ist genug. Wie oft haben mich nicht ihre Lehren empört! — Einer von ihnen, ein Provinzial, schrieb mir einen so abscheulichen Brief, daß ich, um mein Gewissen zu beruhigen, denselben einem Geistlichen zu lesen gab, welcher darauf ganz außer sich bekannte: „Seit vielen Jahren höre ich Beichte; allein so etwas Schändliches ist mir noch nicht vorgekommen.“ — Als ich nun diese Worte dem Provinzial wiederholte, und ihm meinen Gewissensskrupel mittheilte, antwortete dieser mir: „Du bist ein recht einfältiges Ding, probire es nur und Du wirst mir noch danken. Die Gewissensbisse sollen Dir

schon vergehen." — Bei dieser Gelegenheit wollte er mir einen Besuch machen, um seine Absicht zu erreichen. — Täglich kamen die Mönche zu uns, erzählten uns die abscheulichsten Dinge, die ihnen beim Beichten anvertraut worden waren. Wir konnten nicht einmal ruhig beten; konnten sie nicht herein, so machten sie ihre Sachen am Gitter! — Die Merlini hat mir gesagt, einer von den Mönchen besitze etwas, womit man die Frucht im Mutterleibe vertreiben könne, was immer besser sei, als seine Reputation zu verlieren. — Kaum haben die Nonnen ihr Gelübde abgelegt, so nehmen sie einen Geliebten an Mannsstatt, wobei oft der Vers aus einem Psalmen: „Confirma hoc Deus, quod operatus es in nobis!" — hergesagt wird. Wenn nun die Nonnen sich über die Untreue ihrer Männer bei einem alten Pater beklagten, so gab er ihnen zur Antwort: „Die Männer, welche ein Sakrament mit ihren Weibern verbindet, bleiben denselben nicht treu; und ihr verlangt Treue von denen, an die euch kein Sakrament knüpft?"

Die widerspenstigen Nonnen des St. Katharinenklosters zu Pistoja wurden in's Kloster St. Clemens zu Prato gebracht. In letzterm fand die Darstellung von Goldoni's vedova scaltra (schlaue Wittwe) statt. — Im Kloster St. Clemens waren übrigens auch acht Nonnen ganz für die Priester eingenommen, denn sie hatten ihnen folgen wollen. — Noch mehr, kaum hatte man die Schändlichkeiten der Bonamici und Spighi entdeckt, als eine Laienschwester einer Frau im Vertrauen mittheilte, daß die nämlichen Gräuelthaten auch zu St. Clemens vorfielen. So bliebe dort z. B. ein Chirurg, Namens Santini, oft über eine Stunde allein mit einer der ältern Nonnen in ihrer Zelle. Dieser Santini stand in sehr enger Verbindung mit dem Kloster, weil er eine vortreffliche Mixtur besaß.

In einem Briefe des Abt Bellegarde an Ricci, vom 25sten März 1782, heißt es: „Welch ein Skandal! Mönche geben Komödien, Maskenbälle u. s. w. in ihren Klöstern und der Nuntius seiner Heiligkeit wohnt ihnen bei." *)

Es ist fast unmöglich, die Wuth der Mönche zu beschreiben, und bis zu welchem Grad es ihnen gelang,

---

*) Ricci's Memoiren, 1r Bd. S. 230 — 233.

den Geist ihrer Anhänger zu Prato in Aufruhr zu bringen. — Diese Elenden drohten mit Empörung, und erlaubten sich alle nur irgend denkbare geheime Machinationen, die beiden Schlachtopfer ihrer Verführung, Bonamici und Spighi, zu entführen; sie wandten alle möglichen Kunstgriffe und Ränke an, um vor allen Dingen die vorhandenen Papiere und Schriften, die hierauf Bezug hatten, zu vernichten, und sie bedienten sich ihrer List und weltklugen Verschmitztheit sogar gegen den Bischof, um diesen von einer unaufschieblichen Reform abzuschrecken. Allein nichts konnte Ricci's Eifer erkalten machen, noch seinen Muth niederschlagen. Die Verhöre wurden fortgesetzt und zwar so lange, bis man die vollständigsten Beweise der verkehrtesten Grundsätze und Lehren, deren sich vorzüglich zwei Nonnen zu Prato schuldig machten, in den Händen hatte. Ricci berichtete Alles sowol dem Papste, als auch dem Kardinale Corsini, und bat letztern inständig, den Hof zu Rom dringend anzugehen, in dieser Sache einen Entschluß zu fassen. Der Großherzog verwendete sich noch besonders dafür und befahl seinem Geschäftsträger zu Rom, sich deshalb mit dem Kardinal zu verständigen. Der Großherzog verlangte eine schnelle und entscheidende Antwort; und hatte sogar einen außerordentlichen Kurier mit dem Befehl nach Rom gesandt, nicht eher zurückzukehren, als bis er die päpstliche Entscheidung erhalten haben würde. Diese Entscheidung wurde mit gleicher Ungeduld von mehreren Nonnen erwartet, welche fürchteten, der geistlichen Censur anheim zu fallen, wenn sie Andern, als Personen von ihrem Orden, die schändlichen Lehren und schlechte Aufführung der Mönche offenbarten. — Man suspendirte übrigens bis zur Ankunft des päpstlichen Beschlusses die nothgedrungenen Verhöre, zu welchen man in dem Kloster St. Clemens schreiten wollte, wo die Unordnungen täglich mehr überhand nahmen, und worüber die Regierung befohlen hatte, mit größter Strenge zu wachen. Während dieser Zeit erhielt Ricci von allen Seiten neue Beweise von dem Mißbrauch, welchen die Dominikaner von ihrer Gewalt über die Nonnen machten, und von der Unschicklichkeit, mit welcher sie dieselben behandelten. Die Frauen und Maitressen ihres Provinzials und Beichtvaters wurden die Nonnen öffentlich titulirt, und dies sogar mit mehr Frechheit, als es Personen thun würden, die in der großen Welt leben. — An allen öffentlichen Orten zu Prato unterhielt man sich von den Excessen und

gotteslästerlichen Handlungen, welche die Pfaffen und Nonnen zum großen Aerger der Gläubigen begingen. Auch das gemeinste Weib, welches irgend einen Dienst im Kloster zu versehen hatte, wußte eine interessante Anekdote davon zu erzählen. — Die Pensionaire, die bei den Dominikanerinnen waren, berichteten, wie unverschämt die Mönche sich bei den Erholungen der Nonnen betrügen, und sogar bei ihren Privatunterhaltungen und den Komödien, die sie aufführten. —

Eine Dame hatte unter andern Goldonis vedova scaltra aufführen sehen, welche die Nonnen von St. Clara weit besser gaben, wie sie sagte, als dies auf dem Theater der Fall war. Der Beichtvater war der ausgezeichneteste Zuschauer, und nach der Vorstellung pflegte man zu seinem Vortheil Almosen zu sammeln. Keine ehrliche Seele vermag es auszusprechen, mit welcher Unschicklichkeit man bei diesem Sammeln zu Werke ging.

Schon sprach man überall von weiter nichts, als von den beiden Nonnen des Katharinenklosters. Ungeachtet aller Vorsicht und Anempfehlung der Geheimhaltung, von Seiten des Bischofs, hatten doch die Nonnen selbst die ganze Stadt mit den Erzählungen schändlicher Anekdoten erfüllt. Es blieb daher kein anderes Mittel übrig, dieses Skandal zu enden, als die beiden Nonnen in das Konservatorium zu Florenz zu thun. Denn da die von dem Proselytismus befallenen Schwestern Bonamici und Spighi im Kloster nicht mehr dogmatisiren konnten, so suchten sie die Personen zu belehren, die man ihnen zu Aufwärterinnen gegeben hatte.

Für Ricci's aufmerksame Wachsamkeit schien man anfänglich in Rom zu danken. Jedoch bald sprach man aus einem andern Tone. Dies geschah, als der Kardinal Pallavicini, der einzige, der noch dazu beitrug, daß man einige Vernunft bei den Unterhandlungen zwischen Rom und Toskana gebrauchte, seiner Gesundheit wegen sich genöthigt sah, die Luft zu wechseln und das Portefeuille des Staatssecretariats provisorisch dem Kardinal Rezzonico übergab. Der Kardinal Rezzonico stand an der Spitze der jesuitischen Parthei, und antwortete daher auf alle diese Berichte nur durch einen heftigen Ausfall gegen Ricci und dessen Mandat wider die Verehrung des heiligen Herzens, obgleich hier blos von den Schändlichkeiten der Dominikaner die Rede war. Die weltklugen Dominikaner vereinigten sich nun mit den Jesuiten, deren gefährlichste

Nebenbuhler sie so lange waren, und die blos ein gemeinschaftliches Interesse versöhnte. Der berüchtigte Pater Mamachi war das Instrument dieser neuen Ligue gegen Ricci. Er benutzte die berühmte Instruktion des Bischofs von Pistoja gegen die Lieblingsandacht der Jesuiten, damit die Jünger Loyola's und die Dominikaner gemeinschaftliche Sache machten. Der Papst war beständig von den Mitgliedern der einen oder der andern Parthei umringt, und von deren eifrigsten Anhängern so eingenommen, daß er Ricci nur noch als einen jungen Tollkopf betrachtete, der den Gläubigen auf Kosten der Reputation der Mönche und Nonnen ein Aergerniß gäbe, und dessen Hirtenbrief eine um sich greifende Feuersbrunst in der Kirche verursacht habe. — Der Kardinal Corsini berichtete alles dieses an Ricci, und bereitete ihn auf eine zwiefache Strafpredigt vor, die er deshalb vom Papst (Pius VI.) erhalten würde. Auf diese Art waren die Jesuiten vollkommen gerechtfertigt und gerächt, vermittelst des Tadels, welchen man auf Ricci's angebliche doppelte Unbesonnenheit warf; das Unrecht der Dominikaner war vermittelt und ihre Infamie zugedeckt.

Man hatte zu Rom sehr schlau verbreitet, daß weder der Papst, noch auch der General der Dominikaner, an die sich die Klägerinnen, als ihre rechtmäßigen Obern, zuerst hätten wenden sollen, davon unterrichtet gewesen wären. Um dies zu bestätigen, behauptete man, daß die Bittschriften der Nonnen an den Großherzog Leopold und den Bischof Ricci von denselben nur erdichtet worden wären, in deren Projekt es ja läge, die gesetzliche Auctorität Roms zu schmälern und an sich zu reißen. Ricci, der wol die Wichtigkeit dieser erklügelten Anklage fühlte, beweist deren Falschheit in seinen Memoiren. Der Papst unterzeichnete ein Breve an Ricci, welches Zaccaria, ein ehemaliger Jesuit, abgefaßt hatte, und wobei auch der Pater Mamachi, der wüthendste Dominikaner, welcher ganz von Anmaßungen des römischen Hofes strotzte, geschäftigst mitwirkte.

Kaum hatte Ricci dieses Breve erhalten, als er es dem Großherzog überreichte, der sehr aufgebracht darüber war, und eine in sehr ernsten Ausdrücken selbst abgefaßte Denkschrift nach Rom sendete. Der Großherzog beklagte sich darin mit Bitterkeit über den unschicklichen Styl, den der Papst nicht erröthet, in seinem Breve an Ricci zu gebrauchen, welchen letztern aber er selbst mit seiner gan-

zen Macht zu unterstützen vest entschlossen sei. — Der Großherzog fügte hinzu, daß er nie einwilligen würde, die beiden Nonnen der Inquisition zu überliefern, wie es der Papst verlangt hatte, und er drohete ihm offen, wenn nicht in Kurzem die Verordnung von Rom anlange, alle Nonnenklöster Toskana's unter die Obhut ihrer Bischöfe zu stellen, er ohne Weiteres die geeigneten Maßregeln selbst ergreifen würde. — Der römische Hof antwortete ohne Verzug, daß der Großherzog mit den beiden Nonnen machen könne, was er für Recht halte, und daß von nun an alle Nonnenklöster Toskana's unter die Obhut ihrer Bischöfe gestellt werden sollten. — Dies war aber noch nicht genug, der Papst mußte sogar an Ricci in ganz entgegengesetzten Ausdrücken, als die waren, welche das zuvor erwähnte Breve enthielt, schreiben, und ihm alle seine gerechten Forderungen bewilligen. Dieser unerwartete Schritt Leopolds hatte den ganzen päpstlichen Stuhl, nebst allen seinen Anhängern, so außer Fassung gebracht, daß er konvulsivisch gewackelt haben soll. Der Papst, der hierbei vollkommen unterlag, rächte sich am General der Dominikaner, dem er die empfindlichsten und härtesten Vorwürfe machte, weil er ihm die Wahrheit der ärgerlichen Vorfälle zu Prato absichtlich verheimlicht habe, und dadurch Schuld an einer für den päpstlichen Stuhl so entehrenden Demüthigung sei *).

In den beiden Klöstern der Dominikanernonnen zu Pistoja war die den Mönchen anvertraute geistliche Leitung der Nonnen eine sehr ergiebige Quelle des Skandals, welche das Interesse, die Verschwendung und die Ausschweifung unterhielt. — Bald entdeckte man auch, wie bereits angedeutet, gleiche Unordnungen zu Prato, und die Unschicklichkeit, verbunden mit der Insolenz der Mönche, zwangen Ricci zu einer genauen Untersuchung in allen ihren Verzweigungen. — Vorzüglich zwei Nonnen des Katharinenklosters zu Prato fand man von den schrecklichsten Irrthümern im Glauben eingenommen. Die Dominikaner, welche allein Zutritt zum Kloster hatten, so wie die Kenntniß der Geheimnisse der Nonnen, vermittelst der Ohrenbeichte, die ihnen ausschließlich übertragen war, suchten immer mit größter Sorgfalt zu verhindern, daß nichts von dergleichen Unordnungen außerhalb den Klostermauern

---

*) Ricci's Memoiren, 1r Bd., S. 85 — 95.

bekannt wurde. Die Sache kam endlich durch den Pater Majocchi an den Tag, welcher als Beichtvater im Katharinenkloster gewissenhafter war, als sein Vorgänger, und daher den früher genannten beiden Nonnen die Absolution verweigerte. Dies gab das Zeichen zum Allarm!

Die Mönche aßen und tranken mit denjenigen Nonnen, die sie am liebsten hatten, und die ihnen am meisten zugethan waren; sie blieben, so oft es ihnen gut dünkte, mit ihnen unter vier Augen in einer Zelle. Sie schliefen auch im Kloster, so oft als sie Gelegenheit dazu hatten, oder sie den Vorwand, einer Kranken beizustehen, benutzen konnten. Die lange Gewohnheit hatte sie so blind und dreist gemacht, daß sie selbst den äußern Schein ungestraft glaubten hintansetzen zu können. — Die skandalöse Gemeinschaft der Dominikanermönche und Nonnen zu Pistoja und Prato, war seit hundert und funfzig Jahren auf einen so hohen Grad gestiegen, daß man sich ganz ungezwungen in beiden Klöstern von seinen Liebeshändeln unterhielt, als wenn diese Gespräche von unbedachtsamen jungen Weltkindern geführt worden wären. Daraus entstanden Zwistigkeiten unter denjenigen Nonnen, welche die Geliebten des Provinzials, des Priors und des Beichtvaters waren; denn diese wählten gewöhnlich, es sei nun aus Interesse, oder aus Liebe, einige, welche sie ihre Auserwählten nannten. Die meisten Nonnen gaben all' ihr Geld und selbst ihre nothwendigsten Sachen weg, um ihre Liebhaber zu bereichern. Der Provinzial bezeichnete bei dem ersten Besuch seine Begünstigte und seine Gemahlin, und oft sah man einen unverschämten Greis seinen Hut auf den Kopf Einer der ältesten Schwestern setzen, wodurch er sie in Gegenwart der andern Nonnen für seine Frau erklärte, während der Laienbruder des Provinzials ein Gleiches mit Einer der Laienschwestern vornahm.

Es war Eines der Hauptgeschäfte der Nonnen, die Wäsche des Beichtvaters zu besorgen, dessen Zelle sie mit allem Nothwendigen versehen mußten. Ein Knabe hatte dem Bischof Ricci die so eben erzählten Thatsachen entdeckt, und, als er älter geworden war, nicht nur bestätigt, sondern demselben auch noch weit unschicklichere Dinge mitgetheilt, wobei er hülfreiche Hand leisten mußte. — Dieser Knabe gab dem Bischof Ricci Rechenschaft von vielen Gegenständen und Briefen, die er mit geringer Unterbrechung aus einem Kloster in das andere zu tragen be-

auftragt worden war. Denn dessen Hauptgeschäft war, den vertrauten Boten der Liebesintriguen zu machen *). —

Ueber die Zügellosigkeit der Dominikaner verbreitet ferner auch gehöriges Licht eine Klage der Nonnen des St. Katharinenklosters, welche dem Großherzog Leopold 1775 überreicht wurde, und die ich zur Verstärkung meiner ernsten Schilderung des höchst verderblichen Cölibats und des damit eng verzweigten ganz naturwidrigen Mönchswesens im Auszuge hier mitzutheilen mir erlaube. „Statt, daß die Dominikaner uns in unserer Unschuld lassen, — heißt es in der eben bemerkten denkwürdigen Beschwerde — so verführen sie uns mit Worten und Werken, und kommen häufig in die Sakristei, von der sie fast Alle die Schlüssel haben, und da das Gitter weit genug ist, so begehen sie tausend Unanständigkeiten daselbst. Wenn sich eine Gelegenheit darbietet, in das Kloster unter irgend einem falschen Vorwande zu kommen, so gehen sie allein mit der, die ihnen zugethan ist, in ihre Kammer. Manchmal haben sogar andere Personen die Nacht mit den Mönchen im Kloster zugebracht, weil sie sich Nachschlüssel haben machen lassen! — Am Sprachgitter werden alle möglichen Unschicklichkeiten verübt.“ — Fünf Nonnen haben die in dieser Klage enthüllten Thatsachen mit eigener Hand bekräftigt **).

Daß Mönche pestartige Grundsätze sittlicher Verwilderung fortzupflanzen suchen, bestätigt auch die Nonne Lukretia Leonida Beroardi, aus dem Kloster des heiligen Hieronymus zu Castiglion-Fiorentino, in einer Vorstellung an den Großherzog, vom 22sten Mai 1770. „Unser Kloster, — bekennt die eben erwähnte Nonne, — steht unter der Leitung der Franziskaner oder Minoriten, und ist folglich im größten Verfall und in der äußersten Unordnung. Die Sache ist so weit gekommen, daß die Aebtissin und die älteren Nonnen sich oben in ihren Zellen aufhalten, und die Zeit ihren Arbeiten widmen, ohne sich im Geringsten um das zu bekümmern, was die übrigen Nonnen mit den Männern treiben, denen der Eintritt in das Kloster verstattet ist. Ich hatte schon lange bemerkt, daß der Kommissionair des Klosters (il fattore) Intriguen mit einigen der jüngsten Nonnen zu haben schien; besonders aber überstiegen seine Vertraulichkeiten mit Einer unter

---

*) Ricci's Memoiren, 1r Bd., S. 66 — 68 und 72 — 74.

**) S. Ricci's Memoiren, 1r Bd., S. 213 u. f.

ihnen alle Grenzen. Um jedoch kein voreiliges Urtheil zu fällen, stellte ich mich eines Tages, als hätte ich ein Zimmer verlassen, in welchem ich mich verbarg, und auf diese Art entdeckte ich, daß sie wirklich unzüchtige Handlungen begingen. — Die Aebtissin hat diesen Kommissionair beinahe mit Gewalt (d. h. wider Willen der ältern Nonnen) angestellt, indem ihn einige zu jung fanden; sie ist aus gleichem Grunde gegen mich aufgebracht und wird mich ohne Zweifel bestrafen. — Der Provinzial und die Mönche wollen nichts hören, wenn es sich von Klagen der Art handelt. Sie antworten immer: dies wären Bosheiten, Verläumdungen und nennen diejenigen, welche davon sprechen, Närrinnen, Unruhige, welche Aergerniß geben, die Handlungen anderer ausspioniren, sich nicht als ächte Nonnen betragen, die man einkerkern werde. Die Nonnen müssen daher solche Vergehen geschehen lassen, wenn sie sich nicht unter irgend einem Vorwande einkerkern lassen wollen. Hier achtet man nicht im Geringsten darauf, ob eine Nonne allein bei dem Kommissionair bleibt, während alle übrige in der Messe, bei der Kommunion, im Chor oder an der Tafel sind. Gibt es eine Festlichkeit, so wird der Kommissionair in's Kloster eingeladen, geht mit den Nonnen allein auf ihr Zimmer, mit einer allein oder höchstens mit zwei, wenn es solche sind, die ihn nicht geniren, und dann — schließen sie sich ein. Die Mönche lassen alles hingehen, um sich nicht verhaßt zu machen; denn unser Beichtvater, der immer Mönch ist, wird von den Nonnen bezahlt, welche ihm alles liefern müssen, was er wünscht, so lange er sich, um sein Amt zu erfüllen, in einem vom Kloster nicht weit entfernten Hause aufhält. Und dann gibt es auch Mönche, welche selbst Liebschaften mit den Nonnen haben und sie noch frecher machen, als die Laien *)."

Ueber die Unwissenheit der Mönche in Toskana liefert Ricci in seinen Memoiren sehr denkwürdige Belege, die ich zur Vollständigkeit dieser Schilderung von der Verderblichkeit des Mönchwesens überhaupt wörtlich hier folgen lasse. — Ein Befehl von der Regierung verpflichtete den Reformator Ricci, über die Lehrübungen der Ordensgeistlichen die Aufsicht zu führen, und er begab sich daher unter andern auch in das Kloster der Minoriten zu Giacche-

*) Ricci's Memoiren, 4ter B. S. 82 — 86.

rino, denn er wußte, daß sich eine auserlesene Bibliothek daselbst befinde. Aber zu Folge eines in den religiösen Gesellschaften nur zu gewöhnlichen Fehlers stand diese große Anzahl von guten Büchern den Studirenden keineswegs zu Gebot. Die schlechte Methode, die man bei dem Unterricht befolgte, die unregelmäßige und lächerliche Erziehung, welche diese Mönche gaben, war nicht dazu geeignet, daß man den Zöglingen gestatten konnte, jene Bücher zu benutzen. Bei der Rundreise, welche Ricci als Visitator der Klöster in seinem Sprengel zu machen nicht zögerte, war dessen erste Frage, wenn er die Kirche gesehen hatte, immer nach der Bibliothek. Das Zimmer aber, in dem sich die Bücher (eines Klosters) befanden, war meistens das am wenigsten gekannte und besuchte Gemach des ganzen Hauses. Ricci betheuert, selbst Vorsteher von Klöstern kennen gelernt zu haben, die ihm bei seiner Visitation nicht sagen konnten, wo die Bibliothek war, und die, indem sie sich aus Schaam damit entschuldigten, daß sie noch nicht lange im Kloster wohnten, ihm folgten, um bei dieser Gelegenheit zu erfahren, wo ihre Bücher standen. — In Giacherino waren sie in einem kleinen Gemach, mit alten Registern und andern Verwaltungspapieren des Klosters zusammengestellt. Die Spinnweben, welche von der Decke herabhingen und dem Bischof Ricci das Gesicht fegten, zeigten deutlich, daß nie Jemand aus dem Kloster in dieses Zimmer komme. Die Mühe, die man hatte, den Schlüssel zu der Thüre zu finden, hatte dem Bischof Ricci schon Verdacht eingeflößt. Als ferner Ricci im Kloster der Paolotti in Pistoja nach der Bibliothek fragte, antwortete ihm Einer der Mönche ganz offenherzig, daß, wenn er nach irgend einer für die Bequemlichkeit und Annehmlichkeit des Lebens bestimmten Geräthschaft frage, er sie ihm auf der Stelle zeigen wolle; wenn er aber Bücher suche, die man zur Belehrung und zum Nutzen der Gesellschaft im Hause aufbewahre, so könne er ihm weiter nichts zeigen, als den Kalender in der Sacristei und den Almanach in der Küche. Auf Verordnung des Provinzials, welcher Bücher als eine unnütze Möbel des Klosters betrachtete, waren alle, welche sich daselbst vorgefunden hatten, in das Haus desselben Ordens zu Florenz gebracht worden, um sich dadurch in den Augen der Mönche der Hauptstadt ein Verdienst zu erwerben. — Kann man sich nach dem hier Gesagten wohl noch wundern — bemerkt Ricci und mit ihm sicher Jeder, der dessen fortgesetzte Schilderungen lieset —

daß die Ordensgeistlichen, besonders in den Provinzen, wo aller Wetteifer in den Studien wegfällt, in der größten Unwissenheit lebten, alles gänzlich vernachlässigten, was sich auf ihren Stand als Mönche bezog, und sich dem Müssiggange und Ausschweifungen aller Art hingaben?

Und es fehlte hierin nicht nur an Wetteifer, sondern man legte auch denen, die sich unterrichten wollten, sogar Hindernisse in den Weg; denn einige Klostervorsteher verboten ihren Mönchen streng, sich Bücher anzuschaffen, sei es auch nur zu ihrem eigenen Gebrauch und auf eigene Kosten.

Ricci wollte sich von der Rechtgläubigkeit der Lehre versichern, die man in Giaccherino vortrug. Zu diesem Zweck ließ er mehrere Male in seiner Gegenwart die jungen Zöglinge examiniren, und da er sie alle gleich unwissend und nur über Gegenstände belehrt fand, die zu wissen ihnen durchaus unnöthig war: so verlangte er die Lektionsbücher zu sehen, aus welchen diesen Zöglingen die theologischen Lehren diktirt wurden. Der barbarische Styl, — behauptet Ricci — der plumpeste Peripateticismus, die unnützesten Schulfragen, wie sie sich für solche Scholastiker geziemten, waren noch das am wenigsten Zurückstoßende in diesem albernen Plunder von Heften, welche die unglücklichen Studirenden abschrieben oder sich diktiren lassen mußten. Die Materien von der Gnade des Erlösers und von der Prädestination der Heiligen oder Gotterwählten, waren auf eine überaus abgeschmackte Art behandelt. Die Unfehlbarkeit des Papstes, seine unumschränkte Gewalt über die weltliche Macht der Fürsten, und alle die lächerlichen Anmaßungen des römischen Hofs waren in ihren Augen nicht zu bezweifelnde theologische Dogmen, und sie zogen die ausschweifendsten Folgerungen daraus. Wenn die Studirenden alles gut auswendig wußten, so war ihre Erziehung vollendet. Und, wahrscheinlich aus Furcht, dies möchte zu bald geschehen, trug man dafür Sorge, sie immer von einem Kloster in's andere zu schicken, so daß sie ihren angefangenen (vielversprechenden!) Kursus nie vollständig beendigen konnten.

Diejenigen, — sagt Ricci ferner — welche das Kleid des Franciskus tragen, sind heutzutage meistens völlig ununterrichtete Leute, die kaum von irgend einem alten Pfarrer eine oberflächliche Kenntniß der Grammatik gelernt haben. Die lateinische Sprache ist ihnen beinahe völlig fremd. Sie können nicht einmal die Beschlüsse des

Konciliums von Trient, oder den römischen Katechismus, oder die historischen Bücher der heiligen Schrift übersetzen. Es gab selbst Einige darunter, welche die Lektionen, die man ihnen diktirte, nur mit Hülfe eines Wörterbuchs verstanden. — Nach ihrem eigenen Geständniß fingen die geschicktesten unter ihnen, d. h. diejenigen, die man für fähig hielt, etwas zu lernen, erst dann an, sich ein wenig über die Materien zu unterrichten, die sie Andern vortragen wollten, wann sie schon zu Doktoren oder Professoren der Theologie ernannt waren. Die andern aber, die noch weit weniger Kenntnisse besaßen, (d. h. die zu gar nichts brauchbar waren) wurden sogleich dazu bestimmt, das (so hochwichtige!) Amt der Beichtväter und Prediger zu versehen, besonders auf dem Lande, wo man weiß, wie sehr die einen und die andern seit der Vervielfältigung der Feste gesucht wurden. All' ihr Wissen beschränkte sich dann darauf, sich bei irgend einem alten Kasuisten, nach den Umständen, Raths zu erholen und die Predigten in Kontribution zu setzen, die sie zufälliger Weise in den Archiven ihres Klosters abgeschrieben hatten.

Um so viel als möglich eine bessere Lehrmethode bei den Ordensgeistlichen einzuführen, befahl Ricci ihren theologischen Lehrern, sich des Lehrkurses von Matazel, Erzbischofs von Lyon, zu bedienen. Aber die Mönche fanden — aus Widerspenstigkeit und aus Trägheit — immer Mittel, seine Verbesserungspläne zu vereiteln. Denn um die neu angeordneten Studien zu stören, wechselten sie den Provinzial und den Lektor beständig. Lampredi, Bruder des Professors in Pisa, der zu dem letztern Amte bestimmt war, wollte sich noch verdienter um seine Mitbrüder machen; er glaubte nämlich Stützen genug am Hofe zu haben, um die Studien in Giaccherino ganz aufhören zu lassen und die Zöglinge anderswohin versetzen zu können. Ricci beklagte sich beim Großherzog, der diesen Mönch aus dem angedeuteten Grunde kannte, und ihm deshalb bei seiner Ungnade verbieten ließ, sein Vorhaben auszuführen.

Was den Bischof von Pistoja — der oft erwähnte denkwürdige Reformator des Katholicismus in Toskana — Ricci, bei dieser Gelegenheit am meisten schmerzte, war die Nachlässigkeit seiner Amtsgenossen, die, den Zorn des römischen Hofes und die Rache der Mönche über alles fürchtend, die letztern in alle Unordnungen und in gänzliche Verdorbenheit versinken ließen. Auf diese Art gelang es ihnen

leider, gewissen Ministern zu gefallen, die aus Grundsatz allen Unternehmungen des Fürsten entgegen waren, und sie erwarben sich dadurch sehr erklärlich die Gunst der Mönche, die nur allzu vielen Einfluß auf den unwissenden Pöbel ausüben *).

Um diesem Gemälde des Unglaubens und des Sittenverderbnisses der Dominikaner-Mönche und Nonnen in Toskana (in welchem Lande es mehr als 60 Nonnenklöster gab) noch grellere Farben zu leihen, fühle ich mich gedrungen, das höchst merkwürdige Verhör in dem Katharinenkloster zu Prato im Auszuge hier mitzutheilen; diesem Verhöre aber das Resultat aller mit den Nonnen dieses Klosters angestellten Untersuchungen voraus zu schicken. Auf bischöflichen Befehl wurde vom 25sten bis zum 30sten Juni 1781 durch den Pater Philipp Baldi im eben bemerkten Kloster zu Prato, welches aus 15 Chornonnen, 13 Laienschwestern und 5 Zöglingen bestand, ein allgemeines Verhör gehalten, um zu entdecken, ob Ketzerei, schlechte Gebräuche und vorzüglich Sittenlosigkeit darin heimisch wären. Dieser Schuld waren besonders zwei Chornonnen angeklagt. Die eine war Katharine Irene Bonamici, ein Fräulein aus Prato, funfzig Jahr alt, und die andere Clodesinde Spighi, gleichfalls aus einer adeligen Familie dieser Stadt, acht und dreißig Jahr alt. In Betreff der Bonamici und Spighi haben alle Nonnen und Laienschwestern ausgesagt, daß dieselben aus ihrem Unglauben gar kein Geheimniß gemacht hätten. Diese beiden ungläubigen Nonnen läugneten nämlich öffentlich die außerordentliche Menschwerdung Christi, so wie auch die Fortdauer der Seele nach dem Tode. Nicht minder hatten sie den Glauben, daß zum Heil der Menschen weder die Taufe, noch die andern Sakramente etwas beitrügen. Aus den Verhören vieler Nonnen dieses Klosters geht hervor, daß die Bonamici und Spighi verdächtige Korrespondenzen geführt haben; Erstere mit einem Augustinermönch, mit Namen P. G. B. Bonamici, der sie zwei bis drei Mal wöchentlich besuchte, und sich fast immer hinter dem geheimen Gitter mit ihr einschloß, und die Spighi mit einem gewissen G. Bottello, einem portugiesischen Exjesuiten.

Seit sechs bis sieben Jahren haben die Bonamici

---

*) s. Ricci's Memoiren, 2r Bd., S. 47 — 53.

und Spighi alles versucht, um die Baroni, Grazzini und Paßi, die damals noch Novizen gewesen, in ihre Lehren und Schandthaten einzuweihen. Aus den Verhören dieser drei geht hervor, daß die Baroni von der Bonamici und Spighi, aber besonders von der erstern dazu verführt wurde, die außerordentliche Menschwerdung Christi nicht zu glauben, der nur ein gewöhnlicher Prediger gewesen sei, und daß nach deren Ansichten die Seele mit dem Körper aufhöre. Außerdem hätten sie Beide zu unzüchtigen Handlungen verleitet, indem sie sie zuerst gefragt, ob sie nicht zuweilen gewisse Versuchungen und Gelüste hätten, und dann nach und nach behauptet, daß wenn sie aus der Sünde kommen wollten, so müßten sie dergleichen thun, was nichts anders als ein Gebet sei, wovon sie aber dem Beichtvater nichts zu entdecken brauchten. — Die Grazzini hatte ausgesagt: daß, als sie vor 6 Jahren mit der Bonamici im Klostergarten spaziren gegangen, letztere ihr gesagt, es gäbe keine Sünde, und man müsse nur zum Schein beichten, um sich nicht zu verrathen. Sie habe ihr aber dabei streng anbefohlen, Niemandem etwas davon zu vertrauen. Demungeachtet sei sie darüber in Unruhe gewesen, und, um ihr Gewissen zu erleichtern, habe sie dem Pater Orlandi Alles gebeichtet, auch diesem die Art der Gebete offenherzig entdeckt, worin sie die Bonamici unterrichtet, und die in sehr unzüchtigen Handlungen bestanden. Ihrem Beichtvater habe sie zugleich auch ohne Rückhalt vertraut, daß sie mit ihrer verführerischen Lehrerin öfters von der Widernatürlichkeit dieser obscönen Handlungen gesprochen, worauf diese ihr mit gleicher Offenherzigkeit oder vielmehr Frechheit zur Antwort gegeben: es sei freilich besser, wenn man es mit Männern thue. — Die Paßi, eine Novize, 16 Jahr alt und der Leitung der Bonamici und Spighi anvertraut, bekannte im Verhör dem deshalb beauftragten Baldi Folgendes: Erstere, die Bonamici, habe ihr eines Abends den Wunsch vertraut, sie wolle sie unterrichten, wie man zur vollkommenen Vereinigung mit Gott gelange, wozu ein Gebet (Oration) nöthig sei, das in gewissen Handlungen bestände, welche man gewöhnlich unanständig nenne, und die man mit sich selbst oder auch mit Andern, von beiderlei Geschlecht, vornehmen könne. Hierüber ganz erstaunt, hat die Paßi an die Bonamici die schuldlose Frage gerichtet: wie man so beten könne? Letztere hat aber darauf in Gegenwart der Spi-

ghi erwidert: Du bist ein Gänschen und hast keine Erfahrung, das sind Dinge, welche Priester, Nonnen und Weiber und alle Menschen thun! Da die Paßi durchaus nicht hat begreifen können, wie so etwas ein Gebet sein könne, indem ihr doch der Beichtvater gesagt hätte, die Gebete müßten gesprochen oder in Gedanken hergesagt werden, so habe ihr die mehr erwähnte abscheuliche Lehrerin auf alle solche Bemerkungen und Zweifel, im Schlamm der Sinnlichkeit versunken, geantwortet: sie solle nichts befürchten, (jedoch dem Beichtvater nichts davon vertrauen,) und vest dabei beharren, denn dies sei das wahre Gebet, und man könne sich nur vermittelst dieser Handlungen, mit Männern oder auch mit Weibern unternommen, vollkommen mit Gott vereinigen. Und auf die Bemerkung, wenn dies gute Handlungen wären, warum ihr die Priester dies nicht gesagt hätten? habe ihr die Bonamici erwidert: weil wir das von uns selbst lernen müssen; wir sind aber noch überdies durch eine besondere Erleuchtung dazu gelangt. — Solche Abscheu erregende Aussprüche wurden nun der beklagenswerthen Paßi oft wiederholt; später beging die Bonamici und Spighi solche verruchte Handlungen in Gegenwart der Paßi, und dies fast jeden Tag; zuletzt forderten Beide die Paßi sogar auch noch dazu auf, ein Gleiches mit ihnen zu beginnen. Oft hatte die Paßi Gewissensbisse und suchte die Verführerinnen zu fliehen; allein sie schalten dieselbe eine Feindin vom Gebet, und ermahnten sie deshalb jeden Tag, dergleichen Handlungen an ihrem eigenen Körper vorzunehmen, indem sie müde wären, sie so lange hierin zu unterrichten. Um die so beklagenswerthe Paßi noch sicherer zu machen, schrieben deren abscheuliche Verführerinnen einen langen Brief an den Pater Santoro, einen Dominikaner, worin sie diesem vertrauten, daß sie eine Novize hätten, die sich in dem wahren Gebet d. h. in der vollkommenen Vereinigung mit Gott täglich übe. Der Pater Santoro antwortete darauf: dies sei sehr gut, denn es sei wahr, daß die höchste Vollkommenheit in der Vereinigung mit Gott bestände. — Das Beispiel der schon verführten Baroni und Grazzini diente den verruchten Lehrerinnen der Paßi noch zur leichtern und desto sicherer Umstrickung ihres neuen Opfers fluchwürdigster Verführung. Denn sie verpflichteten sogar die Paßi, dies auch Andern mitzutheilen, indem man schuldig sei, das Gute immer mehr zu verbrei-

ten und bekannt zu machen. — Was Wunder! wenn das ganze Kloster von solcher Gottlosigkeit angesteckt wurde? — Aus den Aussagen der Baroni, der Serrati, der Dragoni, und anderer Chornonnen, so wie aus den der Laienschwester Paßi und der Pensionairin B.. geht hervor, daß die Bonamici, als Lehrerin der Novizen und Zöglinge, die zuvor erwähnte B., welche damals sieben bis 8 Jahre alt war, zu unzüchtigen Handlungen verleitete, indem sie ihr gleichfalls glauben machte, dies wären Gebete und keine Sünden. — Die Aussagen der Salvi, Appollonia und Novellani bestätigen die Schuld der Bonamici, daß letztere öfters über Gottes Wort gespottet und dabei geäußert habe: die Reden der Geistlichen wären ein dummes, albernes Geschwätz, um Einfaltspinseln und unwissenden Personen etwas vorzumachen, sie gingen niemals nüchtern zur Kommunion u. s. w. Aus einem besondern Verhor der Cäcilia Antonia Salvi, Priorin des Klosters, erhellet: daß vor fünf Jahren die Bonamici auch sie zu verführen suchte, und zwar unter dem Vorwande, sie erleuchten zu wollen, zu welchem Zweck sie ihr mitgetheilt, daß sie mit dem Heiland als Mensch Umgang gehabt, und sogar die Milch der Jungfrau Maria gekostet habe, wodurch sie in ein Paradies von Entzücken gerathen sei. Auch sei die Bonamici den 18ten Januar 1781 zur Priorin in die Zelle gekommen, um von ihr die Erlaubniß zu erbitten, daß der Pater Battista Bonamici aus christlicher Liebe, am Tage oder Nacht, allein bei ihr bleiben dürfe. Da dieses nun verweigert wurde, so hat die Bonamici drei Monate später die Priorin Salvi wegen des zuvor erwähnten verwegenen Gesuchs um Verzeihung gebeten, und zwar vorgebend, sie habe damals zu viel Weindunst im Kopf gehabt. — Die Anna Maria Domini sagte ungefähr dasselbe aus, daß ihr die Bonamici erklärt habe, sie wolle sie auf einem neuen Wege zur Glückseligkeit führen, nur dürfe sie weder dem Beichtvater, noch auch andern Geistlichen etwas davon sagen. — Die Dragoni bekannte, daß die Bonamici seit neun Jahren, und die Spighi seit acht Jahren in diesen abscheulichen Irrthümern lebe, denn beide hätten sie zwei Mal nicht nur zu unzüchtigen Handlungen aufgefordert, sondern vor vier Jahren, als sie gerade Priorin gewesen, sogar die kühne Bitte an sie gerichtet, ihnen die Mittel zu geben, sich mit Gott zu vereinigen, welches nur durch einen Mann

geschehen könne, und zu diesem Zwecke hätten sie den Pater Gamberandi bezeichnet.

Zum Verhör einer der beiden oben genannten eingesperrten Nonnen nun fortschreitend, so hat die Bonamici im Wesentlichen Folgendes ausgesagt: Auf die Frage, warum sie eingesperrt worden sei? erwiderte dieselbe die denkwürdigen Worte: Weil ich eine Christin bin und mich zu christlichen Wahrheiten bekenne! — Ihr irriges Glaubensbekenntniß versinnlicht sie durch die Behauptung, daß Christus ein Mensch, wie jeder andere gewesen, und keinesweges für unser Heil am Kreuze gestorben sei. Auch glaubte die Bonamici, daß die Jungfrau Maria Christum durch den Umgang mit Joseph erzeugt habe. Die Fortdauer der Seele besteht, nach dem abscheulichen Wahne der Bonamici, in der Umwandlung (**transustanziazione**), d. h. in der Vermischung des Mannes mit dem Weibe. Denn das, was wir irriger Weise unrein nennen, sei die wahre Reinheit, und es gebe kein anderes Mittel, Gott und die Wahrheit zu finden. Diese Lehre predige Gott selbst durch die Natur! — Von ihren Beichtvätern, dem Pater Gamberani, Orlandi und De Serio erhielt die Bonamici diese verderblichen Lehren. Auch hat zwischen ihr und dem Pater Santoni, einem Dominikaner, zu gleichem Zwecke ein Briefwechsel statt gefunden, indem dieser Mönch die Bonamici, nach ihrer eigenen Versicherung, achtzehn Jahre erleuchtete, und anderthalb Jahre unterrichtete. — Daß sie das Kreuz verlassen habe, und bei Santoni's Lehren zu beharren fest entschlossen sei, schrieb die höchst verblendete Bonamici diesem Lehrer, worauf derselbe ihr geantwortet: daß sie wohl daran thue! — Die Bonamici gesteht ferner, eine Laie, die ungefähr sieben Jahr alt war, in der Ausübung dieses abscheulichen Gelübdes der Keuschheit unterrichtet zu haben. Das Verhör der andern Nonne, Namens Maria Clodesinde Spighi, anlangend, so betheuerte dieselbe, daß die Seele ein Geist sei, der wie ein Nebel verschwinde, und daß das Paradies schon in dieser Welt anzutreffen sei, indem es in dem Genusse Gottes bestehe. Der Genuß Gottes sei so viel, als Vereinigung mit Gott. Auf die Frage, wie diese Vereinigung erfolge? bekannte die Verblendete, daß der Mensch mit dem Instinkt zu lieben geboren werde! — Auf die Frage, zu welchem Zwecke sie die Nonnen und Kostgängerinnen zu dergleichen Gottlosigkeiten verleitet habe? gab sie die denk-

würdige Antwort: um sie etwas Gutes zu lehren. — Sie gestand ferner, von der Bonamici die abscheuliche Lehre eingesogen zu haben: daß, weil der Mensch frei geboren, und weil mithin Niemand den Geist in Fesseln schlagen könne, die früher geschilderte Vereinigung mit Gott solche Handlungen allerdings erlaube. Sie bestätigte auch die Aussagen der früher verhörten Nonnen, am Gitter der Sakristei unzüchtige Reden und Handlungen vorgenommen zu haben. Bei den gleichfalls zugestandeaen unschicklichen Gesprächen und unzüchtigen Handlungen, deren sich die Spighi mit Giovanni Botello, einem Priester, schuldig gemacht zu haben bekannte, kam auch bisweilen die Bonamici hinzu, um den beiden Einsamen nicht unerwünschte Gesellschaft zu leisten. — Gegenseitige unzüchtige Berührungen fanden auch zwischen der Spighi und einem dienenden Bruder, Namens Joseph Marini, statt.

Dem Pater Gamberani legte nun die Spighi eine Generalbeichte ab, bei der sie ihm alles abläugnete, was sie doch vor seinen Augen gethan, so wie alles das, was sie ihm hinsichtlich des Glaubens bekannt hatte. Diese Beichte zog sich zwei Monate lang hinaus. Sie gestand demselben alles Uebrige ein, aber das, was er selbst gesehen und gehört hatte, läugnete sie ihm hartnäckig ab, und zwar nur darum, damit er dadurch sich überzeugen solle, daß sie alles umgekehrt nähme, was man ihr sage. Denn wenn man ihr sage, sie solle dies nicht thun, so verstehe sie darunter, sie solle es thun; sage man ihr mithin, sie solle nicht zur Kommunion gehen, so verstehe sie darunter, sie solle dazu gehen. — Nach diesem wahrlich beispiellosen Bekenntnisse hat ihr auch der ruhmwürdige Pater Gamberani die Absolution ertheilt, und dieselbe in dem beruhigenden Glauben bestärkt, der Herr habe ihr nun alle ihre Sünden verziehen!?

Diese höchst denkwürdige Unverschämtheit der Bonamici und Spighi wird endlich auch noch durch gleich überraschende Aussagen des Fräulein Rosa M.., aus Prato, bestätigt, welche Kostgängerin im dortigen Katharinenkloster, vom 1sten April bis Ende September des Jahres 1774, war. Die eben erwähnte Rosa M. hatte der Bonamici, welche damals die erste Lehrerin im Kloster war, im Vertrauen mitgetheilt, daß sich eine der Kostgängerinnen unzüchtige Vertraulichkeiten mit einer andern erlaube. Die Bonamici hat aber darauf, anstatt der

unzüchtigen Kostgängerin dergleichen Sittenlosigkeit nachdrücklich zu untersagen, vielmehr ganz frech geäußert: dabei müsse man nichts Böses denken. Ja, die Bonamici soll sogar im Beisein der Rosa M. mit der andern Lehrerin herzlich darüber gelacht haben. — Die Rosa M. hatte einmal einen kleinen Fehler begangen, und fragte deshalb die Bonamici um Rath; diese gab ihr aber zur Antwort: man muß auf dergleichen Dinge nicht so achten; verzeihliche Sünden braucht man gar nicht zu beichten. Nach dieser lehrreichen Bemerkung hat nun die Bonamici wieder mit der andern Lehrerin gelacht. Nach der Beichte selbst aber ist die Rosa M. von der Bonamici ausgefragt worden, wie sie sich dabei benommen, als sie ihre Sünde bekannt, und was ihr der Beichtvater gesagt habe, und dies sei fast jedesmal geschehen, wenn sie zur Kommunion gegangen. Als die Laienschwester Paßi sich zu ihrem Ordensgelübde vorbereitete, wurde dieselbe von den beiden Lehrerinnen mit sich in ihr Zimmer genommen, ehe sie zum Beichten ging. Sie schlossen sich dann mit der Paßi ein, und man hörte sie oft lachen. Nach der Beichte wiederholten sie dasselbe, blieben aber viel länger beisammen. — Während die andern Nonnen in ihren Zellen waren, schlich sich die Spighi bisweilen zu der Bonamici, wo sich dann beide einschlossen und wo man sie auch zusammen lachen hörte. Einige Male sah Rosa M. Beide sogar ausgekleidet im Bette der Bonamici liegen. Endlich sagte die Rosa M. noch aus: daß, so oft diese beiden mehr erwähnten Nonnen zur Beichte gegangen wären, sie vor und nach derselben gelacht, und sich über den Beichtvater lustig gemacht hätten *)! — Diese aus guter Quelle geschöpften skandalösen Vorgänge des Unglaubens und der Sittenverderbniß der Dominikanermönche und Nonnen in Toskana bewähren die biblischen Kraftworte: Böse Geschwätze verderben gute Sitten. (1. Corinth. 15, 33.)

Im Anfang eines Fragments von den Memoiren seines Lebens betheuert Scipio von Ricci, daß die Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit das Niederschreiben dieser Denkschriften unumgänglich erfordert. Er allein wäre im Stande, wie er selbst bekennt, gewisse sehr wichtige Dinge mitzutheilen, und Dokumente bekannt zu machen, von denen man früher durchaus nichts wußte, oder deren Verheimlichung vom größten Interesse war. — Das Publikum hätte ein Recht auf deren Bekanntmachung — be-

---

*) Ricci's Memoiren, 1r Bd., Seite 235 — 281.

merkt derselbe ferner — welche er nicht auf leere Gerüchte, sondern ausschließlich auf wahre und unwiderlegbare Dokumente gründete. Diese Aufrichtigkeit würde vielleicht einigen Individuen mißfallen, die auf Kosten der andern geschont sein wollten; aber er könnte und wollte keine offenbare Ungerechtigkeit begehen, indem er dadurch Wahrheiten unterschlagen haben würde, welche die Nachwelt durchaus wissen müsse, damit sie Jeder nach Verdienst zu würdigen vermöge.

Die Wahrheit sagen ist Pflicht — versichert der von Potter, welcher Ricci's Memoiren dem Publikum überlieferte. Schande kann nur die treffen, welche Böses thun, und der Geschichtschreiber, der es erzählt, bedauert, daß Böses begangen wurde; er berichtet es aber, damit man künftig ein Beispiel daran nehme. Er muß alles sagen, was sich zugetragen hat, und es wäre eine Jämmerlichkeit, ihn, der nur Berichterstatter ist, dafür verantwortlich zu machen *). —

Daß auch ich dem Nachdenken meiner Leser die Schändlichkeiten enthülle, welche durch die schreckliche Verworfenheit der Mönche in den Frauenklöstern von Toskana entstanden und unterhalten wurden, wird kein Wahrheitsfreund als einen Mangel an Zartgefühl betrachten, wenn man nur erwägt, daß ein treuer Bericht über Thatsachen, die beweisen, bis zu welchem Grad des Lasters der Mensch gelangen kann, sobald er einmal den Pfad der Tugend verlassen hat, von schlüpfrigen Stellen unmöglich ganz zu trennen ist. Das verheerende Laster einer trügerischen Keuschheit ist in seiner schimpflichsten Nacktheit dargestellt, um dadurch den Abscheu, welchen es zartfühlenden, ächten Christen unwillkührlich einflößt, zu erhöhen, und um hierdurch auch zugleich mittelbar die der Tugend gebührende Huldigung nach Kräften zu befördern.

Eine zusammengedrängte Wiederholung von dem, was die Bonamici und Spighi ausgesagt hatten, sandte Ricci dem Papste Pius VI. am 7ten Juli 1781, und vier Tage früher berichtete er dasselbe dem Kardinal Corsini. In einem Briefe (den 7ten Juli 1781) an denselben Kardinal bekannte Ricci: die Aufführung so vieler Provinzialen, Prioren, Beichtväter in diesen und andern Klöstern sollte fürchten machen, daß das Uebel in ein System ausgeartet ist, um die Gesetze Jesu umzustür-

*) Ricci's Memoiren, 1r Bd., Vorrede, S. 7 — 9.

zen. Wie können die Bischöfe nun noch den Mönchen die Beichtstühle anvertrauen? *) Franzesi, Bischof von Montepulciano, war zu Ricci's Zeiten einer der hartnäckigsten Vertheidiger des römischen Hofs und der eifrigste Feind jeder Aenderung oder jeder reformirenden Neuerung. Er tadelte die Aufhebung der Klöster bitter. Es erregte bei diesem eifrigen Römlinge Ekel und großen Verdruß, zu hören, wie die Feinde der Religion und Jesu Christi aus vollem Halse schrieen: die Mönchsorden sind unnütz! **) Eben so mißbilligt das römisch-katholische Konsistorium in Dresden die Stelle in dem Dresdener Communalgardisten vom 4ten November 1830, wo es in dem Aufsatze: „Landesverfassung und Predigerwahl" unter E. heißt: „Ferner muß man fragen, wozu das Domkapitel in Bautzen? das Nonnenkloster in Marienstern? Dort um 12 wendische Bauern, hier um einige böhmische Mägdlein fürstlich zu nähren?" — Darauf erwidert dasselbe: „Verdient wohl, abgesehen von allem Andern, diesen Ausfall der ehrwürdige und allgemein beliebte Bischof in Bautzen ***)? – Klöster hemmen allerdings die Wohlfahrt jeden Staates, denn es sind Pflanzschulen des Müssiggangs und rauben den erlaubten Lebensgenuß jedem Einzelnen, der aus Zwang, oder Verblendung ein Gelübde lebenslänglicher Einkerkerung in unverkennbarer Geistesabwesenheit ablegte. Und nirgends empfiehlt der Weltheiland zum Schutz und Schirm bei drohenden Gefahren den engen Raum eines Klosters!

So ausgeartet waren die Anstalten, denen ein warmer, wenn auch falschverstandener Eifer für Tugend und Frömmigkeit die Entstehung gegeben hatte. Denn wir wollen es nicht läugnen, daß die ersten Mönche, welche aus Einsiedeleien ****) hervorgingen, und die ersten Nonnen die Absicht hatten, sich den Versuchungen der Welt

---

*) Ricci's Memoiren, 1 Band, Seite 28. u f. **) Ricci's Memoiren, 4 Band, Seite 201 und 203. ***) Man vergleiche die „Freimüthige Beleuchtung" der über die Parität zwischen der protestantischen und der katholischen Kirche in Sachsen, von Seiten der Protestanten erschienenen Beleuchtung. S. 31 u. f. ****) Das bezeugt der Name Mönch (v. μοναχός, welches einen Menschen bedeutet, der in der Einsamkeit lebt) und die Geschichte des Antonius, der als Urheber des Mönchswesens betrachtet werden muß, indem sich um ihn, den Einsiedler, mehrere Gleichgesinnte sammelten, die sein Schüler Pachomius in gemeinschaftlicher Wohnung, entfernt von andern Menschen, vereinigte.

zu entziehn, und in stiller Abgeschiedenheit ein reines, beschauliches, der Andacht geweihetes Leben zu führen. Aber sobald die Klöster, in denen früher die Arbeitsamkeit mit Andachtsübungen abwechselte, durch die Gaben und Vermächtnisse der frommen Einfalt bereichert wurden, drang der Müssiggang ein, die Thätigkeit entfloh, und die vormalige Sittenstrenge verwandelte sich in Ueppigkeit, Schwelgerei, Wollust. Schon Benediktus, aus Nursia in Umbrien gebürtig *) fand es, um dem eingerissenen Unwesen zu steuern, für nöthig, im J. 515 eine Regel für seine Mönche zu entwerfen, und dieselbe in seinem 529 gestifteten Kloster einzuführen. Nach dieser mußten die Mönche mit dem Werke Gottes Handarbeit, Unterricht der Jugend, Abschreiben der Manuskripte rc. verbinden. So wollten auch Dominikus de Guzman **), in Spanien, und Franziskus ***), ein Italiener, ihre Mönche zur Enthaltsamkeit und Sittlichkeit zurückführen, indem sie ihnen die Armuth zur Pflicht machten, und durch ihre Regel geboten, deu nöthigen Unterhalt durch Betteln zu sammeln. Später wurden diese Mönchsorden reich, und setzten das Betteln nur zum Scheine fort, indeß sie in ihren Klöstern sich jeder Art von Völlerei ergaben. Die Dominikaner, mit der Ausrottung der Ketzer beauftragt, predigten nicht nur gegen sie, sondern suchten dieselben auch überall auf, um Schuldige und Unschuldige ihrem Fanatismus zu opfern. Wer der Inquisition in die Hände fiel, war meistens verloren. In Spanien wurden viele Tausende verbrannt, weil man glaubte, daß sie heimliche Juden oder Muhamedaner wären. In Straßburg ließ Konrad von Marburg im J. 1215 achtzig Menschen ermorden, welche man der Ketzerei verdächtig fand. — Wie sich die Dominikaner in Nonnenklöstern verhielten, wenn ihr Beruf, oder ihre Sinnlichkeit sie dahin führte; wie sie alle Zucht und Ehrbarkeit verläugneten, die Tugend und Frömmigkeit unterdrücken halfen, Laster und Gottlosigkeit begünstigten: das haben die früher erzählten Thatsachen gnügend beurkundet.

Indem wir uns aber von diesen Gräuelscenen wegwenden, verlangt das Herz Beruhigung, und wir finden

*) Er hielt sich drei Jahre lang in einer Höhle in der Wüste Subliako auf, bedeckte sich nur mit einem Felle, und sahe einem wilden Thiere ähnlicher, als einem Menschen. **) Sein Orden entstand 1215. ***) Franz (eigentlich Johann) von Assisi. Seine Regel wurde 1210 bestätigt.

dieselbe in dem Leben einer züchtigen, frommen Hausfrau, welche am Morgen der helleren Zeit, die das evangelische Licht hervorrief, aus den finstern Mauern klösterlicher Sittenlosigkeit gerettet wurde. Katharina von Bora, geboren d. 29sten Jan. 1499, war sehr jung, im adelichen Fräuleinkloster Nimtschen bei Grimma, als Nonne eingekleidet worden, und fühlte sich in ihrem Verhältnisse späterhin überaus unglücklich. Sie bat daher ihre Verwandten dringend, die Lösung ihres Gelübdes zu bewirken, und sie von solchen Obliegenheiten zu befreien, die weder ihrem Thätigkeitstriebe, noch ihrer ächten Gottesfurcht zusagten. Sie bat vergebens; denn man war froh, Mädchen auf diese Art unterzubringen, die man mit keinem beträchtlichen Heirathsgute versehen konnte, oder wollte. Katharina wendete sich nun, in Verbindung mit acht andern Nonnen, an Luthern, und flehete um Rettung. Dieser gewann den wackern Leonhard Koppe in Torgau, der, besonders mit Wolf Trommitsch und einigen andern Bürgern derselben Stadt, das Wagstück unternahm. Koppe brachte neun Tonnen nach Nimtschen, die so eingerichtet waren, daß in jeder eine Nonne sitzen konnte. So führte er die Jungfrauen aus dem Kloster glücklich durch die Länder Georgs des Bärtigen, und langte am 7ten April 1523 zu Wittenberg an. Luther sorgte für ein anständiges Unterkommen, bekannte in einem Sendschreiben an Koppe, daß er selbst die Veranlassung zur That gegeben habe, und sorgte dafür, daß die ältern Nonnen von wittenbergischen Bürgern aufgenommen, die jüngern verheirathet wurden. Katharinen ließ er den Doktor Kaspar Glaz zum Gatten antragen; da diese aber den Antrag ablehnte, und zugleich bemerken ließ, daß sie nicht abgeneigt sei, den ehrwürdigen Reformator selbst zu ehelichen: so verband er sich mit ihr d. 25sten Jun. 1525.

Obgleich Luther nicht immer und nicht in allen Dingen mit seiner Ehegattin zufrieden gewesen zu sein scheint, so führte er doch mit ihr im Ganzen ein glückliches Leben; denn sie war eine gute Hauswirthin und eine fromme Frau. Er sprach seine eigne Erfahrung mit den Worten aus: „Die höchste Gnade und Gabe Gottes ist es, ein fromm, freundlich, gottesfürchtig und häuslich Gemahl zu haben, mit der du friedlich lebest; der darfst du all' dein Gut und was du hast, ja deinen Leib und Leben anvertrauen." Und in seinem Testamente erklärte er ausdrücklich, daß sie stets ein frommes, treues und ehrliches Gemahl gewesen sei. Demohnerachtet fand er die

Ermahnung nicht überflüssig, daß sie fleißig Gottes Wort hören solle. Als sie daranf erwiderte, daß sie Gottes Wort genug höre und täglich lese, auch viel davon reden könne — wollte nur Gott, daß sie auch darnach thäte: so sprach Luther seufzend: „Also hebt der Ueberdruß zu Gottes Wort an, daß wir uns viel besser dünken und wollen gar Alles wissen, und erfahren doch das Widerspiel, ja, daß wir eben so viel davon verstehen, als eine Gans, und wollen gleich ungestraft sein. Dies ist der Vortrab des künftigen Uebels und Ueberdrusses des göttlichen Worts; darauf werden eitel neue Bücher kommen, und die heilige Schrift wird veracht und wieder in einen Winkel, oder unter die Bank geworfen werden" *).

Nach des Gatten Tode **) befand sich Katharina nicht in günstigen Umständen. Er hatte kein Vermögen hinterlassen, was sich leicht aus seiner Uneigennützigkeit und Freigebigkeit, so wie aus dem Umstande erklären läßt, daß er für seine Druckschriften kein Honorar nahm, weil er — wie er sagte — „seine Gaben nicht verkaufen wollte." Seine Wittwe erhielt zwar Unterstützung, indem Kurfürst Johann Friedrich der Großmüthige durch ein Legat von 2000 Gulden einen Lehrer für ihre Kinder (die Luther größtentheils selbst unterrichtet hatte) besoldete, der König von Dänemark Christian III. jährlich 50 Thlr. für sie und ihre Familie bestimmte, und die Grafen von Mansfeld ein Gnadengeschenk von 2000 Gulden an sie auszahlen ließen; allein der bald ausgebrochene Krieg entriß ihr diese Wohlthaten, und sie war nun auf die Einkünfte von unbeträchtlichen Immobilien beschränkt, die ungefähr einen Grundwerth von 3500 Gulden erreichten. Nachdem Kaiser Karl V. 1547 Wittenberg überwältigt hatte, sahe sie sich genöthigt, mit ihren Kindern nach Leipzig zu ziehn, wo sie in sehr dürftige Umstände gerieth, und, um nur den nöthigsten Unterhalt zu gewinnen, Kostgänger annehmen mußte. Später kehrte sie wieder nach Wittenberg zurück, ohne in bessere Verhältnisse zu kommen. Um der Pest zu entweichen, verließ sie diese Stadt abermals, und zog nach Torgau, wohin auch die Universität verlegt wurde. Diese Reise trat Katharina schon kränklich an;

---

*) s. Merkwürdige Prophezeihungen des D. Martin Luthers, die zukünftige Verachtung und Verfälschung des göttlichen Worts, das Papstthum 2c. betreffend Leipzig 1829. Hein'sche Buchhandlung. S. 22. 23. **) d. 18ten Febr. 1546.

ein Unglück vermehrte noch ihr körperliches Uebel. Es wurden nämlich die Pferde, welche ihren Wagen zogen, scheu, sie mußte, um sich und ihre Kinder zu retten, aus demselben springen, wobei sie gefährlich fiel. Drei Monate nachher starb sie an der Abzehrung in Torgau; ihr Todestag war der 20ste December 1552.

Beilage 3.

Der Name Gregor kommt nach dem Namen Johann am öftersten in der Reihe der Päpste vor.

1) Der heilige Gregor **I.** der Große, ausgezeichnet durch seine Wohlthätigkeit und viele Kirchenverordnungen, hat unter allen Päpsten am meisten geschrieben; er war der 65ste Papst, erwählt im Jahre 590.
2) Der heilige Gregor **II.**, ein Römer, der 90ste Papst, erwählt im Jahre 715.
3) Der heilige Gregor **III.**, ein Syrer, der 91ste Papst, erwählt im Jahre 731.
4) Gregor **IV.**, ein Römer, der 103te Papst, erwählt im Jahre 827.
5) Gregor **V.**, ein Deutscher, Sohn Otto's, Herzogs der Franken und Kärthens, der 142ste Papst, erwählt im Jahre 996.
6) Gregor **VI.**, ein Römer, der 150ste Papst, erwählt im Jahre 1044.
7) Der heilige Gregor **VII.**, aus Siena, ausgezeichnet durch seinen Eifer für das Ansehen und die Rechte des heiligen Stuhls, der 159ste Papst, erwählt im Jahre 1073.
8) Gregor **VIII.**, aus Benevent, der 175ste Papst, erwählt im Jahre 1187.
9) Gregor **IX.**, aus der Familie Conti von Anagnia, der 180ste Papst, erwählt im Jahre 1227.
10) Der selige Gregor **X.**, aus Piacenza, regulirt das Konklave, der 186ste Papst, erwählt im Jahre 1271.
11) Gregor **XI.**, aus Frankreich, aus der Familie Clemens **VI.**, gebürtig von Maumont zu Limoges, der den päpstlichen Sitz von Avignon wieder nach Rom verlegte, der 203te Papst, erwählt im Jahre 1370.

12) Gregor XII., ein Venetianer, der 207te Papst, dessen Regierungsjahre verschieden angegeben werden, je nachdem man die 15te Sitzung des Konciliums von Pisa, oder die 14te Sitzung des Konciliums von Konstanz als den Endepunkt derselben annimmt, erwählt im Jahre 1406.
13) Gregor XIII., aus Bologna, der 230ste Papst, erwählt im Jahre 1572.
14) Gregor XIV., ein Mailänder, der 233ste Papst, erwählt im Jahre 1590.
15) Gregor XV., aus Bologna, der 238ste Papst, erwählt im Jahre 1621.
16) Gregor XVI., aus Belluno, der 258ste Papst, geboren am 18ten September 1765, erwählt am 2ten Februar 1831.

Beilage 4.

Allgemeines Edict des heiligen Gerichts zu Forli*), vom 14ten Mai 1829.

Wir, Bruder Angelo Dominico Ancarani von Faenza, von dem Stande der priesterlichen Brüder, Doctor der Theologie, Großinquisitor der Provinz Romagna, und insbesondere für die Städte und Diöcesen von Faenza, Ravenna, Forli, Cesena, Imola, Cervia, Berbinora, Sarsina, Lugo, Bagnacavallo und der davon abhängigen oder damit verbundenen Orte, besonders von dem heil. päpstlichen Stuhle gegen die Verderbnisse der Ketzerei Abgeordneter.

Beseelt von dem Wunsche, wie ihn die Stelle, welche wir für das heil. Gericht einnehmen, und die Pflicht, welche sie uns auferlegt, verlangen, daß der heiligste katholische Glaube (ohne welchen es unmöglich ist, sich Got-

---

*) Entlehnt aus der „Allg. Kirchenzeitung" 1829. 119. Der Einsender bezeugt die buchstäbliche Uebersetzung des Edicts. — Anmerkungen zu einzelnen Stellen scheinen nicht nöthig, da das Ganze den Geist der Intoleranz schon hinreichend ausspricht.

tes Wohlgefallen zu erwerben, so wie der Apostel St. Paulus im 11. Capitel des Briefs an die Hebräer uns lehrt) in seiner Reinheit aufrecht erhalten und nicht durch das Verderbniß irgend einer Ketzerei befleckt werde, gebieten wir in der ganzen Kraft unserer richterlichen Würde, vermöge des päpstlichen Ansehens, mit dem wir belehnt sind, Kraft des der Heiligkeit gebührenden Gehorsams und bei Strafe der Ausschließung und des Verbanntseins von **lata sentenza**, außer den andern Strafen, welche schon durch die heiligen Canonen, Decrete, Constitutionen und Bullen der Päpste ausgesprochen werden, Allen im Allgemeinen und Jedem, der unter unserer Gerichtsbarkeit lebt, insbesondere, habe er eine Bedienung, einen Stand, Rang oder eine Würde, welchen und welche er wolle, gehöre er der Geistlichkeit an, oder sei er Bürger, daß sie binnen Monatsfrist auf rechtliche Weise uns oder unsern Stellvertretern, oder den beiderseitigen in den von ihnen bewohnten Orten Abgeordneten, Alles, was sie wissen oder erfahren werden, von welcher Beschaffenheit es auch sein möge, hinterbringen, in Betreff Aller oder eines Jeden von Denen, welche Ketzer oder der Ketzerei verdächtig und von ihr angesteckt, oder ihre Gönner und Anhänger sind, die den Ceremonieen der jüdischen, muhamedanischen und heidnischen Religion angehangen haben, anhangen ließen, oder noch anhangen und anhangen lassen, vom katholischen Glauben abgefallen sind; laut und schweigend, gleichviel, wie es geschehe, den Dämon angerufen haben oder anrufen; ihm, gleichviel, auf was für eine Weise, gleichviel, was für eine Art der Ehre erzeigt haben oder ihm erzeigen; welche Theil genommen und sich gemischt haben oder mischen in irgend einen Versuch von Zauberei, Geisterbeschwörung, Bezauberung, Entheiligung, und in allen andern Machwerken ähnlichen Aberglaubens, vornehmlich aber durch Mißbrauch heiliger, geweihter Gegenstände, der Sacramente und der sacramentlichen Worte.

Welche, ohne Priester zu sein, die verbrecherische Tollkühnheit und Vermessenheit werden gehabt haben, sich das Priesteramt anzumaßen, Messe zu lesen, und sich nicht werden gescheut haben, den Gläubigen das Sacrament der Buße zu reichen.

Welche das Sacrament und das Band der Buße gegen den Inhalt der päpstlichen Decrete und Constitutionen gemißbraucht haben oder mißbrauchen.

Welche verborgene Versammlungen oder geheime Zu=

sammenkünfte zum Nachtheile, zur Verachtung und gegen das Interesse der katholischen Religion gehalten haben oder halten.

Welche ketzerische Läster- und Schmähworte gegen Gott, seine Heiligen und vornehmlich gegen die heilige Jungfrau ausgestoßen haben oder ausstoßen, oder zu irgend einer beleidigenden oder Verachtung ausdrückenden Handlung gegen die heiligen Bilder geschritten sind oder schreiten.

Welche ungeachtet des feierlichen, bei dem Bekenntnisse einer genehmigten Religion ausgesprochenen Gelübdes und nach hierauf erfolgtem Eintritte in den heiligen Stand, das Band der Ehe geschlossen haben, schließen oder zu schließen gedenken.

Welche bei Lebzeiten ihrer ersten Gattin eine andere nehmen, oder die bei Lebzeiten ihres ersten Mannes einen andern nehmen, oder solches zu thun versucht haben oder versuchen.

Welche besonders gegen die Bulle Gregor's **XIII.**, die mit den Worten: **Antiqua Judaeorum** beginnt, handeln, und so einen Juden oder einen andern Ungläubigen verhindert haben oder verhindern, Christ zu werden.

Welche sich den Beschlüssen der heil. Inquisition widersetzt haben oder sich widersetzen, die entweder in eigener Person oder durch Andere, auf welche Art es geschehen mag, einen Diener, einen Ankläger, einen Zeugen bei dem heiligen Gerichte, in ihrer Person, ihrer Ehre und in ihren Vorrechten beleidigt haben oder beleidigen, zu beleidigen gedroht haben oder zu beleidigen drohen.

Welche in eigener Wohnung oder bei Anderen Bücher von ketzerischen Verfassern, Schriften, die Ketzereien enthalten oder religiöse Gegenstände, ohne Bevollmächtigung des heil. päpstlichen Stuhles, behandeln, ehedem besessen haben oder jetzt besitzen; oder die, unter welchem Vorwande es sei, Bücher, die von Zauberei, Bezauberungen, Hexereien und von anderem ähnlichen Aberglauben, und vornehmlich mit Mißbrauch der Sacramente und der geweihten Gegenstände, handeln, gelesen, besessen, gedruckt und für gültig erklärt haben, oder solche lesen, besitzen, drucken, drucken lassen und für gültig erklären. Hiermit verbinden wir die Erklärung, daß, bei der Aufzählung dieser von uns vestgesetzten Bestimmungen, die anderen Fälle der Befugniß des heiligen Gerichts davon auszuschließen wir keineswegs gesonnen sind. Dieselben sind in den Ca-

nonen, Decreten, Constitutionen und Bullen der Päpste enthalten. Wir erklären, daß nach Ablauf der monatlichen Frist, die wir so eben festgesetzt haben, die Verbindlichkeit und Schuldigkeit der Enthüllung und der Anklage nicht minder unter den nämlichen Strafen als gültig existirt, bis der von Etwas Benachrichtigte es wirklich enthüllt und angezeigt hat.

Und von Niemandem, sei der Fürsprecher wer er wolle, können von obenbesagter Ausschließung, von dem Verbanntsein von der lata sentenza und von den Strafen, in die man nothwendig verfällt, Diejenigen freigesprochen werden, die diesem unseren Befehle keine Folge leisten werden, wenn sie nicht vorher ihre Pflicht treulich erfüllt und die Ketzer oder die der Ketzerei verdächtigen Personen, und alle Andere, die sich obenerwähnte Verbrechen haben zu Schulden kommen lassen, in gehöriger Form Rechtens bei dem heil. Gerichte angezeigt haben.

Wir sprechen ferner aus: daß Die, die da wähnen würden, den Verbrecher auf eine ungewisse Weise, etwa vermittelst anonymer Zeddel oder Schriften (wovon aber das heilige Gericht keine Notiz nimmt), anzeigen zu können, ganz und gar nicht unseren Befehlen anhangen, und nicht als solche, welche dieselben erfüllt hätten, angesehen werden können. Wir erinnern alle ehrwürdige Beichtväter an die ihnen vorgeschriebene Pflicht, strenge ihren Beichtkindern aufzuerlegen, daß sie ihre Anklagen in allen obenerwähnten Umständen vorbringen, indem wir sie aber unserer Seits versichern, daß das unverletzlichste Geheimniß sowohl von uns als von unsern Stellvertretern immer beobachtet werden wird, und daß wir sie außerdem mit Kraft und Erfolg, dem Inhalte der schrecklichen Bulle Pius V.: Si de protegendis etc. gemäß, bei jeder Gelegenheit schützen werden.

Und wenn der Dämon, um die Erfüllung dieser so heiligen und frommen Pflicht, durch die man Gottes Ehre und die Lauterkeit und Reinheit seines Glaubens vertheidigt, zu hindern, in den Geist und das Gemüth Derer, denen die Pflicht Anklage auferlegt, den Gedanken einzugraben sucht, daß, klagen sie an, sie alsdann Ankläger und Spione genannt werden könnten und unwürdig seien, Zutritt in eine achtbare, ehrwürdige Gesellschaft zu erhalten: so ermahnen wir alle Getreue und Rechtgläubige, diesen Betrug, das Machwerk eines bösartigen, feindseligen Geistes, zu verachten, gedenkend der Worte Jesu Christi im

Evangelium des St. Matthäus im 6 Capitel: **Non potestis Deo servire et Mammonae**, und nicht zu vergessen, daß es sich sogar nicht ziemt, seine Seele durch Ausschließung und Verbannung von allem Heiligen und Geweihten zu fesseln, sich als erklärte Feinde Gottes zu brandmarken, um Menschen, ausgearteten Sündern dieser niedrigen Welt zu gefallen; und zu überlegen, daß sie bei edlen, gottesfürchtigen Christen sich die Namen wahrer Anbeter Christi und glühender Vertheidiger der Ehre Gottes und des rechten Glaubens erwerben werden.

Doch, da wir keines Menschen Schmach, sondern nur eines Jeden Seelenheil erstreben und die verirrten Schaafe wieder in den Schaafstall Gottes zurückführen sollen, indem wir lieber Milde als Strenge anwenden, so erlassen wir an alle Diejenigen, welche mit obenerwähnten oder andern Irrthümern behaftet sind, bei der Liebe zu Christo, die uns beseelt, Kraft des heil. Gerichts, die sanfte Einladung, sich aus freiem Antriebe selbst uns zu entdecken und sich uns zu stellen, bevor sie von Andern angezeigt worden sind, und auf rechtliche Weise und mit gänzlicher Hingebung ihre eigenen Sünden und Verbrechen, und die ihrer Mitschuldigen, zu erkennen und zu bekennen, auf daß ihnen völlige Vergebung und Vergessenheit zu Theil werde, die wir Jedem verheißen, der freiwillig in dem innern Ketzergerichtshofe sich stellt, wenn man ihm noch nicht zuvorgekommen ist, und der vor dem heil. Gerichte das Geständniß seiner Vergehungen in größter und genauester Vollständigkeit ablegt.

Andere unverletzlich zu beobachtende Gebote und Verbote.

Wir gebieten und befehlen außerdem Allen von jedem Stande und Range, welche an unserer Gerichtsbarkeit Antheil nehmen, bei Strafe einer zu frommen Werken anzuwendenden Geldbuße, kein Werk, keine Schrift zu drucken, wiederzudrucken, drucken zu lassen oder wiederdrucken zu lassen, ohne unsere Erlaubniß, oder die unserer Stellvertreter, mit Ausnahme der Edicte, gerichtlicher Anzeigen, Befehle der Gerichtshöfe, deren Druck den durch die Congregation des **Index** bestimmten Verordnungen nicht zuwider ist; wir gebieten und befehlen, sie nach ihrem Drucke ganz oder theilweise weder zu publiciren noch publiciren

zu lassen, ohne zuvor dem heiligen Gerichte ein exactes Exemplar von diesem Gedruckten, mit dem Originale begleitet, überbracht oder überschickt zu haben, das in den Archiven dieses Gerichts aufbewahrt werden soll, bei welchem man geschriebene Bevollmächtigung für das „publicetur,“ Alles den Vorschriften des **Index** gemäß, wird eingeholt haben müssen.

Und indem wir an die Verfügung der päpstlichen Bullen, und besonders an die des Clemens **VIII.** und Gregor's **XV.** erinnern, befehlen wir unter der nämlichen Strafe, daß ohne unsere oder unserer Stellvertreter Erlaubniß kein Buch, kein Werk, das in diesen Verboten begriffen ist, weder eingeführt, noch publicirt, noch verkauft werde. Wir gestatten jedoch eine freie Ein- und Ausfuhr der Bücher, welche Reisende zu ihrem eigenen Gebrauche mit sich führen, wenn nur das Verzeichniß derselben von den Inquisitoren der Orte, woher diese Fremden kommen, oder von den Abgeordneten dieser Inquisitoren besichtigt und unterzeichnet worden ist.

Indem wir ferner auf die Befehle, Decrete und Edicte des höchsten Tribunals des heiligen Gerichts, die zu Rom unter der nämlichen Androhung einer Geldstrafe erlassen und bekannt gemacht wurden, Rücksicht nehmen, gebieten und befehlen wir, daß Niemand es wage, die päpstlichen Befehle, Beschlüsse, Constitutionen und Bullen zu übertreten, durch welche den Juden und Christen untersagt ist, in gewisse Verhältnisse untereinander zu treten, die da sind: des Schlafens, Essens, Spielens, Tanzens u. s. w., sich zusammen zu vermummen, und den Einen, die Gesellschaftshäuser zu besuchen, wo die Anderen ihre Zusammenkünfte halten: so ist es denn auch den Christen verboten, den jüdischen Ceremonieen in den Synagogen, den Reden, Predigten, Hochzeiten, Geburten, Beschneidungen, Festen und ungesäuerten Mahlen beizuwohnen, gleichwie den Juden, Christen zu allem Diesen zuzulassen. Außerdem ist es verboten, daß die Einen die Schulen und Häuser der Anderen, um lesen, schreiben, singen, tanzen, ein Instrument spielen zu lehren, oder zu erlernen, um ihre Kinder zu säugen oder zu erziehen, oder um sich jedem anderen durch die päpstlichen Befehle, Decrete, Constitutionen und Bullen streng untersagten Geschäfte zu unterziehen, besuchen. Auch verbieten wir noch ganz besonders, bei einer Geldstrafe und Einkerkerung für die Christen, bei den Juden am Sabbathe und anderen hebräischen Festtagen Feuer

anzuzünden, und den Juden, solches von den Christen zu verlangen, wie auch den letzteren, an diesen Tagen den Juden irgend einen Dienst, mag er einen Namen haben, welchen er wolle, zu erzeigen.

Doch, damit unser Edict Niemandem unbekannt bleibe, und Unkunde mit demselben Niemand vorschützen könne, so verpflichten wir mit Kraft alle Vorsteher und Geistliche der Kirchen dieser Städte, Länder, Schlösser und Orte unserer Gerichtsbarkeit, gegenwärtiges Edict mit lauter, deutlicher und vernehmlicher Stimme in der Kirche, und gerade in dem Augenblicke, wo der Zusammenfluß der Gläubigen und Getreuen am zahlreichsten sein wird, und dieß am ersten Festtage nach der Verpflichtung, welche der Aufnahme folgen wird, und dann wenigstens drei Mal des Jahres es zu verkünden, nämlich den ersten oder jeden andern Adventsonntag, den ersten oder jeden andern Sonntag der Fastenzeit und den Sonntag der achttägigen Feier des Frohnleichnamsfestes. Ferner gebieten wir, daß diese Geistlichen uns oder unsern Stellvertretern nach Verlauf jedes Jahres ein vollgültiges Beglaubigungsschreiben, das diese öffentliche Bekanntmachung bezeugt, übersenden.

Wir erinnern auch die oberen Geistlichen daran, daß sie ihre Untergeordneten die auf das heil. Gericht Bezug habenden Bullen und Dekrete lesen, und zur geistlichen Ordensgesellschaft des heil. Gerichts zu Rom in unsere Hände, oder in die unserer Stellvertreter ein Document gelangen lassen, welches bekräftigt, daß dieses Lesen wirklich, gemäß den Constitutionen Alexanders **VII.**, seligen Andenkens, mit den Worten: **Licet alias** beginnend, Statt gefunden habe. Endlich beschließen wir, daß ein Exemplar dieses Edictes, das wir an jede Kirche senden werden, in der Sakristei angeheftet werde, damit die in ihm enthaltenen Verfügungen vollzogen werden.

Zur Beglaubigung Dessen, was wir durch gegenwärtiges Edict ausgesprochen, auferlegt und befohlen haben, haben wir dasselbe mit eigener Handschrift unterzeichnet und mit dem Hauptsiegel des heiligen Gerichts versehen.

Gegeben zu Forli, in der Canzlei der heil. Inquisition am 14. Mai 1829.

Ita est: *Fr. Angelus Dominicus Ancarani,*
Inquisitor, qui supra, manu propria.
Fr. Dominicus Asdrubali,
angeordneter Notarius bei dem heil. Gerichte zu Forli.

Wie wenig die Päpste geneigt sind, sich und ihre Kirche der weltlichen Macht zu unterwerfen, beweiset folgendes: Schreiben des Papstes Pius VIII. an den Erzbischof und die Bischöfe der rheinischen Kirchenprovinz *).

Wir Pius VIII., Bischof, Diener der Diener Gottes, entbieten Unsern ehrwürdigen Brüdern, dem Erzbischofe von Freiburg und den Bischöfen von Mainz, Rothenburg, Limburg und Fulda, Unsern Gruß.

Ehrwürdige Brüder!

Vor Kurzem drang zu Unsern Ohren ein Uns tief erschütterndes Gerücht, als unternähmen die Feinde der katholischen Kirche an verschiedenen Orten der rheinischen Provinz mit nicht weniger List als glücklichem Erfolge manche Neuerungen gegen die wahre Lehre und Anordnung der Kirche. Wir konnten Anfangs diesen ungewissen Berichten unmöglich Glauben beimessen, da Uns von Euch nicht das Geringste angezeigt worden, von Euch, deren Pflicht es gewesen wäre, Uns auf eine so große und wichtige Sache unverzüglich aufmerksam zu machen, für das Wohl und Heil Eurer Diöcese eifrigst zu wachen, und nicht nur den Irrthum, sondern auch jede Gefahr des Irrthums, ja selbst den Verdacht von derselben abzuwenden. Doch zu Unserem größten Leidwesen und nicht geringen Erstaunen über Euer Verhalten hat es sich durch den Erfolg selbst bestätigt, daß Unsere Erwartung vergeblich gewesen; denn was Uns auf Privatwegen bekannt wurde, wird bereits durch öffentliche Blätter kundgethan und durch die vollgültigsten und unverwerflichsten Zeugnisse bekräftigt, so zwar, daß wir vest überzeugt sein müssen, daß jene, auf falschen und irrigen Grundsätzen beruhenden eingeführten Neuerungen der Lehre und den Gesetzen der Kirche Christi ganz entgegen, offenbar den Untergang der Seelen bezweckend, auf keine Weise in der Kirche geduldet werden können.

Frei und keiner irdischen Gewalt unterworfen ist nach

---

*) Entlehnt aus der Aschaffenburger „Kathol. Kirchenzeitung.“ 1830. LXXXI. — An der Aechtheit des Schreibens ist wol nicht zu zweifeln, namentlich deßwegen nicht, weil es diese Kirchenzeitung mittheilt,

der göttlichen Anordnung die Braut des unbefleckten Lammes Jesu Christi; durch jene Neuerungen aber wird sie in die schändlichste und elendeste Knechtschaft gebracht, indem durch dieselben einer weltlichen Macht das Recht zu Theil wird, Diöcesan-Synoden zu bestätigen oder zu verwerfen, die Diöcesen einzutheilen, die Candidaten zu den heiligen Weihen und kirchlichen Aemtern auszuwählen, ihr überdieß die Leitung der moralischen und religiösen Institute und der Kirchendisciplin zugeeignet wird, auch die Seminare und andere zum Wesen der Kirche gehörigen geistlichen Gegenstände der freien Willkühr von Laien unterworfen, ja selbst die Gläubigen verhindert werden, in freiem Verbande mit ihrem geistlichen Oberhaupte zu stehen, da dieses doch zur Natur und Wesenheit der Einrichtung der katholischen Kirche gehört und nicht unterbrochen werden kann, ohne daß die Gläubigen, fern von aller nothwendigen und erwünschten Hülfe für ihre Seelen, der offenbaren Gefahr des Verlustes des ewigen Heils preisgegeben werden.

Möchte Uns nur noch der Trost geblieben sein, daß von Euch in Eurem wichtigen Amte nichts verabsäumt worden, daß Ihr die Eurer Sorge anvertrauten Gläubigen über die augenscheinlichen Irrthümer in jenen Grundsätzen belehrtet und sie auf die Fallstricke aufmerksam machtet, die ihnen durch solche bereits erlassenen und ins Werk gesetzten Beschlüsse gelegt wurden. Denn Eure Pflicht war es zweifelsohne, Das aufs Eifrigste zu vollziehen, was so gewichtvoll und inhaltsschwer Paulus, der Apostel, seinem Schüler Timotheus und in dessen Person allen Bischöfen einschärft, wenn er spricht: „Verkündige das Wort, halte an, sei's gelegen oder ungelegen, überweise, ermahne, rüge mit aller Langmuth und Belehrung: denn es wird eine Zeit sein, da sie die gesunde Lehre nicht ertragen, sondern nach ihren eigenen Begierden sich Lehrer häufen werden, welche die Ohren kitzeln ...... Du aber sei wachsam in Allem, ertrage die Mühseligkeiten, thue das Werk eines Evangelisten, erfülle dein Amt" *). Eure Pflicht war es, Eure Hirtenstimme zu erheben zur Züchtigung der Irrenden, zur Bevestigung aber und zum Schrecken der Wankenden, nach dem Ausspruche des Weltapostels: „Die sich vergehen, die strafe im Angesichte Aller, damit auch die Uebrigen sich fürchten" **). Eure Pflicht war es endlich, das Beispiel

---

*) 2. Timoth. 4, 2. 3. 5. **) 1. Timoth. 5, 20.

der Apostel nachzuahmen, die Jenen, welche ihnen das Recht benehmen wollten, das Evangelium frei zu verkünden, zur Antwort gaben: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen“ *).

Wir können Euch jedoch nicht verheimlichen, ehrwürdige Brüder, welchen Schmerz es Unserem Herzen verursachen mußte, zu vernehmen, daß Einer aus Eurer Mitte selbst sich so weit konnte verleiten lassen, statt der Vertheidiger der katholischen Kirche und ihrer Lehre zu sein, die allen Neuerungen und Irrthümern feind ist, statt durch heilsame Ermahnungen und Vorschriften die seiner Sorge anvertrauten Gläubigen zu stärken und zu bevestigen, vielmehr kein Bedenken trug, jenen Neuerungen und falschen, irrigen Grundsätzen durch seinen Beifall und seine Mitwirkung Ansehen und Kraft zu verleihen. Zu groß ist das Vergehen, als daß Wir dieser Anklage Glauben schenken könnten; allzusehr schaudert Unser Geist vor einer Euch so sehr entehrenden Anschuldigung; wie sollte wol Einer von Euch der Verräther der Kirche Jesu Christi in einer so wichtigen Angelegenheit haben sein können, in einer Angelegenheit, wo es sich um das Ansehen und die Wesenheit ihrer Einrichtung handelt? Denn es kann die Kirche, die, wie aus der Vernunft und ihrer innern Natur erhellt, von Gott gestiftet ist, nicht gestatten, wenn sie nicht der Verletzung ihrer Rechte und einer gänzlichen Zerrüttung entgegen sehen will, daß irgend eine weltliche Macht sie beherrsche, ihre Lehre gleichsam im Zaume halte, oder verhindere, daß man mit dem obersten Bischofssitze in Verbindung stehe, „zu welchem, nach dem Zeugnisse des heil. Irenäus, seines größeren Vorzugs wegen „die ganze Kirche und alle Gläubigen umher ihre Zuflucht nehmen müssen;“ und wer immer ihr eine andere Gestalt geben wollte, der würde, wie der heil. Cyprian sagt, „nur eine menschliche Kirche bilden.“

Wenn Wir Euch, ehrwürdige Brüder, die Pflichten Eures apostolischen Amtes ins Gedächtniß zurückrufen, thun Wir es deßwegen, Euch zu bevestigen und aufzumuntern, die Rechte der Kirche, wofern es nothwendig ist, mit größtem Eifer zu behaupten, und die wahre Lehre so zu beschützen, daß Ihr hinfort keine Zweifel mehr heget, die der Kirche so verderblichen Beschlüsse, als der Vernunft und Gerechtigkeit zuwiderlaufend, seien sie bereits gefaßt oder

---

*) Apostelgesch. 5, 29.

sollen sie erst gefaßt werden, Denjenigen offen darzulegen, mit welchen hierüber verhandelt werden muß. Das Billige und Gerechte in der Sache, wie auch die Bekümmerniß der Eurer Sorge anvertrauten Schaafe muß Euch bestärken, den einem guten Hirten eigenen Muth für das Heil derselben an den Tag zu legen. Daß Wir Euch zu bevestigen suchen, geschieht aber auch noch darum, weil die Sache, die Ihr nun zu vertheidigen habet, auf die zwischen dem heil. Stuhle und den Fürsten geschlossenen Verträge beruht; sich feierlich verpflichtend, haben sie nämlich öffentlich das Versprechen gegeben, der katholischen Kirche in ihren Ländern vollkommene Freiheit zu gewähren in Allem, was die Gemeinschaft der Gläubigen mit dem Oberhaupte der Kirche in geistlichen Angelegenheiten sowol, als was das volle Recht des Erzbischofs und der Bischöfe hinsichtlich der bischöflichen Gerichtsbarkeit nach den jetzt üblichen Kanonen und den Vorschriften der gegenwärtigen Kirchendisciplin betrifft.

Wir hoffen, Dieß wird hinreichend sein, zu bezwecken, daß Das, was etwa in so wichtigen Angelegenheiten ungerechter Weise ist verordnet worden, durch Euer Bemühen sogleich widerrufen werde, Ihr werdet dann den guten Erfolg Eures wiedererwachten Eifers und das Verdienst und den Ruhm einer wohl und glücklich durchgeführten Sache ernten.

Durch solche Aergerniß erregende Neuerungen in die unaussprechlichste Besorgniß versetzt, wegen der traurigen Lage jener Kirchen, erwarten Wir von Euch auf's Baldigste eine Antwort, entweder Unseren Wünschen entsprechend, daß Wir Unsern Schmerz zu lindern vermögen, oder, was Gott verhüten möge, eine Unseren Wünschen entgegengesetzte, daß Wir jene Maßregeln treffen können, die das apostolische Amt von Uns fordert. Im vollkommensten Vertrauen, daß Ihr Das eifrigst vollziehen werdet, was Wir Euch in dem Herrn rathen und befehlen, ertheilen Wir Euch, ehrwürdige Brüder, und Euern Heerden liebreichst den apostolischen Segen.

Gegeben zu Rom zur heil. Maria Maggiore den 30. Juni 1830, im zweiten Jahre Unseres Pontificats.

Daß die Päpste die ärgsten Demagogen sind, geht deutlich aus dem Verfahren Gregor VII. gegen Kaiser Heinrich IV. hervor. Wir erlauben uns die Geschichte des Letztern kürzlich beizufügen.

Hat je ein Monarch während seiner Regierung Unruhe, Ungemach, Drangsale und Unglück erlitten, so ist es Kaiser Heinrich IV. Er war drei Jahre alt, als ihn sein Vater, Heinrich III, zum römischen Kaiser ernennen ließ; und das fünfte Jahr seines Alters hatte er erst erreicht, wie sein Vater starb (1056). Zu Heinrichs IV. Zeiten suchten die Päpste ihre Gewalt auf alle mögliche Weise zu erweitern und zu vergrößern. Roms Oberhäupter machten bekanntlich damals den Regenten nicht nur das Recht, die geistlichen hohen Würden, als Erzbißthümer, Bißthümer und Abteien zu vergeben, streitig, indem sie dies ganz irrig Eingriffe in die Rechte der Kirche nannten, sondern sie maßten sich auch sogar die Gewalt über Kaiser, Könige und Fürsten an. Heinrich III. widersetzte sich mit Macht dieser stolzen Erhebung, und würde unstreitig seine Absichten erreicht haben, da er die Kaiserwürde bei allen Fürsten in Ansehn zu bringen wußte, wenn ihn nicht der Tod übereilt hätte. Denn er starb schon im 39sten Jahre seines Alters; zu früh für seinen Sohn und für die Ruhe des Reichs. In allen seinen Staaten herrschte Zwist und Uneinigkeit, und hauptsächlich auch Eifersucht auf die kaiserliche Gewalt. Das Feuer glühete unter der Asche, um bald bei Heinrichs IV. Minderjährigkeit überall in Flammen auszubrechen. Die Päpste benutzten diese Uneinigkeit und besonders Heinrichs Jugend zur Steigerung ihrer despotischen Macht.

Der fünfjährige Heinrich ward auf einem Reichstage zu Köln von den versammelten Fürsten, gleich nach seines Vaters Tode, als Kaiser anerkannt, und zugleich wurde seine Erziehung und die Verwaltung des Reichs seiner Mutter, der Kaiserin Agnes, übertragen. Diese war eine Frau von vielen Fähigkeiten und Einsichten, und unerachtet Unruhen und innerliche Kriege ihre Regentschaft sehr erschwerten, so verwaltete sie dieselbe doch mit ungemeiner Klugheit. Da sie sich aber vorzüglich des Bischofs

von Augsburg, Heinrichs, als ihres Rathgebers bediente, so erregte dies die Eifersucht mehrerer Fürsten, die gern selbst Einfluß auf die Reichsverwaltung gehabt hätten. Man erfand daher allerhand Beschuldigungen wider die Kaiserin Agnes; die Fürsten, welche ihr selbst die Regentschaft anvertraut hatten, fanden es jetzt unanständig, von einer Frau regiert zu werden, und beschlossen deshalb, den kaiserlichen Prinzen zu entführen, und zugleich ihr die Reichsverwaltung zu entziehen. Die Vornehmsten unter ihnen waren der Erzbischof von Köln, Hanno, und der Graf von Nordheim, Otto, welchem letztern die verwittwete Kaiserin Agnes erst unlängst das Herzogthum Baiern abgetreten hatte, das ihr durch ihren Gemahl, Heinrich **III.**, überlassen worden war.

Die Entführung des Prinzen wurde auf folgende Art ausgeführt. Man veranstaltete ein Gastmahl zu Kaiserswerth (1062). Nach aufgehobener Tafel beredete der Erzbischof Hanno den Prinzen, Heinrich, ein neues Schiff auf dem Rheine zu besehen, das auf eine ganz besondere Art erbaut sei. Kaum befand sich der kaiserliche Prinz auf demselben, so stießen die dazu bestimmten Schiffer, auf ein gegebenes Zeichen, vom Lande und ruderten dem jenseitigen Ufer zu. Als der zwölfjährige Prinz merkte, was geschah, so argwöhnte er Gefahr und zeigte so viel Entschlossenheit, daß er, ehe es jemand gewahr wurde, aus dem Schiffe in's Wasser sprang. Unstreitig hätte diese Verrätherei dem Prinzen das Leben gekostet, wenn ihm nicht der Graf von Braunschweig, Eckbert, nachgesprungen wäre und ihn gerettet hätte. Man brachte hierauf den jungen Heinrich nach Köln, suchte ihn durch Schmeicheleien zu beruhigen, und Hanno und Otto theilten sich in die Verwaltung der Reichsgeschäfte. Um aber dieser Handlung den Anschein des Ehrgeizes und der Herrschsucht zu benehmen, und um der Eifersucht der übrigen Fürsten zu begegnen, so verordnete der Erzbischof Hanno: daß jedesmal derjenige Bischof, in dessen Sprengel Heinrich sich aufhalten würde, seine fernere Erziehung übernehmen und für das Wohl des Reichs Sorge tragen solle.

Die Kaiserin Agnes fühlte sich durch dieses verrätherische und treulose Benehmen äußerst gekränkt; und da sie sich gegen die Beschuldigungen vor den Fürsten nicht vertheidigen wollte, indem sie voraussah, daß sie nichts ausrichten würde, und als abgesetzte Regentin ihrem Soh-

ne auch nicht folgen wollte: so begab sie sich nach Rom, wo sie in Abgeschiedenheit lebte.

Hanno bekam bald an dem Erzbischof von Bremen, Adalbert, einen mächtigen Nebenbuhler, der sich Heinrichs Erziehung anmaßte. Erzbischof Hanno war ein eifriger und strenger Mann, der dem Prinzen Liebe zu den Wissenschaften und zur Tugend beibringen wollte; allein seine harte Behandlung, die oft in körperliche Züchtigung überging, verleidete dem lebhaften Prinzen nicht nur alle Lust, sondern vermehrte auch seine Erbitterung, die er wegen der gewaltsamen Entführung im Herzen hegte. Ganz das Gegentheil war der Erzbischof Adalbert; gefällig, liebreich, nachsichtig gegen die jugendlichen Ausschweifungen des feurigen Prinzen, erwarb er sich die Liebe und das Vertrauen desselben, und als Hanno wegen der Wahl des Papstes nach Rom reisen mußte, so gewann er dessen unbeschränktes Vertrauen.

Heinrich IV. hatte viele Anlagen, die durch gute Erziehung zu großer Vollkommenheit hätten entwickelt werden können; allein die ganz verschiedenartigen, entgegengesetzten Grundsätze seiner beiden Erzieher konnten auf keinen Fall günstig auf ihn wirken. Unläugbar ist es auch, daß Adalberts übertriebene Nachsicht, wodurch er sich seiner Zuneigung versichern wollte, großen Nachtheil brachte. Heinrich gewöhnte sich, allen seinen Neigungen genug zu thun, der Heftigkeit seiner Leidenschaften blindlings zu folgen, seine jugendlichen Einfälle und seinen ungezügelten Willen ohne Rücksicht auszuführen. Sein Vater hatte durch Klugheit und Tapferkeit den Fürsten imponirt, aber auch mächtige Feinde sich zugezogen, die sich durch die kaiserliche Gewalt eingeschränkt glaubten. Um so mehr wäre es nothwendig gewesen, daß Heinrich IV. Vorsicht und Klugheit in weit höherem Grade sich angeeignet hätte, als es geschah. Die traurigen Folgen dieses Mangels zeigten sich bald. Die Unzufriedenheit der Fürsten wuchs, und wurde besonders dadurch gesteigert, daß Adalbert der Macht des Kaisers schmeichelte, die Unwissenheit, Rohheit und das unedle Betragen der Fürsten öffentlich rügte, die Bischöfe und Aebte der Habsucht, Untreue und Verrätherei beschuldigte, und dadurch die Reichsfürsten auf alle Art herabsetzte. Ehrgeiz und Privatstreit mochten wol bei Adalbert an dieser Verkleinerung, die auch Wahrheit enthalten mochte, den meisten Antheil haben; denn die Länder seines Bißthums wurden beständig von den sächsischen Fürsten beunruhigt, und

er hatte immer Streitigkeiten wegen seiner Besitzungen. Er suchte es aber auch dahin zu bringen, daß seine Kirche über andere erhoben, und er vom Kaiser zum Patriarchen oder obersten Bischof im Norden bestätigt werden möchte.

Unter den mißvergnügten Fürsten standen die sächsischen oben an. Sie waren ohnehin unwillig, weil sie, seitdem die fränkischen Kaiser den Thron behaupteten, (seit 1024) wirklich eingeschränkt worden waren; da sie nun auch Adalberts Gesinnungen kannten und wußten, daß er den Kaiser vorzüglich gegen sie einzunehmen suche, so glaubten sie, während Heinrichs Minderjährigkeit ihre vormalige Größe wieder gewinnen zu können. Unter dem Vorwande also, ihre gekränkten Rechte und ihre geschmälerte Freiheit zu vertheidigen, verschworen sie sich gegen Heinrich IV., wählten Otto von Thüringen zum Kaiser und trachteten, dem jungen Heinrich die Krone zu rauben. Indessen gelang ihnen ihr Vorhaben nicht; sie wurden geschlagen, Otto blieb im Treffen und sie hatten sich nur bei Heinrichen noch verhaßter gemacht. Doch war die Ruhe durch Heinrichs Sieg nichts weniger, als hergestellt: im Gegegentheil vermehrten sich die Irrungen. Die Fürsten suchten auf alle Art ihre Macht zu vergrößern, die Bischöfe ihren Einfluß zu vermehren, und beide das kaiserliche Ansehen zu vermindern.

Italien stand damals unter den deutschen Kaisern, indem es bereits Otto der Große seit dem Jahre 962 sich unterwürfig gemacht hatte. Und hier war es nicht ruhiger; denn der Papst suchte die Irrungen und Streitigkeiten so viel als möglich zu unterhalten, um seinen hierarchischen Plan, sich nicht nur vom deutschen Kaiser unabhängig zu machen, sondern auch über ihn zu erheben, je eher je lieber durchzusetzen. Bisher hatten die deutschen Kaiser die Päpste gewählt; dieses Wahlrecht nun dem Kaiser zu entziehen, beschloß der Papst Nikolaus II. auf einem Concilium (1059), wo 103 Bischöfe gegenwärtig waren, mit gemeinschaftlicher Einstimmung, „daß künftig die Kardinäle den Papst allein wählen, die übrigen Geistlichen und das Volk ihn bestätigen sollten." — Dieses war unstreitig der erste wichtige Schritt, die staatsgefährliche Macht des Papstes zu gründen, und er fand von Seiten der Bischöfe natürlich keinen Widerspruch, da sie ja in der Vergrößerung der päpstlichen Gewalt ihre eigene Erhebung erblickten.

Bei allen diesen Vorfällen lebte aber Heinrich IV.

ganz sorglos sich und seinen Neigungen, und reizte sogar die allgemeine Unzufriedenheit noch immer mehr. Er hatte dabei zwar den Vortheil, daß man seine Ausschweifungen mehr dem Adalbert, als ihm zur Last legte, aber endlich brach doch der geheime Unwille in offene Empörung aus. Die Erzbischöfe von Mainz und Köln schrieben nämlich eigenmächtig einen Reichstag nach Tibur aus, auf welchem sich die Reichsfürsten versammelten und beschlossen: daß Heinrich entweder Adalbert von sich lassen, oder der Reichskrone entsagen sollte. Heinrich eilte auf diese Nachricht sogleich nach Ingelheim, um wo möglich noch gefährlicheren Folgen vorzubeugen. Die Fürsten fanden sich bei ihm ein, und trugen ihm ihren Entschluß vor. Adalbert rieth Heinrichen sich heimlich zu entfernen; allein die Fürsten hatten seinen Palast besetzt, und Heinrich sah sich genöthigt, Falls er der Krone nicht verlustig sein wollte, dem stürmischen Verlangen der Fürsten Genüge zu thun, und ohne Verzug seinen geliebten Adalbert zu entlassen (1066). Kaum hatte sich dieser vom kaiserlichen Hofe entfernt, so drangen die sächsischen Fürsten in sein Bißthum ein, erfüllten Alles mit Mord und Brand, und Adalbert selbst war seines Lebes nicht sicher. Nun theilten sich wieder die übrigen Bischöfe in die Reichsverwaltung, und warfen sich zu Heinrich's Führern auf. Einer suchte den Andern zu verdrängen, und Jeder seine ehrgeizigen Absichten zu erreichen, wodurch beständige Mißhelligkeiten entstanden, welche die Ruhe und Ordnung des Reichs zerrütteten und zerstörten.

In seiner Kindheit schon hatte Heinrichen sein Vater mit Bertha, der Tochter eines italienischen Markgrafen, verlobt; Heinrich fühlte zwar keine Neigung, aber auf nachdrückliche Forderung der Reichsstände vermählte er sich mit ihr, weil er besorgen mußte, daß man ihm abermals mit dem Verluste der Krone drohen würde. Gern hätte er sich in der Folge von seiner Gemahlin wieder getrennt; jedoch nach katholischen Grundsätzen bedurfte er hierzu, wie noch jetzt, der ausdrücklichen Einwilligung des Papstes. Heinrich wählte in dieser Herzens-Angelegenheit den Erzbischof von Mainz, Siegfried, zu seinem Rathgeber und Vermittler. Siegfried versprach zwar, alles zu thun, was in seinen Kräften stände, gab aber vor, daß diese Angelegenheit auf einer Kirchenversammlung verhandelt werden müsse, und benachrichtigte den Papst heimlich von Heinrichs entschiedener

Abneigung gegen seine Gattin. Diese Kirchenversammlung wurde zu Mainz gehalten; allein Heinrich erreichte seine Absicht nicht. Im Gegentheil drohte der päpstliche Legat: daß ihm der Papst die Krönung verweigern und ihn in den Bann thun würde, wofern er bei seinem Vorsatz beharrete. So unzufrieden und gekränkt sich Heinrich durch diesen päpstlichen Bescheid auch fühlte, so war er doch nicht vermögend, etwas dagegen auszurichten. Bald darauf (1070) ereignete sich aber eine Begebenheit, welche Heinrichs Unzufriedenheit etwas zerstreute.

Es ist nämlich früher bemerkt worden, daß Heinrichs Mutter dem Grafen von Nordheim, Otto, das Herzogthum Baiern abgetreten, und daß er nachher, nebst den Bischöfen, den meisten Einfluß in die Regierung hatte. Gegen diesen Otto trat nun ein gewisser Epino auf, und sagte aus: er habe ihn durch große Versprechungen zu verleiten gesucht, Heinrichen zu ermorden. Otto läugnete zwar das Vorgeben vor einer Versammlung der Fürsten; allein da er wegen seines mächtigen Einflusses in die Regierung zu viele Feinde hatte, so ward ihm auferlegt, daß er nach sechs Wochen zu Goslar erscheinen, und dort durch einen öffentlichen Zweikampf, der nach den damaligen Begriffen Alles entschied, sich rechtfertigen sollte. Otto erschien zwar zur bestimmten Zeit, verlangte aber, sich noch einmal vor den Fürsten verantworten zu dürfen; doch Heinrich beharrte bei dem gefällten Urtheile; und da sich Otto nicht dazu verstehen wollte, so ward ihm das Herzogthum und das Leben abgesprochen. Das Herzogthum Baiern vergab Heinrich an Welfen, den Sohn eines italienischen Grafen, und Otto ward von seinen Feinden auf seinen Erbgütern bekriegt. Er vertheidigte sich Anfangs tapfer; als er aber hörte, daß Heinrich selbst gegen ihn im Anzuge sei, so ergab er sich nebst dem sächsischen Erbprinzen Magnus, der ihm beigestanden hatte. Heinrich behielt Otto'n gefangen; nach einem Jahre aber gab er ihm nicht nur die Freiheit wieder, sondern erhob ihn auch zum Statthalter von Sachsen. Nicht so großmüthig verfuhr Heinrich mit dem besiegten Magnus; denn von diesem verlangte er, ihm sein Herzogthum abzutreten, und da dieser sich weigerte, so ließ er ihn einige Jahre im Gefängnisse, bis er durch die Umstände selbst genöthigt wurde, ihm die Freiheit wieder zu schenken. -

In seinem 22sten Jahre übernahm nun Heinrich die

Regierung selbst (1072). Vorher hatte sich der Erzbischof Hanno, auf nachdruckvolles Gesuch der Fürsten, der Reichsverwaltung wieder angenommen, weil durch die mannigfachen Streitigkeiten der verschiedenen Regierungen die Reichsangelegenheiten in immer größere Verwirrung geriethen; aber bald verließ dieser den kaiserlichen Hof freiwillig, da ihm Heinrich überall entgegen war. Heinrich übernahm also ein Reich, das während seiner Minderjährigkeit im Innern sehr zerrüttet worden war; überall herrschte Unruhe und Zwietracht, die das Land mit Mord und Brand verwüsteten, und von allen Seiten war er von Mißvergnügten und Feinden umgeben. Heinrich besaß allerdings Eigenschaften zum Regenten; aber sie waren nicht ausgebildet. Gegen die Fürsten, deren Zutrauen er durch Klugheit hätte gewinnen sollen, war er eingenommen, und zugleich so ehrgeizig und gebieterisch, daß er Alles mit Gewalt ausführen wollte, ohne zuvor seine Kräfte gehörig zu prüfen. Gleich beim Antritt seiner Regierung äußerte er seine Gesinnungen gegen die Sachsen. Nun ist es wahr, die sächsischen Fürsten, nebst dem hohen Adel, trieben damals gewaltigen Unfug. Bei der geringsten Gelegenheit bekriegten sie sich unter einander, verheerten Alles mit Mord und Brand, und der Schwächere war den Gewaltthätigkeiten des Mächtigeren ausgesetzt. Einheimische und fremde Reisende hielten sie an, verlangten Abgaben und Geleitsgeld, und erlaubten sich Ausschweifungen aller Art. Diesen groben Unfug wollte nun Heinrich mit Gewalt abschaffen, und um die Sachsen besser in Zaum halten zu können, legte er mit vielen Kosten Schlösser und Vestungen in Thüringen und Sachsen an, wo nur ein Berg und sonst ein schicklicher Ort war. Die Sachsen ahneten Heinrichs Absicht sehr bald, und da sie ihren Vortheil nie aus den Augen verloren: so nannten sie des Kaisers Unternehmungen kränkende Eingriffe in ihre Rechte, und wurden unwillig. Die Besatzungen der kaiserlichen Schlösser erlaubten sich auch allerlei Ausschweifungen, und da diese Heinrich bei allen angebrachten Klagen ungeahndet hingehen ließ, so beschuldigten sie ihn der Absicht, sie zu unterjochen, und verschworen sich förmlich gegen den Kaiser, und zwar unter dem Vorwande, ihre Freiheit und Rechte zu vertheidigen.

Diese Unruhen benutzte der damalige Papst Alexander, und bestärkte nicht nur die Fürsten in ihren aufrührerischen Gesinnungen, sondern er wagte es sogar, den

Kaiser nach Rom vor den Send *) zu fordern, um sich wegen seiner ungebundenen Sitten, und auch vorzüglich deshalb, weil er mit der Investitur **) einen Handel treibe, sich zu verantworten. Heinrich war ungemein aufgebracht über die kecke Anmaßung des Papstes, daß er, als Vasall, seinen Oberherrn vor Gericht zu fordern wagte, und wieß deshalb den Befehl des Papstes mit Verachtung zurück.

Heinrich rüstete sich damals zu einem Feldzuge nach Polen; allein die Sachsen glaubten, daß diese kriegerische Rüstung ihnen gelte, und die Verschwornen schickten deshalb Abgeordnete an den Kaiser, die ihm verschiedene Bedingungen vorlegten, unter denen die Zerstörung der Schlösser und Vestungen die wichtigste war; ja sie drohten sogar mit Gewalt, wenn er die Erfüllung dieser Bedingungen verweigerte. Vielleicht hätte Heinrich durch größere Klugheit noch ausweichen können; allein bei seiner, früher bemerkten, Heftigkeit wieß er die sächsischen Abgeordneten verächtlich zurück, weil sein Ehrgeiz dadurch empfindlich gekränkt wurde. Bald aber hatte er Ursache, seine Heftigkeit zu bereuen; denn ehe er es sich versah, überfielen ihn die Sachsen mit einem Heere von 90,000 Mann, und nur mit genauer Noth entkam er, von einigen treuen Dienern begleitet. Heinrich begab sich hierauf nach Eschwege, in Hessen, wo sich einige rheinische Fürsten versammelt hatten, um dem polnischen Feldzuge beizuwohnen. Der Kaiser verlangte ihren Beistand gegen die Sachsen, um diese wegen ihres Aufstandes zu bestrafen; allein er fand keinen Eifer für seine Sache. Einige gaben ihm Beifall, andere behaupteten, das ganze Reich müsse gegen die Empörer aufgeboten werden, und so verstrich die Zeit, ohne daß etwas ins Werk gesetzt wurde. Unterdessen bestürmten die Sachsen die neuerbauten Schlösser und Vestungen, zerstörten sie, und mit innigster Betrübniß sah Heinrich dadurch seinen Lieblingsplan vereitelt. Als endlich Heinrich bemerkte, daß er mit Gewalt nichts auszurichten vermoch-

---

*) Send nennt man die jährliche Versammlung der Geistlichkeit eines bischöflichen Kirchensprengels. **) Investitur ist die feierliche Uebertragung der bischöflichen Rechte. Bei derselben wird dem neugewählten Bischof ein Ring und ein Hirtenstab übergeben. Der Ring ist das Sinnbild der Einigkeit, und der Hirtenstab das Bild des Hirtenamtes, mit der Verpflichtung, die Heerde väterlich zu weiden.

te, so ließ er sich in Unterhandlungen ein. Jedoch die Sachsen bestanden hartnäckig auf Zerstörung aller Vestungen und Schlösser. Hierein zu willigen, fiel Heinrichen schwer; er mußte aber die gestörte Ruhe dadurch wieder zu erkaufen suchen. Der Kaiser bedingte sich Harzburg, das er vorzüglich liebte, weil er es von Grund aus aufgebaut hatte, als Vestung beizubehalten; allein man bestand auch auf der Zerstörung dieser Vestungswerke, und versprach blos die prächtige Kirche zu schonen, in welcher Heinrichs Bruder und Sohn begraben lag. Selbst dieses Versprechen hielt man nicht, vielmehr wurde die Kirche zerstört, Altäre und Kirchengeräthe vernichtet, und sogar die Gebeine der Todten nicht verschont, sondern ausgegraben und umhergestreuet. Dieses Verfahren, das dem Vergleiche keinesweges entsprach, und mehr einer Empörung ähnlich war, verstärkte Heinrichs Haß und feuerte seine Rachgier vielfältig an. Er suchte jedoch dies so viel wie möglich zu verbergen, und zuvörderst mehrere Fürsten sich zu Freunden zu machen. Da Heinrich viel Einnehmendes hatte, ungemeine Beredtsamkeit besaß, und damit ausgezeichnete Großmuth verband, so gelang es ihm ohne Schwierigkeit, mehrere Fürsten für sich zu gewinnen. Man hatte vom Anfang an das Verfahren der Sachsen gemißbilliget, aber die allgemeine Unzufriedenheit mit Heinrichen hatte thätige Theilnahme verhindert. Durch Beihülfe mehrerer Fürsten gelang es daher, daß die Sachsen im Jahre 1075 überfallen wurden, wobei deren Heer größtentheils zu Grunde gerichtet ward. Heinrich wollte als Sieger im Herbste des eben bemerkten Jahres einen zweiten Feldzug wider die Sachsen unternehmen, um diese noch mehr zu demüthigen; da sich aber verschiedene Häupter der Verschwörung vor ihm demüthigten, und um Gnade baten, auch einige von seinen Freunden ihm vorstellten, daß man sein Verfahren für zu hart erklären würde, wenn er die Feindseligkeiten fortsetzen wollte: so war Heinrich großmüthig, und bewilligte 1076 den Frieden. In demselben Jahre entdeckte auch der Kaiser den zu Goslar versammelten Fürsten den Wunsch, seinen Sohn Konrad zum römischen Könige zu wählen; was einstimmig gewährt ward.

Nicht lange aber genoß Heinrich die Ruhe, welche er sich durch Tapferkeit und Großmuth erworben zu haben glaubte; es war ihm nur eine kleine Erholung vergönnt, um noch weit größeres Ungemach zu erdulden. — Der Papst Alexander II. war 1073 gestorben, und an dessen Stelle hat-

ten die Kardinäle Hildebrand erwählt, der den Namen Gregorius VII. annahm. Zu Folge des oben erwähnten Dekrets vom Papste Nikolaus II. war das Wahlrecht dem Kaiser förmlich abgesprochen worden. Dieses staatsgefährliche Dekret hatte man schon bei Alexander II. geltend gemacht, und so verfuhr man auch bei Gregor VII. Dieser ungemein denkwürdige Papst galt schon vor seiner Erwählung Alles bei den so eben erwähnten Päpsten, indem er alle Anstalten zur gesteigerten päpstlichen Gewalt geleitet hatte. Auch wußte man, daß dieser Hildebrand bei allen Gelegenheiten seine sehr ehrgeizigen Absichten auf eine drohende Art geäußert hatte. Als daher die Nachricht von seiner Erwählung nach Deutschland kam, so ersuchten selbst die deutschen Bischöfe, die Hildebrand's Ehrsucht kannten, und sich wenig Gutes von ihm versprachen, den Kaiser dringend, die Papstwahl für nichtig zu erklären. Heinrich schickte in dieser Absicht einen Gesandten nach Rom, und ließ die Kardinäle wegen ihres eigenmächtigen Verfahrens zur Rede stellen. Allein Gregor war schlau, und Heinrich arglos. Gregor entschuldigte sich, vorgebend, daß man ihn gezwungen habe, die päpstliche Würde anzunehmen, und daß er auch mit seiner Ordinirung Anstand genommen habe, bis die Einwilligung des Kaisers und der Fürsten erfolgt sei. Der herrschsüchtige Gregor verbarg seine Absicht, weil er wußte, daß der Kaiser mit den Fürsten einig war. Heinrich, mit der Erklärung Gregor's zufrieden, betrachtete sie als ein Zeichen der Unterwerfung, und — bestätigte die Papstwahl.

Kaum aber sah sich Gregor in seiner Würde bestätigt, so änderte er die Sprache und offenbarte seine wahre Denkungsart. Er maßte sich das unbeschränkte Recht der Investitur an; exkommunicirte *) alle Geistliche, die ihre Pfründen **) von einem Laien annehmen, und alle Laien, die Pfründen vergeben würden. Er excommunicirte Heinrichs Räthe, unter dem Vorwande begangener Simonie, und schrieb selbst an den Kaiser, daß er seine Räthe entlassen sollte. Zu gleicher Zeit setzte Gregor ganz willkührlich

*) Exkommuniciren h. vom Gebrauch des Abendmahls ausschließen. Exkommunication war der kleine Bann, und von der ganzen christlichen Kirche Ausschließung der große Bann. Letzterer hieß eigentlich Anathema. **) Pfründe oder Präbende, ist das Recht, gewisse Einkünfte von geistlichen Aemtern zu beziehen.

Bischöfe ab, und ertheilte Andern mit gleicher hierarchischer Willkühr die erledigten Bisthümer. Heinrich suchte diese Anmaßungen zu hemmen, und schrieb selbst an den Papst, der sich auch ausgesöhnt stellte, doch ihm wegen seines ausschweifenden Lebens nachdrückliche Verweise gab. Gregor VII. suchte sich aber nicht nur zum unumschränkten Herrn der Kirche zu erheben, sondern sogar zum Herrn der ganzen Christenheit. Er behauptete: da Christus den Aposteln gesagt, daß, was sie auf Erden lösen und binden würden, auch im Himmel los und gebunden sein sollte, so käme den Päpsten, als Nachfolgern der Apostel und Statthaltern Christi auf Erden, auch das Recht zu, Königreiche, Fürstenthümer ꝛc. zu vergeben. Gregor verwieß es daher auch dem Könige von Ungarn Salomon sehr nachdrücklich, daß er den Kaiser Heinrich IV., der ihm gegen seinen Bruder Geisa beigestanden, als seinen Lehnsherrn anerkannt hatte, und bediente sich dabei folgender stolzen Ausdrücke: „Ihr müßt wissen, daß das Königreich Ungarn der Kirche gehört, und daß Ihr den Zorn des heiligen Stuhls fühlen werdet, wenn Ihr es nicht erkennen wollt, daß Eure Länder ein Lehn des Papstes und nicht des Kaisers sind!" Dieser Vorfall diente Gregor VII. zum Vorwande, seine Ansprüche auf die Investituren mit allem Eifer zu erneuern. Nun hatten aber doch Heinrich's Vorfahren, wie andere weltliche Regenten, alle geistlichen hohen Würden gestiftet und bisher vergeben, die Päpste selbst hatten ihre Würde durch die deutschen Kaiser erhalten, und diese sahen jene als ihre Vasallen oder Lehnsleute an; daher widersetzte sich Heinrich Gregor's ehrsüchtigem Ansinnen. Allein Gregor hatte nun einmal beschlossen, seine Herrschsucht zu befriedigen; er sendete daher Abgeordnete an Heinrichen, die ihn wegen seines ausschweifenden Lebens und seiner vielfältigen Verbrechen, auch besonders deshalb, weil er fortführe, die Investitur selbst zu verleihen, zur Verantwortung vor den römischen Stuhl forderten, und, wenn er nicht erschiene, mit dem Banne und dem Verluste der Kaiserkrone bedrohten.

Dieses übermüthige Benehmen erregte Heinrich's heftigsten Zorn. Mit Verachtung und Unwillen schickte er die päpstlichen Legaten zurück, und berief seine deutschen Bischöfe nach Worms (1076), um über Gregor's gefährliches Betragen einen Gesammtbeschluß zu fassen; und dieser fiel dahin aus, daß Gregor VII. die päpstliche Würde auf eine unrechtmäßige Weise erlangt habe, und daß

er sich derselben durch sein aufrührerisches Betragen ganz unwürdig mache. Diesen höchst lobenswerthen Beschluß unterzeichneten, auf Heinrich's Verlangen, alle Bischöfe und mit diesem bischöflichen Beschlusse schickte nun der Kaiser einen Abgeordneten nach Rom, dem Papst Gregor seine Absetzung anzukündigen; und das Jahr darauf wollte er selbst nach Rom gehen, um dieselbe zu bewerkstelligen. Gregor ließ sich aber nicht abschrecken. Er kannte die Denkungsart seines Zeitalters und die Menschen zu gut, um wegen der bloßen Ankündigung seiner Absetzung einen reiflich durchdachten Vorsatz aufzugeben. Da er die Investitur allein von dem Papste abhängig machen wollte: so entzog er alle geistliche Würden der Gerichtsbarkeit des Kaisers; er verließ sich dabei sehr welkklug auf den bekannten Ehrgeiz der Bischöfe, die unabhängig vom Kaiser, ihre Macht vergrößert sahen. Diesen Stolz der Bischöfe suchte er auf alle Weise anzufachen, indem er schriftlich und mündlich behauptete, daß Bischöfe über alle Könige erhaben wären. Gregor machte seinen Privathaß gegen Heinrichen zur Sache der Kirche, wohl wissend, daß Heinrich ohnehin von vielen heimlichen und öffentlichen Feinden umgeben war. Was Wunder, daß die Ausführung des einmal entworfenen hierarchischen Plans der nie ermüdenden Herrschbegierde gelang?

Der Papst versammelte gleich nach erhaltener Ankündigung seiner Absetzung ein Concilium, auf welchem 110 Bischöfe zugegen waren, die alle einmüthig behaupteten: daß Gregor gerechte Ursache habe, den Kaiser abzusetzen, die Reichsstände, welche ihm den Eid der Treue geschworen, davon loszusprechen und ihn in den Bann zu thun. Der unverzüglich bekannt gemachte Bannfluch war folgenden Inhalts: „Von Seiten Gottes und aus eigener päpstlicher Gewalt untersage ich dem Könige Heinrich, dem Sohne des Kaisers Heinrich's **III.**, der sich gegen die Kirche mit einem unerhörten Stolze aufgelehnt hat, die Regierung des deutschen und italienischen Reichs, spreche alle Christen von dem Eide los, den sie ihm geleistet haben oder noch leisten werden, und verbiete Jedermann, ihm als einem Könige zu gehorchen. Und in Deinen Namen, heiliger Petrus, belege ich ihn mit dem Bannfluche und zwar so, Kraft Deiner, daß alle Völker erfahren und inne werden, Du seist der Fels, auf den der Sohn des lebendigen Gottes seine Kirche gebauet hat." Gregor hatte sich nicht geirrt; der Bann machte außer-

ordentliches Aufsehen, und die deutschen Bischöfe besorgten, ihre Würde zu verlieren, demüthigten sich vor dem Papst, ob sie ihn gleich kürzlich seiner Würde für unwürdig erklärt hatten, baten um Gnade, verließen ihren rechtmäßigen Obern, und beredeten dazu auch einen großen Theil des deutschen Adels. Heinrich sah sich also durch sein sorgloses Zutrauen schmählich hintergangen, und von den geistlichen Fürsten verrathen, die er groß gemacht hatte. Alle seine Feinde lebten nun auf einmal wieder auf; die sächsischen Fürsten waren die ersten, die ihm ihren Gehorsam versagten, selbst Welf, welcher Heinrichen das Herzogthum Baiern verdankte, unterstützte die Mißvergnügten; des Kaisers Parthei ward immer kleiner und die Verschwörung allgemeiner. Endlich versammelten sich die Fürsten zu Oppenheim, der Papst wurde auf das nächste Jahr nach Augsburg eingeladen, um die ganze Sache zu entscheiden, und dem Kaiser wurde angedeutet, sich bis dahin, ohne Ausübung der königlichen Gewalt, ruhig in Speier zu verhalten, und würde er binnen Jahresfrist nicht vom Banne losgesprochen, sollte ein neuer König gewählt werden.

Die Krone seiner Väter zu behaupten, darin suchte Heinrich IV. die größte Ehre; er glaubte jetzt so wichtige Schritte gethan zu haben, sie auf seinem Haupte zu bevestigen, und sah sich nun von der Höhe, die er erreicht zu haben wähnte, auf einmal der Gefahr blosgestellt, die Kaiserkrone zu verlieren. In dieser Verlegenheit faßte er endlich im Winter 1077 aus Verzweifelung den Entschluß, selbst nach Rom zu gehen, den Papst um Lossprechung von dem Banne zu bitten, sich mit ihm, so gut es sich thun ließe, auszusöhnen, und dadurch die Absichten seiner Feinde zu vernichten.

Die Fürsten hatten es voraus gesehen, daß Heinrich dieses Mittel ergreifen würde, und um diese Zusammenkunft Heinrichs mit dem Papste zu verhindern, besetzten sie alle Wege nach Italien, so daß der Kaiser seine Reise über die savoyschen Gebirge machen mußte. Das Herzogthum Savoyen hat sehr hohe Berge und darunter einige, deren Spitzen Jahr aus Jahr ein mit Schnee bedeckt sind. Im Winter ist eine solche Reise höchst beschwerlich, und damals war noch überdies eine strenge Kälte. Eine traurigere und beschwerlichere Reise hat auch wohl nie ein Monarch gemacht, als Heinrich IV., nebst seiner Familie. Von seiner treuen Gemahlin und einem Sohne begleitet,

begann er seinen so denkwürdigen Weg über die mit Schnee und Eis bedeckten Alpen, weil ihm seine Feinde die näheren und bequemeren Straßen böslich versperrten. Bald mußten die Reisenden auf Händen und Füßen kriechen, bald sich hinabgleiten lassen, während jeder Schritt mit Lebensgefahr verknüpft war. Die Kaiserin und ihr noch zarter Sohn wurden auf Ochsenhäuten hinuntergezogen. Viele Diener aus dem kaiserlichen Gefolge starben, nur wenige blieben unverletzt. Indessen erreichte die kaiserliche Familie doch glücklich Italien, und der Kaiser begab sich alsdann mit möglichster Eile nach dem Herzogthum Modena, wo sich damals der herrschsüchtige Papst bei seiner guten Freundin, der reichen Gräfin Mathilde von Este, im Schlosse zu Canossa aufhielt. Heinrich IV. ward von den Italienern mit großer Achtung und Ehrerbietung empfangen. Alle hatten seine Ankunft längst gewünscht; sie waren über Gregor's außerordentlichen Stolz und über seine so unerhörte Herrschsucht aufgebracht, und versprachen dem Kaiser allen Beistand, wenn er nur den Papst abzusetzen vermöchte. Allein Heinrich's Unternehmungsgeist war durch fortwährendes Unglück zu sehr geschwächt und gelähmt, auch war er durch traurige Erinnerung an die Treulosigkeit seiner deutschen Fürsten mißtrauisch geworden, und die Lossprechung vom Banne lag ihm zu sehr am Herzen, als daß er jetzt auf gewaltsame Mittel gedacht hätte.

Gregor wollte eben nach Deutschland abreisen, als er Heinrich's Ankunft vernahm. Er kannte die Unzufriedenheit der italienischen Fürsten, und wußte sehr wohl, wenn sie einen entschlossenen Anführer hätten, daß vielleicht sein großes Unternehmen, sich über alle weltliche Macht zu erheben, scheitern könnte. Er suchte sich deshalb zuvörderst des Kaisers Person zu versichern, und in dieser Absicht begab er sich nach Canossa, einer Vestung, deren Besitzerin die früher erwähnte Markgräfin Mathilde war, die gegen ihn besondere Freundschaft, gegen den Kaiser aber Feindschaft hegte, ob sie gleich mit letzterm in nahem Verwandtschafts=Verhältnisse stand. Gregor wollte Heinrichen unverrichteter Sache zurückschicken, durch das Fürwort der Markgräfin Mathilde erhielt aber der Kaiser die Erlaubniß, einer ihm von dem heiligen Vater auferlegten Buße sich unterziehen zu dürfen, und dadurch den Bannfluch von sich abzuwälzen. Dieses unterwürfige Benehmen Heinrich's bestärkte Gregoren

in seinem unverschämten Vorhaben, Richter der ganzen Christenheit zu sein, und alle Kronen und Reiche von sich abhängig zu machen. Der Kaiser trat in den Schloßhof von Canossa, ohne alles Gefolge, mußte daselbst sein Schwerdt und die kaiserliche Kleidung ablegen, und letztere mit einem rauhen wollenen Hemde vertauschen, wie solches die Büßenden zu tragen pflegten. Als solcher mußte nun Heinrich ohne weitere Bedeckung einsam und verlassen, bei strenger Kälte mitten im Januar, mit entblößten Füßen auf dem, vom Reif starrenden, Hofraume stehen. Sehnsuchtsvoll sah er dem Abend entgegen, wo er hoffte von dieser Strafe losgesprochen zu werden, oder doch wenigstens einen wärmern Aufenthalt zu bekommen; allein der Unglückliche irrte sich, denn Niemand erschien, um sich seiner anzunehmen, obgleich der Wind immer schneidender wurde und die Kälte seine Glieder bis auf's Innerste durchschauerte. Obschon Heinrich, bei einbrechender Nacht, wehklagte und jammerte, so wollte man doch seine klagende Stimme nicht hören. Seine weichen, der Kälte ungewöhnten Füße waren erstarrt und sein ganzer Körper gelähmt und steif von Frost; demungeachtet öffnete sich kein Thor, auch kam Niemand, ihn aus diesem qualvollen Zustande zu erlösen. So vergingen drei peinliche Tage. Obgleich der Papst das Stöhnen und Seufzen des unglücklichen Kaisers, von seinem Gemache aus, recht gut hören konnte, wo er sich in warmen Zimmern auf seidenen Polstern gemächlich dehnte, so fühlte er doch nicht das geringste Mitleiden mit dem bedauernswürdigen Fürsten, und weidete sich vielmehr an den Qualen, welche seine Herrschsucht dem Kaiser bereitete. Und binnen diesen drei Tagen erhielt der kaiserliche Büßende weder etwas zu essen, noch sonst die geringste Erquickung, und es war daher sehr zu verwundern, daß sein Körper diesen Mühseligkeiten nicht gänzlich unterlag. Am vierten Tage erhielt Kaiser Heinrich endlich die Erlaubniß, vor dem Papste zu erscheinen; welchem er sich zu Füßen werfen mußte. Mit Lossprechung vom Banne wurde er aber erst begnadigt, nachdem er eidlich angelobt hatte, dem Papste in Allem gehorsam zu sein, seine exkommunicirten Räthe zu entlassen, sich aller kaiserlichen Macht zu enthalten, und sich an einem noch zu bestimmenden Orte einfinden zu wollen, wo es entschieden werden sollte, ob er noch ferner Kaiser bleiben solle, oder nicht. Durch diesen höchst schimpflichen Bescheid war nun

zwar Heinrich noch vor Jahresfrist, der Forderung der deutschen Fürsten gemäß, vom Bannfluche losgesprochen; allein die italienischen Fürsten und Bischöfe waren mit seiner ganz unmännlichen Erniedrigung vor dem Papste so unzufrieden, daß sie nichts mehr von ihm wissen wollten, sondern vielmehr seinen minderjährigen Sohn zum deutschen Kaiser zu wählen beschlossen, so wie auch alle Macht aufzubieten, einen so übermüthigen und tyrannischen Papst abzusetzen. Letzteres blieb jedoch nur Drohung; Heinrich entschuldigte sich mit der früher geschilderten Untreue der deutschen Fürsten, versöhnte die Unzufriedenen und erhielt ganz unerwartet einen weit stärkern Anhang, als zuvor, wozu sich nun seine deutschen geheimen Freunde nach und nach auch wieder gesellten.

Dieser Ausgang war den deutschen Fürsten unerwartet. Sie sahen sich getäuscht, und da ihnen Heinrich schrieb, daß er auf dem von ihnen angesetzten Reichstage, wegen wichtiger Reichsangelegenheiten in Italien, nicht erscheinen könne, und alle Wege besetzen ließ, daß Gregor nicht nach Deutschland kommen konnte, so veranstalteten sie im Frühjahr 1077 eine Zusammenkunft zu Forchheim, in Franken, und wählten den Herzog Rudolph von Schwaben zum Kaiser. Der Papst schien äußerlich mit dieser Wahl unzufrieden zu sein, unerachtet er sie heimlich durch seinen Legaten unterstützt hatte, erklärte aber auch zugleich, daß er denjenigen für den rechtmäßigen Kaiser anerkennen wolle, der sich gegen den heiligen Stuhl am unterwürfigsten zeigen würde. Allein Heinrich glaubte sich jetzt wieder in einer Lage zu befinden, wo er der Großmuth des Papstes nicht mehr bedürfte, und ging mit seinem Heere nach Deutschland, wo sich denn auch gleich alle seine frühern Freunde, die nur der Bann von ihm gescheucht hatte, bei ihm wieder einfanden. Heinrich brachte den Herzog Rudolph bald zum Weichen, und 1078 kam es zu einem blutigen Treffen, in welchem Heinrich siegte und das feindliche Heer ganz zerstreute. Er entsetzte hierauf Rudolphen seines Herzogthums, und verlieh es dem Grafen Friedrich von Hohenstaufen, dem er auch seine Tochter Agnes zur Gattin gab, um sich diesen ganz zu verbinden. Dieser Graf wurde der Stammvater der nachmaligen Kaiser. Heinrich versäumte nun keine Gelegenheit, seinen Feinden Abbruch zu thun, und sie sich ganz zu unterwerfen; und zur größten Verwunderung

Gregors erholte er sich auch immer mehr, mit so mächtigen Feinden er es auch zu thun hatte. Auf der andern Seite säumte aber auch Gregor keinesweges, gegen Heinrichen zum zweiten Male den Bannstrahl zu schleudern. Er sendete dem Herzog Rudolph eine goldene Krone, und bestätigte ihn in seiner Würde. Um den Folgen dieses zweiten Bannstrahls vorzubeugen, versammelte Heinrich seine getreuen Bischöfe zu Brixen, in der Grafschaft Tyrol, und hier wurde 1080 einstimmig erkannt: daß der Papst nie Gewalt über den Kaiser haben könne, sondern daß er ihm Gehorsam und Treue schuldig sei; daß mithin Gregor als ein Rebell zu betrachten, daß er seine Würde durch Verbrechen und Schandthaten entehre, und daher abgesetzt werden müßte! Zu Brixen wurde auch zugleich der Erzbischof von Ravenna, Wigbert, welchen Gregor exkommunicirt hatte, als Nachfolger auf dem päpstlichen Stuhle erwählt. Wigbert nahm den Namen Clemens III. an, und erhielt vom Kaiser das Versprechen, daß er ihn sobald als möglich in Rom einsetzen wolle. Heinrich würde vielleicht sein Versprechen sogleich erfüllt haben, wenn er sich nicht genöthigt gesehen hätte, seinem Nebenbuhler Rudolph entgegen zu gehen, der in Sachsen wieder eine sehr ansehnliche Armee zusammen gebracht hatte. Beide Heere trafen an der Elster, unweit Merseburg, zusammen, und lieferten eine blutige Schlacht. Der Sieg neigte sich Anfangs auf Heinrichs Seite; allein zuletzt mußte er doch das Schlachtfeld räumen. Aber auch der Verlust dieser Schlacht war ihm so gut als Sieg, weil in derselben Rudolph einen Arm verlor und auch eine tödtliche Wunde in dem Unterleib bekam. Als Rudolph sein Ende nahe fühlte, ließ er sich den abgehauenen Arm bringen, und äußerte darauf die denkwürdigen Worte: „Dies ist die Hand, womit ich dem Kaiser Heinrich Treue schwor, einen Eid, den ich auf Rom's Anstiften gebrochen habe, indem ich nach einer Ehre strebte, die mir nicht zukam.“ Rudolph ward zu Merseburg prachtvoll beerdigt, wo man noch sein Grabmal zeigt. Heinrich kam bald darauf nach Merseburg, und man rieth ihm, den Körper seines Gegners ausgraben zu lassen; allein er gab zur Antwort: „Lasset die Todten ruhen! Ich gönne allen meinen Feinden ein so prächtiges Grabmal.“

Nun zerstreute sich Heinrichs Gegenparthei, die mit ihrem Anführer den Muth verloren hatte, und des Kai-

sers Anhang vermehrte sich, da er Allen, die sich ihm unterwarfen, großmüthig verzieh. So suchte er auch mit den Sachsen Frieden zu machen; allein diese wollten mit einem exkommunicirten Oberhaupte nichts zu schaffen haben. Da seine Versuche vergebens waren, die Ruhe in Deutschland ganz herzustellen, und er dabei doch keine große Gefahr befürchtete, so ging er mit Heeres Gewalt nach Italien, um Gregoren abzusetzen. Heinrich belagerte Rom in drei Jahren drei Mal. Er war auch großmüthig genug, dem Papste Versöhnung anzubieten, (unerachtet alle die Verwirrungen und sein ganzes Unglück von ihm herrührten,) wenn er ihn zum Kaiser krönen und sich unterwerfen wolle; allein Gregor blieb unbeweglich. Denn als Heinrich Anstalten zu einem Sturm machte, warfen sich die Bürger dem Papste zu Füßen und flehten um Schonung der Stadt durch freiwillige Uebergabe. Der hartherzige Gregor gab aber zur Antwort: „Heinrich müsse zuvor noch einmal, wie zu Canossa, Buße thun, ehe die Rede von dem Schicksal der Römer und von Rom sein könne!" Erst im dritten Jahre wurde Rom erobert und Gregor flüchtete in die Engelsburg *).

Nun ward Clemens **III.** als Papst anerkannt und feierlich investirt, welcher auch 1084 den Kaiser Heinrich **IV.** mit seiner Gemahlin krönte. Gregor blieb in der Engelsburg eingeschlossen, und Heinrich kehrte nach Deutschland zurück, wo die Sachsen und übrigen Mißvergnügten bald nach seiner Abreise Herrmann von Luxemburg zum Kaiser erwählt hatten, und Heinrichs Anhänger auf alle nur denkbare Weise drückten. Heinrich besiegte die Empörer verschiedene Male. Es kam oft zu Vergleichen, die aber nicht gehalten wurden; auch unter den Mißvergnügten entstanden Uneinigkeiten, die sogar Ermordungen veranlaßten. Herrmann ward mehrmals geschlagen, und endlich auf einem seiner Schlösser erstochen, wo er verkleidet die Wachsamkeit seiner Soldaten prüfen wollte. Auch Eckbert, Markgraf von Thüringen, ward erstochen, einer der größten Gegner Heinrichs, der

*) Die Engelsburg ist jetzt ein vestes Schloß in Rom, an der Tiber. Ehemals war es das Begräbniß des Kaiser Adrians. Papst Gregor, mit dem Beinamen der Große, wollte im sechsten Jahrhunderte, zur Zeit einer Pest, einen Engel gesehen haben, der ein blutiges Schwerdt in die Scheide steckte. Daher die Benennung.

letzterm gleichfalls nach der Krone trachtete, und so schien Alles zu seinem Glücke sich zu vereinigen.

Unterdessen hatte aber Gregor den normännischen Robert Guiscard um Beistand angegangen, ungeachtet er früher alle Normänner, die sich in Italien vestgesetzt hatten, mit dem Banne belegte. Robert benutzte die Abwesenheit Heinrich's, überfiel Rom, eroberte es und befreite Gregoren aus der Engelsburg, der darauf nach Salerno ging, wo er 1085 arm und verachtet starb. Heinrich genoß aber doch nicht die Ruhe, die er sich von Gregors Tode versprach. Während er siegreich in Deutschland war, und sich immer mehrere Gegner unterwarf, gerieth alles in Italien in Unordnung und Verwirrung. Gregor's Parthei, unter Begünstigung der Normänner, erkannte Clemens III. nicht als Papst an, sondern erwählte den Abt von Monte Caßino und da dieser bald starb, so folgte ihm Urban II. (1088), ein Franzose von Geburt, der ehedem päpstlicher Gesandter in Deutschland gewesen war, und ganz wie Gregor dachte. Das Erste, wodurch Urban II. seine Wahl verkündigte, war, daß er Heinrichen und den von demselben erwählten Papst Clemens III. in den Bann that. Heinrich suchte diese Parthei mit Gewalt zu unterdrücken, es schien ihm auch Anfangs gelingen zu wollen; allein er hatte bisher seine besten Freunde, und selbst diejenigen, die er zu Glück und Ehren erhoben hatte, treulos gegen sich gefunden; nun sollte er sogar seiner Kinder Treulosigkeit erfahren.

Sein Sohn Konrad erklärte sich für den Papst, ward von den meisten Italienern als Kaiser anerkannt, und von Anselm, dem Erzbischof von Mailand, gekrönt. Da nun Heinrich IV. seines Sohnes Anhang so sehr anwachsen sah, daß er nichts Wichtiges gegen ihn zu unternehmen wagen konnte, so ging er nach Deutschland zurück, versammelte die Fürsten, sprach über seinen Sohn Konrad die Reichsacht aus, und ließ seinen zweiten Sohn Heinrich zu seinem Nachfolger wählen, und zu Aachen 1097 krönen. Heinrich IV. gebrauchte aber auch dabei die Vorsicht, daß er sich von seinem Sohne eidlich versprechen ließ, sich bei des Vaters Lebzeiten weder in die Reichsgeschäfte, noch auch in die Familienangelegenheiten mischen zu wollen, weil er besorgte, sein Sohn Heinrich möchte dem Beispiele seines Bruders folgen. Indessen schien es doch wieder, als ob Heinrich IV. die letzten Jahre seiner Regierung ruhiger verleben sollte; denn es

kam mit seinen beständigen Feinden, den Sachsen, und auch mit den Baiern zum Vergleich. Sein Sohn Konrad starb 1101 zu Florenz, und, wie Einige behaupten, an Gift; Andere glauben aber, aus Gram, weil er sich wenig geachtet sah, und merkte, daß seine Aufwiegler durch ihn blos ihre eigenen Absichten zu erreichen suchten.

Unterdessen war dem Papst Urban, Pascal II. auf dem päpstlichen Stuhle gefolgt. Die herrsüchtige Erhebung der Päpste über den Kaiser war nun schon gewissermaßen hergebrachte Sache, und Pascal ein Mann, der die erworbene Ehre des römischen Stuhls nicht sinken lassen wollte. So wie er sich in seiner Würde sicher glaubte, forderte er auch den Kaiser vor sein Gericht, und als dieser nicht erschien, exkommunicirte er ihn auf's Neue. Heinrich sollte keine Ruhe genießen und auch noch das Aeußerste erfahren. Alle Feinde wachten durch den erneuerten Bannfluch auf einmal wieder auf, und das Feuer der Empörung in ganz Deutschland glomm unter der Asche, um bei der geringsten Gelegenheit in volle Flammen verheerend auszubrechen. Man drang in Heinrich, sich mit der Kirche auszusöhnen. Auch wünschte Heinrich selbst, vom Banne losgesprochen zu werden; allein auf welche Art? Der Uebermuth des Papstes und das ehemalige Benehmen Gregor's ließ ihn alle Demüthigung und Beschimpfung befürchten, und er scheute daher ein persönliches Ansuchen um Lösung des Banns. Da nun Heinrich in seinen Entschließungen wankte, und die Sache sich in die Länge zog, so suchten seine Feinde seinen Sohn wider ihn aufzuwiegeln. Der junge Heinrich bezeigte nicht übel Lust, weil er besorgte, daß, im Fall sein Vater plötzlich stürbe, ohne vom Banne losgesprochen zu sein, er wol auch selbst des Reichs und der Kaiserkrone verlustig erklärt werden könnte. Sein Ehrgeiz billigte die Anregung der Feinde seines Vaters, nur band ihn der seinem Vater geleistete Eid, in Gemäßheit dessen er bei des Vaters Lebzeiten sich nicht in die Regierungsangelegenheiten mischen wolle. Diese Bedenklichkeit wußte jedoch der Papst zu heben; die damaligen und noch immer fortdauernden Begriffe von der Untrüglichkeit des sogenannten Statthalters Christi benahmen ihm sehr schnell alle Zweifel. Durch den Bannfluch war ja Jedermann des Eides ledig, den er Heinrich IV. geleistet hatte; Niemand war verbunden, irgend ein Versprechen einem Excommunicirten zu halten, im Gegentheil machte sich Jeder durch Erfüllung eines sol-

chen Eides des Bannes selbst theilhaftig. Diese Grundsätze brachten den jungen Heinrich zu dem Entschluß, seinen Vater zu verlassen, als dieser nach Sachsen zog, wo sich wieder große Unruhen entsponnen hatten. Zu den Mißvergnügten in Baiern begab sich der junge Heinrich, obgleich sein Vater die Erzbischöfe von Trier und Cöln mit Vorstellungen und Bitten an ihn sendete, um ihn von diesem so unchristlichen Vorhaben abzubringen. Heinrich's Sohn machte eine Gewissenssache daraus, behauptend: daß er mit einem Exkommunicirten nichts zu thun haben könne, und daß er sich verbunden fühle, die Einigkeit der Kirche und den schuldigen Gehorsam gegen den Papst wieder herzustellen. Es kam nun zum förmlichen Kriege; Heinrich's Sohn ging nach Sachsen und brachte ein Heer zusammen. Mit diesem Heere wollte er Regensburg belagern, ward aber von seinem Vater unvermuthet überfallen, und nahm die Flucht.

Bald darauf sammelte der junge Heinrich ein großes Heer in Schwaben und Baiern, und ging seinem Vater entgegen. Der Fluß Regen trennte beide Heere, und eine Schlacht schien nun den Ausschlag geben zu sollen. Die Großen von beiden Seiten suchten aber einen Vergleich zu stiften; Heinrich IV. war zwar bereit und willig zum Vergleiche, flüchtete aber nach Böhmen, da er eine Verrätherei gegen sich entdeckte, die ihn mißtrauisch auch gegen seine wirklichen Freunde machte und in Furcht setzte, daß er auf immer seine Freiheit verlieren könnte. Des jungen Heinrich's Anhang vermehrte sich nun, und um der Sache einen vollendeten Ausschlag zu geben, schrieb er einen großen Reichstag nach Mainz aus. Heinrich IV. bot seine letzten Kräfte auf, und wollte entweder die Zusammenkunft der Fürsten verhindern, oder selbst auch dort erscheinen, und mit Gewalt sein vielfach gekränktes Recht vertheidigen. Als der Sohn den Anzug seines Vaters hörte, ging er ihm bis Coblenz entgegen, unterwarf sich ihm, beredete ihn, sein Heer auseinander gehen zu lassen, und versicherte, daß die Sache die beste Wendung nehmen könne, wenn Einigkeit unter ihnen herrschte, da hingegen, wenn er so gerüstet erschiene, schwerlich an eine Versöhnung zu denken sei. Heinrich IV. hatte so oft seinen erklärten Feinden und Empörern verziehen, hatte sie mit Großmuth behandelt, sie sogar zum Zeichen seines Vertrauens mit Ehren und Würden belehnt, und war schändlich hintergangen worden, indem er dadurch seine Feinde

mächtig machte, und ihnen gegen sich selbst das Schwerdt in die Hand gab. Dies war auch jetzt bei seinem arglistigen, irregeleiteten Sohne der Fall. Heinrich IV. traute der heimtückischen Vorspiegelung seines Sohnes, ließ sein Heer bis auf einige hundert Mann auseinander gehen, und ward zu Bingen aufgehoben und nach Ingelheim in Verwahrung gebracht. Hierauf ging der treulose, verrätherische Sohn nach Mainz auf den Reichstag (1105); der päpstliche Gesandte wiederholte den Bann gegen den unglücklichen Vater, welcher förmlich abgesetzt, und sein Sohn als Heinrich V. zum Kaiser ausgerufen wurde. Zur Bestätigung der Wahl und zur Krönung waren die Reichskleinodien, (nämlich Krone, Scepter und Reichsapfel) nothwendig, und diese waren noch in Heinrich's Händen; man sandte daher die Erzbischöfe von Mainz und Cöln an ihn, um sie dem abgesetzten Kaiser, zu Ingelheim, abzufordern. Heinrich erstaunte über den Zweck dieser Gesandtschaft; er fragte nach seinem Vergehen, und erstaunte noch mehr, als ihm die Bischöfe hauptsächlich zum Vorwurfe machten, daß er auf eine schändliche Weise die Bißthümer um Geld vergeben hätte. „Wenn die Simonie mein Hauptverbrechen ist," erwiderte Heinrich tief gekränkt, „so könnt Ihr mich am Besten überführen. Ich beschwöre Euch bei dem lebendigen Gott, laut zu bekennen, was Ihr mir für Eure Würden habt bezahlen müssen!" Die Bischöfe konnten nicht verhehlen, daß sie ihre Beförderung blos seiner Großmuth zu verdanken hätten. „Nun dann," fuhr Heinrich in gerechtem Unwillen fort, „so vergeltet nicht mein Wohlwollen auf eine so unwürdige Art; verletzt nicht Euern Eid der Treue, und werdet nicht Mitgenossen derer, die ihre Hand gegen ihren Herrn erheben!" Die Bischöfe gaben darauf die ganz unchristliche Antwort: „Ihr seid vom Statthalter Gottes in den Bann gethan. Wen dieser verwirft, der ist von Gott verworfen. Er hat das Reich von Euch genommen, und Eurem Sohne gegeben; wir richten den Willen Gottes aus, wenn wir den Befehlen des Reichstags gemäß verfahren." Heinrich IV. legte alsdann den kaiserlichen Schmuck an, kam wieder, setzte sich auf einen Stuhl und sprach die denkwürdigen Worte: „Priester, Gott bestimmte Euch, Boten des Friedens und Prediger des Rechts zu sein. Durch Euch selbst und durch die Fürsten bin ich zum Kaiser des Reichs gekrönt worden. Ich werde die Zeichen meiner Würde, deren ich durch keine Schandthat

verlustig ward, nicht gutwillig fahren lassen. Wollt Ihr Eure Hände an Euren rechtmäßigen Herrn legen, und den Zorn Gottes durch eine ruchlose That reizen, wohlan! ich bin außer Stande, mich zu vertheidigen!" So beweglich diese Worte auch waren, so wenig wurden doch die gefühllosen Bischöfe dadurch gerührt, sie nahmen vielmehr Heinrich IV. die Krone vom Haupte, zogen ihn vom Stuhle und beraubten ihn des kaiserlichen Schmucks. „Allmächtiger Gott!" rief der entthronte Kaiser wehmüthig bei dieser Mißhandlung, „an Dir, Allgütiger! habe ich gesündiget, nicht aber an diesen gottlosen Werkzeugen Deines Zorns, nicht an meinem Sohne, dem wenige Jahre den Thron doch gegeben haben würden. Wenn Du diese meineidigen Verräther, wenn Du meinen Sohn strafest, wie Du gewiß thun wirst, so gieb ihnen Zeit zur Reue!" Heinrich V. begnügte sich aber damit noch nicht, daß er seinen Vater vom Throne gestoßen hatte, er ließ ihn auch noch in seiner Verwahrung, zu Ingelheim, Mangel leiden! „Mein Vater," behauptete der ganz irre geleitete Heinrich V., „ist seiner Sünden wegen in den Bann gethan, und ich würde Gott und den Papst beleidigen, wenn ich anders handelte." In dieser schmerzvollen Lage wandte sich Heinrich IV. an den Bischof von Speier, Gertrade, dem er dieses Bißthum gegeben hatte, und bat denselben, ihm doch ein Kanonikat zu bewilligen; aber auch diese Bitte ward dem unglücklichen Kaiser abgeschlagen, weil der Bischof ohne Zweifel exkommunicirt worden wäre, wenn er ihm sein Gesuch gewährt hätte. Heinrich vergoß Thränen bei der abschläglichen Antwort, und äußerte darauf die demüthigen, verzweiflungsvollen Worte: „Meine Freunde, habt wenigstens Erbarmen mit mir in meinem Elende, die Hand des Allmächtigen hat mich getroffen!" In dieser unglücklichen Lage fand der zu bemitleidende Heinrich doch Gelegenheit, durch schlaue Vermittlung aus seinem Gefängnisse zu entkommen. In Mönchskleidung kam er nach Cöln, und wurde sogleich als rechtmäßiger Kaiser erkannt; darauf ging er nach Lüttich, und fand in den Niederlanden Freunde, die ein Heer zusammenbrachten. Auch schrieb er an alle Fürsten der Christenheit, und bat sie um Hülfe gegen die Ungerechtigkeit seines gefühllosen Sohnes. Nicht minder schrieb er an den Papst, und versprach, der Kirche in Allem genug zu thun, was er unbeschadet seiner Krone zu thun vermöchte. Heinrich V.

ließ aber auch ein allgemeines Aufgebot in allen seinen Staaten ergehen, und rüstete ein Heer von 20,000 Mann gegen seinen Vater. Ehe jedoch etwas entschieden wurde, starb Heinrich IV. zu Lüttich den 7ten August 1106, im 56sten Jahre seines Alters, und im 49sten seiner Regierung. Der Bischof von Lüttich ließ Heinrich IV., seinem Stande gemäß, in der Kathedralkirche begraben; allein auch nach dem Tode seines Vaters bezeigte sich Heinrich V. unnatürlich. Letzterer zwang nämlich den Bischof, den väterlichen Leichnam wieder aus der Gruft heben zu lassen, weil nach den Grundsätzen der römischen Kirche der Körper eines Exkommunicirten keines ehrlichen Begräbnisses würdig sei. Man brachte den kaiserlichen Leichnam anfänglich auf eine kleine Insel in der Maas, wo er unbeerdigt ausgestellt wurde, und wo Niemand, als ein Einsiedler aus Jerusalem seiner achtete, der aus eigenem Antrieb Bußpsalmen an des Kaisers Sarge sang. In der Folge ließ Heinrich V. die Gebeine des Verstorbenen nach Speier bringen, wo sie in einer Kapelle fünf Jahre unbegraben standen, bis der Papst endlich die Lossprechung vom Banne ertheilte. Nach diesem päpstlichen Machtgebote ließ Heinrich V. seinen Vater prachtvoll beerdigen, um doch den Schein zu haben, daß er nicht gegen den Vater, sondern nur gegen den Exkommunicirten so hart gehandelt habe.

Auch Heinrich's V. Regierung war voll Unruhe, Kriege und Gefahren. Gleich im ersten Jahre seiner Regierung zerschmetterte ein Blitzstrahl seinen Schild und sein Schwerdt, das er an der Seite trug. Bei diesem Ereigniß äußerte man laut: „Nicht das Schwerdt, nein, den Verbrecher selbst, der den Vaterfluch auf sich geladen, hätte der Blitz zu Boden schmettern sollen!" Heinrich V. lebte eben so in Unfrieden mit den Päpsten, wie sein Vater, und beinahe wäre er auch, vom Bannfluch verfolgt, gestorben, und unbegraben, wie jener, über der Erde liegen geblieben. Er starb zu Utrecht 1125, und ward zu Speier beerdigt.

Ueber das öffentliche Verhältniß der evangelischen Kirche sprach ein Wahrheitsfreund Sachsens ernste Worte, welche ich an diese abschreckende Schilderung des päpstli-

chen Despotismus zu reihen mir erlaube, indem ja dieser so hochwichtige Gegenstand die Kräfte aller für evangelisches Licht empfänglichen Menschen gar sehr in Anspruch nimmt.

Es soll hier nicht wiederholt werden, bemerkt Dr. Tittmann in seiner trefflichen Schrift: „Die evangelische Kirche im Jahre 1530 und im Jahre 1830,“ was schon so oft gesagt worden ist, daß die bis zur Auflösung des deutschen Reichsverbandes bestandene gesetzliche Stellung unserer Kirche ihr große Vortheile gewährt habe, deren Verlust höchlich zu beklagen ist. Die Nothwendigkeit, ihr diesen Verlust zu ersetzen, und dafür zu sorgen, daß sie als ein Ganzes vor dem Vaterlande dargestellt und von ihren Fürsten wieder, wie ehemals, vertreten werde, ist so einleuchtend, daß es unbescheiden wäre, zu zweifeln, daß unsere Fürsten auf diesen für die Ehre und Sicherheit der Kirche, und selbst für die künftige Ruhe gleich wichtigen Gegenstand in ihrer Weisheit nunmehr Bedacht nehmen werden. Unmöglich kann man sich mit der Vorstellung beruhigen, daß die so weit vorgeschrittene Bildung der Völker die Rückkehr jener Gefahren nicht fürchten lasse, gegen welche die alte Reichsverfassung Schutz gewährte. Jener Geist der Finsterniß und Herrschsucht, welcher einst jene Gefahren schuf, ist nicht gedämpft, er regt sich von Neuem; ja man irrt, wenn man auch nur glaubt, er sei durch die Zeit milder geworden; gelindere Worte machen die böse Sache nur verführerischer, nicht besser. Will Rom Rom bleiben, so kann es keinen andern Geist annehmen; es schweigt, wenn es sich schwach fühlt, und erwartet seine Zeit; aber es kann nichts aufgeben, ohne Alles zu verlieren; so lange es keine katholische Kirche gibt ohne einen Papst, so lange ist die römisch-katholische Kirche nothwendig in einer kriegerischen Stellung gegen die evangelische Kirche, deren ganzer Besitzstand gilt für Usurpation, ihr Dasein selbst für illegitim; die ketzerischen Fürsten selbst sind in den Augen Roms nur Usurpatoren ihrer Reiche; Rom macht ihnen noch immer Bedingungen, unter welchen sie einstweilen über die Gläubigen herrschen dürfen: dies ist römischer Seits der Sinn der Konkordate!

Man sage nicht, dies sei blos sonst die Meinung gewesen. Wann hat denn der Nachfolger Petri erklärt, daß er die Anmaßung aufgebe, daß alle weltliche und geistliche Macht nichts als ein Ausfluß der Machtvollkommen-

heit des Statthalters Christi sei? Oder will man warten, bis die evangelische Kirche, in einzelne Landeskirchen getrennt, als ein Ganzes nicht mehr sichtbar, nach und nach verkümmert, mit Gewalt angegriffen werde? Ist nicht der Groll hier und da bereits bis zum Fanatismus gesteigert? Weiß man, von welcher Seite der Anfang eines Religionskrieges kommen kann? Darum mögen wir unsere Fürsten herzlich bitten und freimüthig ermahnen, daß sie endlich dazu thun, daß sie als Glieder des deutschen Bundes einen der jetzigen Zeit gemäßen evangelischen Bund schließen, ähnlich dem, durch welchen unsere Kirche früher vor dem gesammten deutschen Vaterlande vertreten und beschützt worden ist.

Es ist kein Friede; der heimliche Krieg hat nie aufgehört; jetzt scheut man sich schon nicht mehr, den alten Kampf offen zu beginnen, auch die alten Satelliten Roms sind wieder in voller Arbeit, und man glaubt gewiß nicht zu täuschen, wenn man die Hoffnung ausspricht, daß die Zeit nahe sei, wo die römische Kirche wieder zu dem Ihrigen kommen werde; es ist gewiß vollkommener, bitterer Ernst. Wenn die Klügeren schweigen, so beweiset dies nicht, daß sie nicht eben so denken; gefährlicher, als alles Toben eines Volkes, ist das Schweigen der Priester Roms. Welche Aussichten hat unsere Kirche? Mit welchen Hoffnungen hat sie ihr viertes Jahrhundert angetreten? Muß sie fürchten, daß sie wirklich unterliegen müsse, daß ihr vielleicht nach abermal hundert Jahren zur Feier ihres Jubiläums nichts mehr übrig sein werde, als eine traurige Erinnerung voll Schmerz und Sehnsucht? Das sei ferne! Es ist umsonst, daß Rom hofft, seine alte Herrschaft wieder zu erlangen; die Hierarchie Roms hat sich selbst überlebt, sie hat ihre moralische Kraft verloren; einmal verachtet, wird sie nie wieder angebetet werden; ihr völliges Versinken kann aufgehalten, aber nicht verhindert werden. Alle menschliche Größe erlangt nur einmal den Gipfel ihrer Macht; einmal herabgesunken, kann sie ihn nie wieder erreichen, sie erhebt sich nur wie ein Schatten, um auf immer in Nacht zu versinken.

Die gegenwärtige Generation gehört dem Katholicismus nicht an, Rom kann sie nicht brauchen; aber es hat keine Zeit, sich eine neue, ihm dienstbare zu bilden; der unaufhaltsame Flug des Geistes, der nach dem Lichte gerichtet ist, wird von den bleiernen Fittichen der Finsterniß nicht ereilt werden; was nicht in der Wahrheit ist, muß

endlich untergehen! Dennoch ziemt es uns, das Unsrige zu thun, und unsere Kirche nicht zu verlassen und zu versäumen. Die Liebe verbietet nicht, wachsam zu sein; Friede besteht nur in der Wahrheit. Darum halte, was du hast, daß Niemand deine Krone nehme; unserem Kampfe den Sieg zu geben zu seiner Zeit, ist Gottes Sache *)! —

Beilage 5.

Wenn in der Vorzeit der Metropolit an der Spitze seiner Provinzialbischöfe von der Rechtgläubigkeit und den sonst erforderlichen Eigenschaften des neu gewählten Bischofs sich überzeugt, und ihn ordinirt hatte: so setzte er sogleich die gesammten Kirchen davon in Kenntniß; der Gewählte selbst aber begann mit diesen die Gemeinschaft durch seine Briefe an die Bischöfe, welche gewöhnlich das Glaubensbekenntniß enthielten, und unter dem Namen epistolae pacificae, seu communicatoriae bekannt sind. Mehrere Jahrhunderte hindurch schickten die römischen Bischöfe nach ihrer Wahl Kommunikationsbriefe und ihre Glaubensbekenntnisse den Bischöfen der gesammten Kirchen zu, und wurden durch diese allgemeine Bestätigung von Seiten der ganzen Kirche für rechtmäßige Bischöfe erklärt.

Einige Metropoliten eigneten sich später das Recht zu, sich von den Bischöfen kanonische Obedienz geloben zu lassen, welches aber nur in einigen Provinzen, namentlich in der römischen, üblich ward. Als aber die Päpste die ihnen gesetzten Schranken überschritten, und die Bischöfe immer mehr und mehr als ihre Vasallen betrachteten, ließen sie sich von diesen einen Unterwerfungseid leisten. **Bonifaz**, Deutschlands Apostel, schwor dem Papste **Gregor II.** kanonischen Gehorsam, und versprach insbesondere, daß er es mit dem Papste halten, und dessen Vortheil befördern

*) Man vergleiche Denkwürdigkeiten für Sachsen, Nr. 37. vom 10ten Mai 1831. S. 147 und 148.

wolle. Gregor II. verordnete 742 auf einem Koncil zu Mainz, daß alle Metropoliten, bei Ansuchung um das Pallium, denselben Eid leisten sollten. Gregor VII. schrieb 1079 im Koncil zu Rom einigen weltlichen Fürsten und dem Erzbischof von Aquileja, die er als seine Lehnsleute ansah, einen besondern Lehnseid vor. Pascal II. verlangte diesen Lehnseid von allen Erzbischöfen, die das Pallium von Rom erhielten, und von den Bischöfen der römischen Provinz. Sie weigerten sich zwar, aber es gelang dem Papste, seinen Willen durchzusetzen. Clemens VIII. machte diesen Eid im Jahre 1596 durch mehrere Zusätze noch kurialistischer, und trug diese Eidesformel in's **Pontificale romanum** ein. Urban VIII. ließ 1644 eine Revision vornehmen, und so entstand die Form, in welcher der Eid noch jetzt abgelegt wird, und zwar von allen Bischöfen, indem ja dem Papste das Konfirmationsrecht eingeräumt worden ist. Dieser Eid nun ist unbezweifelt ein Vasalleneid, der für die Ruhe der Staaten höchst gefährliche Klauseln enthält, die bischöflichen und die Majestätsrechte unläugbar verletzt, indem er das Gewissen der Bischöfe in die Mitte nimmt zwischen dem Eid, den sie als Unterthanen dem Regenten leisten, und dem, welchen sie dem Papste ablegen. Ein Bischof schwört nämlich noch heut zu Tage so, wie folgt:

„Ich werde getreu und gehorsam sein unserm Herrn, dem Papste, und seinen rechtmäßigen Nachfolgern. Ich werde weder durch Rath, noch durch die That etwas beitragen, daß sie, aus was immer für einem Scheingrunde, beleidigt werden sollen. Was sie mir entweder selbst, oder durch ihre Nuntien, oder durch Briefe anvertrauen werden, will ich wissentlich zu ihrem Schaden Niemandem eröffnen. Das römische Papstthum und die Regalien des heiligen Petrus werde ich, so weit es meine bischöfliche Würde zuläßt, gegen Jedermann zu erhalten und zu vertheidigen suchen.

Eben so werde ich auch die Rechte, Ehren, Privilegien und das Ansehen der heiligen römischen Kirche, unsers Herrn, des Papstes und seiner Nachfolger zu erhalten, zu vertheidigen, zu vermehren, und zu erhöhen bedacht sein. Und, wenn ich erfahren werde, daß von wem immer etwas dagegen gehandelt, oder eingeleitet werden sollte: so will ich es aus allen

Kräften verhindern, und sobald es mir möglich ist, dem Papste anzeigen."

Jeder Bischof schwört ferner, daß er alle drei Jahre nach Rom reisen, dort seinem Herrn, dem Papste, über Alles Rechenschaft geben, die apostolischen Befehle in Demuth annehmen und mit dem größten Fleiße vollziehen, auch nicht die geringste Veränderung mit seinen Tafelgütern vornehmen wolle, ohne zuvor die Genehmigung des Papstes zu erbitten. Auch muß der Bischof geloben: „Ketzer, Schismatiker und alle die, welche sich dem Papste, oder seinen Nachfolgern widerspenstig beweisen, will ich so viel ich nur vermag, verfolgen und bekämpfen!"

Nicht minder heißt es in dem von Pius **IV.** vorgeschriebenen Glaubensbekenntnisse, welches die Bischöfe vor ihrer Einweihung ablegen müssen:

„Ich nehme an und bekenne mich laut zu allen übrigen Punkten, welche die acht und achtzig Kanones, die allgemeinen Koncilien und besonders das Tridentiner Koncilium vorschreiben und vestsetzen; ich verwerfe demnach Alles, was diesem zuwider ist, alle Irrthümer, welche die Kirche verdammt und mit ihren Bannstrahlen verworfen hat, und ich selbst verdamme und verfluche sie; ich verspreche endlich mit Gottes Beistande, bis zum letzten Hauche meines Lebens den katholischen Glauben, welchen ich gegenwärtig bekenne, beständig und unverletzlich zu bekennen, und dafür zu sorgen, daß auch die, welche meiner Sorge anvertraut sind, ihn bekennen und seine Lehren vertheidigen. Das verspreche, bekenne und schwöre ich, so wahr mir Gott und das heilige Evangelium helfe *)!

Der seinem Zeitalter weit vorgeschrittene und den Aberglauben rastlos bekämpfende Kaiser Joseph **II.** erkannte das Gefährliche eines solchen Eides, und befahl deshalb in einer Verordnung vom 1sten September 1781, daß die Bischöfe den Staatseid vor dem päpstlichen Eide ablegen sollten, so wie auch, daß dieser letztere nur in so weit abgenommen werde, als der Inhalt desselben mit dem ursprünglichen ächten Sinne **professionis obedientiae canonicae** übereinstimmt, und in so fern er den Majestätsrechten und den Unterthanspflichten nicht widerstreitet.

---

*) Man vergleiche die Schrift: „Rom und Belgien" S. 79 u. f.

Ein zu Augsburg 1808 erschienenes, sehr interessantes theologisches Gutachten: „Ueber den Eid der Bischöfe an den Papst, und über das Glaubensbekenntniß" bestätigt die Behauptung, daß auch die vom Kaiser Joseph II. gesetzlich verordnete Beschränkung des von den Bischöfen dem Papste zu leistenden Eides noch keineswegs alle Bedenklichkeiten beseitigt. Der Abt Tanzini nannte den Eid, welchen die Bischöfe dem Papste leisten, wol sehr richtig „einen Fundamentalüberrest der Hildebrandischen Politik."

Beilage 6.

Kaiser Joseph II.

geb. den 13ten Mai 1741, wurde Kaiser von Oesterreich 1764, und starb den 20ten Februar 1790.

Kaiser Joseph II. war ohne Zweifel einer der außerordentlichsten und schätzenswerthesten Regenten, die jemals gelebt haben. Edel, heldenmüthig, patriotisch, feinfühlend, im höchsten Grade wohlthätig, nur für die Glückseligkeit Anderer lebend, die ganze Welt mit seinen menschenfreundlichen Absichten umfassend, sich unaufhörlich für das Gute aufopfernd, stets mit Widerwärtigkeiten und Unglück kämpfend, wurde er bei seinem Leben verkannt, verlästert, verketzert; nach seinem Tode aber innig beweint und verehrt. Schon in zarter Jugend hatte er ein seltsames Schicksal. Der König von Preußen und der Kurfürst von Baiern, mit den französischen Hülfsvölkern, drangen auf zwei Seiten mit Heeresmacht in die kaiserlichen Erbstaaten, machten schnelle Fortschritte und Alles schien verloren. In diesem bedrängten Zustande bat seine Mutter Maria Theresia die tapfern Ungarn um Schutz; sie nahm ihren kleinen Prinzen Joseph auf

*) Entnommen aus Graf Wackerbarb's Walhalla. Erstes Heft. Dresden, in der Waltherschen Hofbuchhandlung, 1829. Seite 157 — 173. und aus andern Quellen.

den Arm, erschien 1741 in der Nationalversammlung, und sprach die kräftigen, erfolgreichen Worte:

„Von meinen Freunden verlassen, verfolgt von Feinden, angegriffen von meinen nächsten Verwandten nehm' ich meine Zuflucht zu Eurer Treue. Ich übergebe Euern Händen den Sohn Eurer Könige, sein Heil von Euch erwartend!"

Einmüthig antworteten die edlen Ungarn, den Säbel ziehend: „**Moriamur pro Regina nostra Maria Theresia!**"

Die Begeisterung der Ungarn rettete die bedrängte Königin und ihren Sohn. Der Graf von Khewenhüller vertrieb mit einer starken Armee die Baiern und Franzosen aus Oesterreich, und durch Englands Einfluß bewogen, schloß der König von Preußen unter sehr vortheilhaften Bedingungen 1742 den Breslauer Frieden. Joseph studirte in seiner Jugend fleißig die Mathematik, um seinen Verstand zu schärfen, nicht minder die Musik, um seine Gefühle zu verfeinern. Auch in späteren Jahren beschäftigte er sich noch sehr gern mit der Musik, so wie Friedrich der Große, und komponirte auch selbst vielerlei Sachen. Als er einst ein recht gelungenes Stück gesetzt, und es heimlich zu Schönbrunn unter andere Musikalien während eines Konzerts gelegt hatte, wo dasselbe auch wirklich mit aufgeführt wurde, fragte er hierauf den Musikdirektor Mozart: „Wie gefällt Euch das Stück?" Der geniale Mozart antwortete: „Gut; aber der Kaiser Joseph noch viel besser!" Im Jahre 1768 machte er eine Reise in's preußische Lager nach Neiße in Schlesien, wo er Friedrich den Großen persönlich kennen lernte. Im Jahr 1772 unternahm er eine Reise nach Böhmen, wo eine schreckliche Hungersnoth wüthete; seine wohlthätige Gegenwart rettete viele Tausende vom Tode. In einigen darauf folgenden Jahren durchreisete Kaiser Joseph II. Steiermark, Kärnthen, Krain, die Seestädte am adriatischen Meere, Kroatien, Slavonien, Ungarn, Siebenbürgen, und vorzüglich auch sein geliebtes Böhmen. Wohin er kam, erschien er überall nur mit einem kleinen Gefolge ohne alle Pracht; er betrat die Paläste seiner Großen nicht, sondern stieg gewöhnlich in Gasthöfen ab, schlief wenig und aß noch weniger; überall bezeigte er wahre Achtung für das Volk. Sobald er in eine Stadt kam, sich erkannt und von vielen Menschen umringt sah, erhob er sich von seinem Sitze, befahl langsam zu fahren, und zeigte sich sei-

nem Volke stehend und mit entblößtem Haupte. Jedes gewählte Wirthshaus ward zu einem Kontrolleurhaus von Wien. Eine Tafel verkündigte dem Volke das Dasein der kaiserlichen Kanzlei.

Immer ging des Kaisers erste Aufmerksamkeit auf die öffentlichen Aemter; er prüfte das ganze Soldatenwesen, untersuchte den Zustand der Vestungen, besah die Vorrathshäuser, die Fabriken, die Krankenhäuser, die Schulen, sogar die Gefängnisse und Zuchthäuser, schuf überall Verbesserungen, linderte das Elend, und beglückte die niedergedrückte Menschheit.

Der Kaiser unternahm 1777 abermals eine große Reise durch Deutschland und die Schweiz nach Frankreich, in der Absicht, dieses Königreich, wo seine Schwester mitregierte, und das durch seinen Nationalgeist stets so sehr ausgezeichnete Volk näher kennen zu lernen. Er durchreiste daher Frankreich von einem Ende bis zum andern, von der Normandie bis nach der Provence, von Champagne bis nach Bretagne, untersuchte die wichtigsten Seehäfen und Handelsstädte, und ging sogar über die Pyrenäen nach Spanien. Im Jahre 1779 begann er eine Reise durch Polen nach Mohilew, und besah das russische Reich von Petersburg bis Moskau.

Die Geschichte zeigt uns wenig Beispiele, wo ein Monarch so viele und so anhaltende Reisen gemacht hätte, als Kaiser Joseph II. Sein lebendiger Geist war unaufhörlich thätig; nur wenige Zeit seines rastlosen Lebens entfloh, wo er nicht entweder mit Arbeit daheim, oder auswärts mit Reisen in seinen und fremden Staaten beschäftigt gewesen, einzig und allein, um seine 40 Millionen Unterthanen auf den höchsten Gipfel der Glückseligkeit zu erheben.

Die großen Reisen verhinderten ihn keineswegs an seinen wichtigen Staatsgeschäften; er regierte seine so große Ländermasse mit Ordnung und Aufmerksamkeit, gleichviel, ob er sich in Wien, Hermannstadt, Paris, oder sonst irgend wo anders befand; überall hin schickte er seine Befehle, die er zu Paris, Rom, Petersburg oder Hermannstadt diktirt unterschrieb.

Die Früchte seiner Reisen waren groß und heilbringend. Ihm allein hatte man es zu verdanken, daß Oesterreich, nach dem siebenjährigen Kriege eines so langen, beglückenden Friedens genoß, daß sein innerer Finanzzustand sich auf einer vorher nie gesehenen Glücksstufe befand, daß die kai-

serlichen Heere im vollkommensten Zustande aller Welt Trotz bieten konnten, daß in allen bürgerlichen Aemtern eine lobenswerthe Thätigkeit herrschte, daß die Religion von Mönchsstand gesäubert, daß so viele nützliche Fabriken theils neu angelegt, theils die alten verbessert wurden, und daß eine freiere und wohlthätigere Denkungsart in allen kaiserlich österreichischen Staaten herrschte.

Joseph's II. erste Reisen wurden 1764 zu seiner Krönung nach Frankfurt, und 1765 zu dem Beilager seines Bruders Leopold (nachherigen Kaisers) nach Insbruck unternommen. Im Jahre 1766 reisete er nach dem Bannat, um die Klagen des daselbst von einigen Großen gedrückten Volks anzuhören und es in seinen Schutz zu nehmen.

Eine etwas entferntere Reise unternahm er 1769 nach Italien, wo er Venedig, Rom, Neapel, Livorno, Florenz, Genua und Turin sah. Im Jahre 1781 durchreiste er die von seinen Staaten so weit entlegenen österreichischen Niederlande, untersuchte seine am deutschen Meere gelegenen Seehäfen, setzte seine Reise nach den vereinigten Niederlanden oder Holland fort, und hatte Gelegenheit, das reinlichste Volk von Europa kennen zu lernen.

Die Anwesenheit des Papstes Pius VI. in Wien veranlaßte eine neue Reise des Kaisers nach Italien, der alle die reichen Zuflüsse abgeschnitten, wodurch Rom auf Kosten der Erbländer vorher unaufhörlich bereichert worden war. Man fürchtete nicht ohne Grund für die Sicherheit des großen Monarchen in der italienischen Luft; allein Gottes Allmacht und Vaterhuld beschützten den unermüdeten Kaiser Joseph II. Er durchstrich Italien bis an die Spitze von Neapel, hatte mit keinen Dolchen und Giften zu kämpfen, und gelangte auch diesmal glücklich in seine Staaten zurück. Ein Jahr nach seiner Rückkehr unternahm er im Umkreis seines weiten Gebiets eine neue Reise von mehr denn 600 deutschen Meilen, besuchte die vorher noch nicht berührten Gegenden, eilte dann über ungebahnte Straßen, durch halbwilde raubgierige Völkerschaften, bis Cherson, wo er mit der russischen Kaiserin Katharina II. eine freundschaftliche Zusammenkunft hatte.

Kaum zur Regierung, nach dem Tode seiner Mutter Maria Theresia, gelangt, bezeichnete er gleich seine ersten Schritte mit zwei segensvollen Handlungen für's ganze Menschengeschlecht: er gab das Toleranz-Edikt heraus, und führte eine unbeschränkte Preßfreiheit ein.

Kaiser Joseph II. hatte die italienische Oper aufgehoben, die Opernsänger verabschiedet, und statt derselben ein französisches Theater an seinem Hofe zu begründen erlaubt. Die Mitglieder desselben wurden in dem nahe bei Wien befindlichen kaiserlichen Lustschlosse Schönbrunn aus der kaiserlichen Küche gespeiset. Ihr Uebermuth machte aber ihrem Spiele bald ein Ende.

Einst ging der Kaiser durch den Saal, wo die Theaterhelden und Prinzessinnen trefflich speiseten. Mit Keckheit sprang sogleich einer der französischen Schauspieler auf, dem Monarchen ein Glas Wein darbietend, die ungestümen Worte ausrufend:

„Diesen Wein tischt man uns als Burgunder auf! Kosten Sie den Krätzer! Kosten Sie!"

Der Kaiser trank prüfend, und sagte:

„Ja, der Wein ist, wie ich ihn trinke; aber freilich für Leute Ihrer Art ist er zu schlecht. Sie müssen schon nach Frankreich gehen, um ihn besser zu erhalten."

In zwei Stunden zeigte der kaiserliche Kammerherr der ganzen Gesellschaft an, daß sie einzupacken Anstalt machen möge, und ohne Gnade mußten alle gleich auf der Stelle fortreisen.

Als Joseph II. das französische Theater in Wien eingehen ließ, beklagte sich der französische Gesandte Breteuile darüber, und äußerte unter andern:

„Nun habe ich gar kein Vergnügen mehr; was soll ich nun machen?"

Der Kaiser versetzte:

„Machen Sie's, wie mein Gesandter in Paris: der lernt Französisch."

Kaiser Joseph II. wollte sich zur Armee begeben, war nicht recht gesund, hatte die Geschäfte, Behufs seiner Abreise, so eben in Ordnung gebracht, sogar schon sein Testament unterzeichnet, kam aus seinem Kabinet, und ging durch einen schwach beleuchteten Gang in seine Sääle. Hier begegnete ihm ein junger Offizier, ohne Uniform, der mit den Schreibern des Kaisers in freundschaftlichen Verhältnissen stand, und den folgenden Tag abreisen sollte; aber da seine zärtlich geliebte Mutter fast schon in den letzten Zügen lag, wollte er mit seinen Freunden über seine Verlegenheit sprechen. Der Kaiser erkannte und fragte ihn:

„Was wollen Sie?"

Der junge Mensch antwortete:

„Ich wollte zu Herrn Danton gehen."

Der Kaiser war so unbeschreiblich gütig, ihn hinführen zu wollen. Dadurch kühn gemacht, erzählte der junge Offizier ihm seine beklommene Lage, wo zwei Pflichten mit einander stritten.

Der Kaiser sprach: „Sie müssen Ihre Abreise verschieben Sie waren Sohn, ehe Sie Soldat wurden!"

Im Jahre 1809 errichtete man diesem großen und menschenfreundlichen Kaiser zu Wien auf dem Hofplatze ein Denkmal, seine Bildsäule zu Pferde, mit folgender Inschrift am Fußgestelle:

Imp. Josepho II. Augusto.

Qui felicitati publicae non diu, sed totus vixit.

Dieser ehrenvolle Beweis eines dankbaren Andenkens gereicht seinem Neffen, dem Kaiser Franz I., zum dauernden Ruhme.

Eine herrliche That Joseph's II. kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen.

Als er einst, wie gewöhnlich, ganz einfach mit zwei Pferden sich selbst spatzieren fuhr, lief ihm ein kleiner Junge nach, und schrie unaufhörlich:

„Gnädiger Herr! mir einen Gulden; denn meine Mutter ist krank, will sterben, und kein Arzt will, ohne einen baaren Gulden zu erhalten, zu ihr kommen!"

Der Kaiser ließ ihm durch seinen Kutscher einen baaren Gulden reichen, fuhr gerade zur Mutter des Jungen, fand sie wirklich sehr krank und arm, verlangte Papier, Dinte und Feder, sagte, er sei der Arzt und wolle ihr ein Recept verschreiben, setzte sich hin, schrieb:

„Der Ueberbringerin dieses sind im Schatz sogleich 100 Dukaten baar auszuzahlen. Joseph."

wünschte ihr eine gute Gesundheit und entfernte sich.

Kaum ist der Kaiser weg, so kommt der treue Sohn mit dem um einen Gulden erkauften Arzte zu seiner armen Mutter, die versichert, der Arzt sei schon da gewesen und das Recept läge auf dem Tische. Wie der Arzt das Papier erblickt, so ruft er aus:

„Der Kaiser ist selbst da gewesen, und sie soll 100 baare Dukaten haben!“

Die unaussprechliche Freude machte die Arme plötzlich gesund, sie sprang aus dem Bette, fiel auf ihre Knie und bat Gott um Erhaltung des großmüthigsten, edelsten Kaisers.

Als dieser denkwürdige Kaiser sich einst mit dem berühmten Hofrath Schmidt über dessen schriftstellerische Arbeit unterhielt, äußerte er gegen diesen ächt originell:

„Schonen Sie Niemanden, auch mich nicht, wenn Sie mit Ihrer Geschichte so weit kommen. Meiner Vorfahren und meine Fehler sollen die Nachkommen belehren.“

Bekanntlich wollte Joseph II. gern allen Menschen aufhelfen und sie möglichst glücklich machen. Er war der Erste in ganz Deutschland, der die Numerirung der Häuser in allen Städten anbefahl. Da dies nun sehr Vielen als etwas ganz Ungewöhnliches vorkam, so machten die großen Herren überall selbst mit ihren eigenen Häusern oder Palästen den Anfang, z. B. der Fürst von Esterhazi bezeichnete eigenhändig seine Wohnung mit Numero 1.

Wie gern der Kaiser wohlthat, beweist unter Andern auch folgende Begebenheit:

Eine Wittwe, die sich selbst Oberlieutenantin nannte, begleitet von ihren 4 Söhnen, überreichte dem Kaiser eine Bittschrift, worin sie um einen jährlichen Gnadengehalt nachsuchte. Sie hatte nämlich sehr jung Kriegsdienste genommen, sich durch Muth und Unerschrockenheit bei jedem kriegerischen Vorfall äußerst vortheilhaft ausgezeichnet, die Stelle eines Oberlieutenants erhalten, war aber nach Entdeckung ihres Geschlechts abzugehen gezwungen worden, hatte dann einen Unterlieutenant geheirathet, von diesem 4 Söhne geboren, und befand sich nun in sehr übeln Verhältnissen. Joseph schenkte ihr sogleich 300 Gulden und setzte ihr einen Jahrgehalt von 200 Dukaten oder 1000 Gulden aus.

Als hellsehender und vorurtheilsfreier Fürst hob er alles Fasten auf.

König Friedrich II. von Preußen schrieb einst an Voltaire über den Kaiser Joseph Folgendes: „Joseph ist ein Kaiser, wie Deutschland lange keinen gehabt hat. Erzogen in der Pracht, hat er doch einfache Sitten angenommen; unter Schmeicheleien groß geworden, ist er doch bescheiden; entflammt von Ruhmbegierde, opfert er doch seinen Ehrgeiz der Pflicht auf.“

Joseph verstattete auch, daß Jeder seiner Unterthanen wöchentlich zwei Mal mit ihm sprechen und ihm seine Angelegenheiten unter vier Augen vortragen durfte. Eine herrliche Einrichtung, die nicht genug gelobt werden kann!

Als Pius VI. von seiner Reise nach Wien wieder in Rom angelangt war, drangen seine Hofleute, durch die Reformation des Kaisers veranlaßt, in den Papst, neue Reklamationen zu machen, die nicht mehr Wirkung, als die Reise hatten. Hier der Hauptinhalt eines Briefes Josephs's II. an Pius VI., der an Erstern geschrieben hatte, um ihm mit vieler Sanftmuth und Demuth vorzustellen, daß der Kaiser nicht das Recht habe, alle Kirchengüter zu verkaufen, und die Geistlichen zu besoldeten Dienern des Staates zu machen: „Ich habe die Ehre, Ihnen durch denselben Kurier zu antworten, der mir das Schreiben Ew. rc. überbrachte, welches Bezug auf das vorgegebene Projekt hat, der Kirche und Geistlichkeit ihre Güter zu nehmen und sie zu besolden. Ich bin überzeugt, daß die nämlichen Personen, denen ich die seltene Ehre Ihres Besuches in meiner Residenz zu verdanken habe, auch noch diese neue schriftliche Probe Ihrer Freundschaft und Ihres apostolischen Eifers veranlaßten. Um Sie nicht durch unnütze Details zu ermüden, werde ich mich begnügen, Ihnen zu versichern, daß die Gerüchte, die zu Ihren Ohren gedrungen, (eigene Ausdrücke des Papstes) ganz falsch sind. Ohne mich auf Citationen aus der heiligen Schrift und andern Büchern zu stützen, die nach den Umständen immer verschiedenen Auslegungen unterworfen sind, betheuere ich Ihnen nur so viel, daß mir meine innere Stimme sagt, was ich als Gesetzgeber und als Beschützer der Religion zu thun und zu lassen habe. Diese Stimme kann mich, vermittelst der Liebe zur Gerechtigkeit, die ich zu besitzen glaube, nie irre führen *).

---

*) Ricci's Memoiren, 1r Bd. S. 159 u. f.

Beilage 7.

Bologna (lateinisch **Bononia felsinia**), eine der ältesten, größten und reichsten Städte in Italien, mit Gassen, in denen bedeckte Säulengänge für die Fußgänger längs den Häusern hinlaufen, **la grassa** (die Fette) genannt, am Fuße der Apenninen zwischen den Flüssen Reno und Savena, von 70,000 Einwohnern und 8000 Häusern, mit vielen Mühlen, welche die mannichfache Industrie Bologna's in Weberei, Seilerei, Seifensiederei und in Papier-, Blumen- und Waffenfabriken unterstützen. Bologna ist Hauptstadt der päpstlichen Delegation gleiches Namens, die von einem Cardinallegaten, der hier residirt, landeshoheitlich verwaltet wird; indeß solche der Erzbischof geistlich und der alle zwei Monate neu erwählte Gonfaloniere mit 50 Senatoren und 8 Aeltesten aus der Bürgerschaft republikanisch regiert. Freiwillig unterwarf sich das Volk von Bologna 1513 dem päpstlichen Stuhl; es war des Parteienkampfs seiner Patricier unter sich müde, die in dem damals so rechtlosen Italien die Kräfte des Staats vergeudeten. Bologna hat einen Abgeordneten in Rom, welcher für die Erhaltung der vertragsmäßig beschränkten Landeshoheit des Papstes wirkt, und namentlich nach jeder Papstwahl die Reihe der Ausschreitungsbeschwerden seines oder seiner Verweser dem neuen Papste zur Abstellung vorlegt. Auch wählt die Stadt einen Beisitzer für's Oberappellationsgericht in Rom. Ihr Stadtwappen umschreibt noch jetzt das Zauberwort: **libertas.** Der Papst soll vertragsweise keine andere Abgabe, als die Weinaccise beziehen. Die Hauptfrage ist: ist die Regel Freiheit oder Landeshoheit? Ersteres ist die Theorie des Senats und der Aeltesten (Tribunen), letzteres der römischen Kurie. Seit drei Jahrhunderten versuchte die Kammer des Papstes in Bologna wie in Rom die Kornaccise (die Annona) einzuführen und vermochte es nicht. In Bologna lebt der reiche Adel des Kirchenstaats, der mehr und weniger mit dem Kirchenhaupt und der Kurie gespannt ist, und aller alten bolognesischen Patricierfamilien, deren Reichthümer in Grundeigenthum der fruchtbaren Marsch bis an's Meer, hart an der Gränze zwischen den Vorgebirgen der Apenninen und den Anschwemmungen des Meers und der Flüsse, besteht. Jene gaben in ihren

Nachgebornen der Kirche manchen Papst. Hier leben auch aus dem Gelehrtenstande die freisinnigsten Männer im Kirchenstaate, woselbst Adel, Gelehrte und Bürgerstand 1816 eine Sokratische Gesellschaft zur Beförderung des gesellschaftlichen Glücks stifteten, die schon einmal in Verdacht des Carbonarismus gerieth. Ein wichtiger Nahrungszweig der Stadt war lange ihre von Theodosius dem Jüngern (425) gestiftete, berühmte Universität, welche in den Jahrhunderten der Barbarei die Fackel der Aufklärung leuchten ließ. Die Universität war der Stadt vormals so werth, daß sie auf ihren Münzen die Losung der Universität **Bononia docet** verkündete. Am berühmtesten war auf derselben die Rechtsschule. Ihre Lehrer hatten meist den Ruf, den jungen Studirenden viel Empfänglichkeit für Autokratie beizubringen und genossen dafür der Gunst der Kaiser und der italienischen Regenten. Gewiß ist, daß seit 1400 Jahren jede neue Entdeckung in den Wissenschaften und in den Uebungen der Kunst in diesem ältesten Musensitze Beförderer fand, und, wie die Jahrbücher der Wissenschaften beweisen, noch jetzt Freunde, Pfleger und Kritiker findet. — Ihr Mitbürger, General Graf Ferdinando Marsigli, stiftete und dotirte hier das **Istituto delle Scienze** mit einer Bibliothek von fast 200,000 Bänden, einer Sternwarte, einem anatomischen Theater, botanischem Garten und kostbaren Sammlungen für alle Fächer menschlicher Wissenschaften und Künste; jetzt vereinigt mit der **academia clementina** Papst Clemens **XI.** Eine eigene Schule stifteten hier die berühmten Maler und Bildhauer, Caracci, Guido Reni, Domenichino und Albano und verherrlichten solche durch ihre Werke. — Den Hauptplatz der Stadt bezeichnen mehrere ehrwürdige Gebäude, namentlich der Rathspalast mit trefflichen Gemälden und Bildsäulen, auch den fast 200 Folianten, die der berühmte Naturforscher, Ulysses Aldrovandus, mit eigner Hand als Notizen für künftige Werke schrieb; der Justizpalast des Podesta und die Domkirche St. Petronio mit ihrer unvollendeten Vorderseite und dem von Cassini auf einer Kupferplatte des Fußbodens gezogenen Meridian. Unter den 73 andern Kirchen, (denn die Freiheit liebt hier Frömmigkeit) glänzen S. Pietro, S. Salvatore, S. Domenicho, S. Giovanni in Monte, S. Giacomo maggiore, alle im Besitz reicher Kunstschätze. Beträchtlich ist die Zahl der Kunstsammlungen, die Bestandtheile reicher Fideicommisse sind, welche die Wohlhabenheit

der Enkel noch immer vergrößert. Die Gallerien Sampieri und Zambeccari glänzten einst vor allen, jetzt übertreffen solche Marescalchi und Ercolani. Reich und geschichtlich interessant ist die Gemäldesammlung der Malerakademie, besonders aus aufgehobenen Kirchen und Klöstern von der Stadtregierung vorzüglich in neuerer Zeit dotirt. Dem bewunderten Springbrunnen des Markts fehlt nichts als Wasser; dafür schmückt ihn Johanns von Bologna bronzener Neptun. Von Alters her waren die Thürme Asinelli und Garisenda ein Aufmerksamkeitsgegenstand für Fremde, ersterer durch seine schlanke Höhe den orientalischen Minarets ähnelnd, letzterer nicht mehr den Einsturz drohend, nachdem er um 14 Fuß aus dem Loth gewichen war, seitdem man $\frac{2}{3}$ seiner Höhe aus Vorsicht abgetragen hat. In dem zugleich wegen seiner Wohlfeilheit berühmten Bologna lebten stets viele Freunde der ernsten und heitern Musen den Wissenschaften, und selbst die Feinschmecker preisen das Vaterland vortrefflicher Macaroni, Würste, Liqueure und eingemachter Früchte. Die hiesigen Dressirschulen der Thiere, bis zum Bologneserhündchen herab, genießen ebenfalls einiger Berühmtheit. Die Wallfahrt nach der **Madonna di San Luca**, deren Kirche auf dem äußersten Vorgebirge der Apenninen, eine halbe Stunde von Bologna entfernt, liegt, und zu welcher ein Arkadengang von 640 Schwibbögen hinführt, ziehen jährlich viele Menschen aus Italien herbei.

Beilage 8.

Philipp I., König der Franzosen.

Der jetzige König der Franzosen verdiente schon als Herzog v. Orleans vor allen Ausgewanderten der königlichen Familie ausgezeichnet zu werden. Er hatte sein Arrestationsdekret schon gesehen, als er Frankreich verließ. Nichts konnte ihn von dem Entschlusse abbringen, nie die Waffen gegen sein Vaterland zu führen. Der Erzherzog Karl von Oesterreich bot ihm kaiserliche Dienste, den Rang und die Gage eines Generallieutenants an; er schlug dies aus, blieb in Mons nur so lang, als nöthig war,

(ohngefähr 24 Stunden), um einen Paß zu erhalten, und reiste nach der Schweiz mit etwa hundert Louisd'ors, die sein ganzes Vermögen ausmachten. Kaum war er in der Schweiz angekommen, als sich Aristokraten aller Art um ihn versammelten, und ihn für ihre Absichten zu gewinnen suchten. Um ihren Nachstellungen zu entgehen, noch mehr aber, um zu verhindern, daß Robespierre seine zurückgebliebenen Verwandten für Plane, die man unter diesen Umständen leicht ihm hätte andichten können, verantwortlich machen möchte, beschloß er so gänzlich aus der Gesellschaft zu verschwinden, daß man ihn in Frankreich für todt halten sollte. Er begab sich in die höchsten Gebirge der Schweiz, wo er manche neue Bemerkung zu machen Gelegenheit hatte, weil er sorgfältig alle Oerter vermied, die von neugierigen Reisenden besucht zu werden pflegen. Seiner Schwester, der es an Geld fehlte, hatte er den größten Theil des seinigen zurückgelassen; weswegen er sich während der vier Monate seiner freiwilligen Verweisung so kümmerlich behelfen mußte, daß er gewöhnlich weniger und nie mehr verzehrte, als täglich dreißig Sols für sich und einen alten Bedienten, der ihn nicht hatte verlassen wollen.

Auch dem Troste der Gesellschaft dieses letztern mußte er entsagen, da ihm nur ein einziger Louisd'or übrig blieb, und er nicht wissen konnte, wie bald er Gelegenheit finden würde, sich seinen Unterhalt zu verdienen. Diese fand sich bald nachher. Er hörte, daß in Graubünden eine Stelle als Professor der Geometrie offen wäre; er meldete sich dazu unter einem fremden Namen, erhielt sie und gab sechs Monate lang Unterricht in deutscher Sprache, ohne daß Jemand seiner Aussprache und seinem Betragen den Franzosen und den Prinzen anmerkte. Schüler und Mitlehrer, alles liebte und ehrte ihn, und ein gewisser Herr von Salis, den schon der Name Orleans in Wuth setzte, wurde so sehr von dem Verdienste und der klugen Aufführung des jungen Mannes eingenommen, daß er ihn zum Hofmeister seiner Kinder haben wollte. Die Nachricht von dem Sturze Robespierre's, der allen Besorgnissen in Ansehung seiner in Frankreich gebliebenen Mutter und Brüder ein Ende machte, bewog ihn, aus seiner Verborgenheit wieder hervor zu treten, und einige treue Freunde aufzusuchen, mit denen er sich in N. N. niederließ, wo er seitdem still und eingezogen lebte.

Er entschloß sich nach Amerika zu gehen, um dort

der Freiheit zu genießen, für die er Alles aufopferte. Dies war nun kein leichtsinnig gefaßter Abentheurer-Plan, den er etwa entworfen hatte, um vor der Welt eine Komödie zu spielen, und ihn wieder aufzugeben, sobald er seine Wirkung gethan; nein, es war sein ernster Wille, und er bewies, daß er könne, was er wolle. Sein seltener Muth und seine Seelengröße erhoben ihn über Glück und Unglück, so daß er jeden Stand ehrte, den ihn die Umstände zu wählen nöthigten.

Als Prinz zeichnete er sich in seinem 16ten Jahre vor allen andern durch Bescheidenheit und einfach reine Sitten aus; als Anführer einer Armee im 17ten, sammelte er bei Jemappe drei Mal seine zerstreuten Truppen wieder, und trug dadurch nicht wenig zu dem bedeutenden Siege bei. Endlich als Professor der Geometrie im 20sten Jahre verwaltete er sein Amt, als wenn er sich von Kindheit auf allein dazu bestimmt hätte, und nun wollte er als Landbauer in Amerika durch mannigfaltigere Kenntnisse vor seinen neuen Landsleuten sich auszeichnen.

Einem Amerikaner, der damals, als er mit dem Plane, nach der neuen Welt zu gehen, sich beschäftigte, durch die Schweiz reiste, und ihm schriftlich einige Ländereien anbot, wobei er aber bemerkte, daß sie erst noch urbar zu machen wären, antwortete er in folgenden Zeilen, die den Stempel seiner großen Seele tragen: „Mein Herr, ich will sehr gern arbeiten, um ganz unabhängig zu werden. Das Unglück hat mich getroffen, aber es hat mich, Gott sei Dank! nicht niedergedrückt; glücklich genug in meinem Unglücke, daß mich meine Jugend schwer abzulegende Gewohnheiten anzunehmen verhinderte, und daß mir das Glück entrissen wurde, ehe ich es habe gebrauchen oder mißbrauchen können."

Am 27 Juli 1830 um 3 Uhr des Nachmittags versammelten sich die in Paris anwesenden Deputirten bei Casimir Périer, betrachteten sich als gesetzlich erwählt, und erließen zuvörderst eine energische Protestation gegen die verhängnißvollen Ordonnanzen, welche eine Verschwörung gegen Frankreichs Glück und Freiheit bekundeten. Die zu Paris anwesenden Pairs hatten sich bei dem Herzoge von Broglie versammelt, und waren den Beschlüs-

sen der Deputirten beigetreten. Es gab sonach, neben der Municipalregierung von Paris, die sich gleichsam auf dem Schlachtfelde constituirt hatte, noch zwei andere Gewalten, berufen über das Schicksal des Landes zu entscheiden, nämlich die der Pairs und die der Deputirten. Da jene nie die Interessen des Volkes mit Eifer ergriffen hatten, so besaßen die Deputirten ein unermeßliches Uebergewicht über die Pairs, und waren in der That Diktatoren. Von dem Entschlusse, den sie faßten, hing Frankreichs Schicksal ab. Zu einer Versöhnung mit der gestürzten Herrscherfamilie war keine Möglichkeit mehr vorhanden, denn bereits hatte die Municipalkommission den Bewohnern von Paris erklärt: „Karl X. hat aufgehört, über Frankreich zu regieren. Da er den Ursprung seiner Macht nicht vergessen konnte, so hat er sich stets als der Feind unseres Vaterlandes und unserer Freiheiten angesehen, die er nicht zu begreifen vermochte. Nachdem er unsere Institutionen insgeheim durch alle Mittel, welche Heuchelei und Betrug an die Hand geben konnten, angegriffen hatte, so faßte er zuletzt, als er sich stark genug glaubte, sie durch offene Gewalt zu vernichten, den Entschluß, sie im Blute der Franzosen zu ersäufen. Eurem Heroismus sei es gedankt, die Verbrechen seiner Gewalt haben aufgehört." u. s. w.

Die versammelten Deputirten hatten nur die Wahl zwischen der Republik, indem unter dem Volke der Ruf: „Es lebe die Republik!" laut wurde, und zwischen der Berufung des Herzogs von Orleans an die Spitze der Nation, welcher sich damals zu Neuilly befand. Der Herzog konnte die drei Farben, welche von den Deputirten als Nationalfarben proclamirt worden waren, als solche anerkennen, denn er hatte sie selbst bei Jemappe und Fleurus getragen. Die Deputirten ließen ihn daher einladen, nach Paris zu kommen, und die Stelle eines Reichsverwesers zu übernehmen. Der Herzog von Orleans nahm die angebotene Stelle an, und folgende Proklamation wurde unter das Volk vertheilt:

„Einwohner von Paris!

Frankreichs Deputirte, welche in diesem Augenblicke in Paris versammelt sind haben mir den Wunsch zu erkennen gegeben, daß ich mich in diese Hauptstadt begeben möge, um daselbst die Funktionen eines Reichsverwesers auszuüben. Ich habe nicht gezaudert, Eure Gefahren zu thei-

len, mich mitten unter Eure heldenmüthige Bevölkerung zu begeben, und alle meine Kräfte aufzubieten, um Euch vor den Gefahren des Bürgerkrieges und der Anarchie zu bewahren. Indem ich nach Paris zurückkehre, trage ich mit Stolz die glorreichen Farben, die Ihr wieder angenommen habt, und welche ich selbst lange Zeit trug. Die Kammern werden sich versammeln, sie werden sich über die Mittel berathen, um die Herrschaft der Gesetze und die Aufrechthaltung der Nationalrechte zu sichern. Die Charte wird von nun an eine Wahrheit sein.

Louis Philipp von Orleans."

Diese Proklamation machte auf das Volk eine günstige Wirkung, sie wäre aber sicher nicht hinreichend gewesen, um dem Herzoge das Staatsruder zu verschaffen, wenn ihm die Journale nicht mit ihrem unermeßlichen Einfluße beigestanden hätten. Sie hatten das Volk zum Widerstand gegen den König entflammt, sie konnten es zum Umsturze des Königthums selbst aufregen. Der Brennstoff war im Volke, man hörte den Ruf: „Nieder mit den Orleans!" und hätten die Journale den Funken abermals hineingeschleudert, so hätte vielleicht der eigentliche, grimmige Bürgerkrieg sein Gorgonenhaupt erhoben.

Am 31 Juli 1830 um 4 Uhr traf der Herzog von Orleans in Paris ein. Bald verbreitete sich das Gerücht davon durch die ganze Stadt. Die Deputirtenkammer versammelte sich, und beschloß, um die Unruhe, welche sich der Gemüther der Pariser bemächtigt hatte, zu stillen, sich in Masse in das Palais-Royal zu begeben, um den Reichsverweser zu bewegen, sich in Begleitung der Deputirten dem Volke zu zeigen. Zuvor wurde noch eine diesem Zwecke friedlicher Vereinigung entsprechende Proklamation der Kammer an das Volk genehmigt, und auf Antrag des Deputirten Girot de l' Ain beschlossen, dieses Manifest in Tausenden von Exemplaren nicht nur unter das Volk zu verbreiten, sondern auch durch die Deputirten selbst dem Reichsverweser zu überreichen. Nach Anhörung dieser Volkswünsche setzte sich der Herzog von Orleans sogleich zu Pferde, und begab sich, umringt von den Volksvertretern, nach dem Stadthause. Einige Schüler der polytechnischen Schule zu Pferde eröffneten den Zug, dessen Einfachheit seltsam von dem gewöhnlichen Prunke abstach, womit sich die französischen Herrscher dem Volke zu zeigen pflegten. Es war aber demohngeachtet ein erheben-

des Schauspiel, und Freudengeschrei erschallte allenthalben. Dieser Fürst war keiner von jenen stolzen Monarchen, die von den Höflingen gleich Göttern verehrt werden, und Glück zu verbreiten glauben, wenn sie dem Volke nachlässig zulächeln; es war vielmehr ein Fürst, der sich selbst gleichsam überrascht sah, daß er mit einem Male auf die Höhen des Regentenlebens emporgehoben worden war, der einfach und bescheiden durch die Bürger als Einer von ihnen ritt, der die Heldenthaten bewunderte, und auf dieselben stolz war. Dies fühlte das Volk, und als der Herzog auf dem Stadthausplatze ankam, war der Enthusiasmus überwältigend geworden.

In dem großen Saale wurde der Herzog von Orleans durch den General Lafayette empfangen. Dann wurde in Gegenwart der Deputirten, der Mitglieder des provisorischen Ministeriums, der Offiziere, Nationalgarden und Bürger, deren Posten im Stadthause war, die Proklamation der Deputirten an das französische Volk, von einem aus ihrer Mitte, Herrn Viennet, mit lauter Stimme abgelesen. Einstimmiger Beifallsruf unterbrach die Vorlesung der Proklamation an mehreren Stellen. Hierauf ergriff der Herzog von Orleans eine dreifarbige Fahne, trat mit dem General Lafayette auf dem Balkon, und zeigte sich dem Volke, welches, als es den Fürsten und den Helden sich umarmen sah, in einen Jubel ausbrach, welcher bewies, daß es diese Handlung vollkommen begriff. Von diesem Augenblicke an war die Popularität des Herzogs von Orleans entschieden, sein Sieg war erfochten, und, was nun noch folgte, war dessen nothwendiges Ergebniß.

Der Herzog von Orleans fuhr fort, in dem Sinne zu handeln, in welchem ihm die Würde eines Reichsverwesers übertragen worden war, und er sie angenommen hatte. Durch Ordonnanz vom 31ten Juli 1830 berief er unter Andern die Kammer der Pairs und der Deputirten auf den dritten August. Bedeckten Hauptes und sitzend hielt der Reichsverweser am eben bemerkten Tage in der Deputirtenkammer folgende Rede: „Paris, in seiner Ruhe durch eine beklagenswerthe Verletzung der Charte und der Gesetze gestört, hat dieselben mit Heldenmuth vertheidigt. In der Mitte dieses blutigen Kampfes war keine der Bürgschaften der geselligen Ordnung mehr vorhanden. Personen, Eigenthum, Rechte, Alles, was dem Menschen und Bürger werth und theuer ist, lief die größte Gefahr.

Bei diesem Mangel aller öffentlichen Auktorität, richteten sich die Wünsche meiner Mitbürger auf mich; sie haben mich für würdig erachtet, mit Ihnen zum Wohle des Vaterlandes mitzuwirken; sie haben mich eingeladen, das Amt eines Reichsverwesers zu übernehmen. Ihre Sache hat mir gerecht, die Gefahren unermeßlich, die Nothwendigkeit gebieterisch, meine Pflicht heilig geschienen. Ich bin in die Mitte dieses tapfern Volkes geeilt, meine Familie im Gefolge, und jene Farben tragend, welche zum zweiten Male bei uns den Triumph der Freiheit bezeichnet haben. Ich bin herangeeilt, vest entschlossen, mich Allem zu unterwerfen, was die Umstände in der Stellung, in welche mich dieselben versetzt haben, erfordern können, um die Herrschaft der Gesetze wieder herzustellen, die bedrohte Freiheit zu retten, und die Rückkehr so großer Uebel auf immer unmöglich zu machen, durch Sicherstellung der Macht jener Charte, deren Name während des Kampfes und auch nach dem Siege angerufen wurde. Es liegt den Kammern ob, mich bei Erfüllung dieses hohen Zweckes zu leiten. Alle Rechte müssen veste Bürgschaften, und alle zu ihrer vollen und freien Ausübung unerläßlichen Institutionen müssen jene Entwickelung erhalten, deren sie bedürfen. Aus Neigung und Ueberzeugung den Grundsätzen einer freien Regierung zugethan, nehme ich zum Voraus alle Folgerungen aus denselben an. Ich glaube schon jetzt Ihre Aufmerksamkeit auf die Organisation der Nationalgarde, auf die Anwendung der Geschwornengerichte bei Preßvergehen, auf die Bildung der Departemental= und Municipal=Verwaltungen, und vor Allem auf jenen vierzehnten Artikel der Charte lenken zu müssen, den man auf eine so gehässige Weise ausgelegt hat. Dies sind die Gesinnungen, meine Herren, mit welchen ich die gegenwärtige Session eröffne. Die Vergangenheit erregt meinen Schmerz, ich beklage jene Unglücksfälle, die ich gern hätte verhüten mögen; aber in der Mitte des hochherzigen Aufschwunges der Hauptstadt und aller andern französischen Gemeinden, beim Anblick der mit wunderbarer Schnelligkeit zurückkehrenden Ordnung, nach einem von allen Ausschweifungen so rein gebliebenen Widerstande, erhebt ein gerechter Nationalstolz mein Herz, und ich sehe der Zukunft des Vaterlandes mit Vertrauen entgegen. Ja, meine Herren, dieses Frankreich, uns so theuer, wird glücklich und frei sein; es wird Europa beweisen, daß es, nur mit seiner innern Wohlfahrt beschäf=

tigt, den Frieden eben so sehr liebt, als die Freiheit, und nichts will, als das Glück und die Ruhe seiner Nachbarn. Achtung für alle Rechte, Sorge für alle Interessen und Redlichkeit der Regierung, sind das beste Mittel, um die Partheien zu entwaffnen, um den Gemüthern jenes Vertrauen einzuflößen, und denn Institutionen jene Stabilität zu verschaffen, welche die einzig sichere Bürgschaft des Glückes der Völker und der Macht der Staaten ist. Meine Herren Pairs und meine Herren Deputirten, sobald die Kammern konstituirt sein werden, werde ich zu Ihrer Kenntniß die Abdikationsurkunde Seiner Majestät, des Königs, Karls X., bringen; durch dieselbe Akte entsagt auch Seine königliche Hoheit Ludwig Anton von Frankreich, Dauphin, seinen Rechten. Diese Urkunde ist mir gestern, den zweiten August Abends 11 Uhr übergeben worden. Ich habe die Niederlegung derselben in der Pairskammer befohlen, und sie in den officiellen Theil des Moniteur einschalten lassen."

Mehrere Stellen dieser Rede, insbesondere die, in welcher der Reichsverweser von den Nationalfarben und von dem vierzehnten Artikel der Charte sprach, erregten den Enthusiasmus der Versammlung, und der Ruf: „Es lebe der Herzog von Orleans!" erscholl. Derselbe Ruf ertönte, als sich der Prinz aus dem Saale entfernte. Draußen vernahm man im Volke wohl auch den Ruf: „Es lebe der Herzog von Orleans! Es lebe die Charte! Es lebe die Freiheit! aber der Enthusiasmus, mit welchem der erstere vorgebracht wurde, war nicht groß. Dagegen bemerkte man eine Gruppe mit der dreifarbigen Fahne, um welche ein Flor hing, und man hörte das Geschrei: „Es lebe die Republik! Nieder mit dem Herzog von Orleans!" Die Nationalgarde legte sich ins Mittel, und verhütete größere Unordnungen. Dieser Vorfall bewies, in welchen Abgrund der Anarchie Frankreich hätte gestürzt werden können, wenn sich die Kammern nicht den Umständen gewachsen gezeigt hätten.

Ein Deputirter, Herr Berard, welcher in der Sitzung vom 6ten August die Rednerbühne bestieg, nannte die Abdikationsurkunde Karl's X. eine neue Treulosigkeit, behauptend, daß der Anschein von Legalität, welchen sie trägt, nur ein Trug, ein Feuerbrand der Zwietracht sei, den man in die Mitte der Kammern habe schleudern wollen. Zahlreiche Stimmen zur Linken bestätigten durch ein ernstes: „Wahr! Wahr!" die Betheurungen des Redners.

Ein gleich scharfsinniger, recht lobenswerther Wortführer, Düpin der Aeltere, bestieg in derselben Sitzung, als Berichtserstatter der zur Prüfung der Proposition Berard's ernannten Kommission, die Rednerbühne, und betheuerte unter Anderm: „Diesmal ist das konstitutionelle Fundamentalgesetze keine Verleihung von Seiten der königlichen Macht, die sich eines Theils derselben zu entäußern glaubt, sondern es findet das Gegegentheil Statt. Eine Nation im vollen Besitze ihrer Rechte stellt mit eben so viel Würde, als Unabhängigkeit an den edlen Fürsten, dem die Krone übertragen werden soll, die Frage: „Wollen Sie unter den im Grundgesetze enthaltenen Bedingungen über uns regieren?" Meine Herren, dieser Fürst ist vor Allem ein redlicher Mann, und genießt als solcher den ausgezeichnetsten Ruf. Wenn er annimmt, und durch die Annahme den Vertrag schließt, wenn er dessen Beobachtung in Gegenwart der Kammern, im Angesicht der Nation beschwört: so können wir auf sein Wort bauen, denn er selbst sagte: „daß die Charte, welche er annimmt, künftig eine Wahrheit sein wird!"

Am 7ten August 1830 entschieden 219 Franzosen, stark durch Beistimmung ihrer Mitbürger, über Thron und Vaterland. Gleich nach Beendigung der Sitzung wurde unter Andern beschlossen, daß die Deklaration der Deputirtenkammer zugleich als Adresse gelten solle. Herr Lafitte Vicepräsident der Kammer, und statt des Präsidenten, Casimir Périer, den Vorsitz führend, erhob sich deshalb mit der Bemerkung: „Meine Herren, mehrere Mitglieder sind der Meinung, es gezieme sich unter so feierlichen Umständen, daß sich die Kammer in corpore zu dem Prinzen Reichsverweser begebe, um ihm die von ihr gefaßten Beschlüsse anzukündigen. Wir werden je drei und drei gehen. Ich hoffe, daß wir von der tapfern Nationalgarde werden begleitet werden." Die Deputirten genehmigten diese Ansicht und erhoben sich. Die Nationalgarde mit aufgepflanzten Gewehren bildete zwei Reihen. Die Trommeln wirbelten. Unter Vortritt der Huissiers zogen die Deputirten aus dem Saale, an ihrer Spitze schritt Lafitte zwischen Düpin dem Aeltern und Benjamin Deleßert. Von allen Seiten ertönte der Ruf; „Es leben die Deputirten!" Die Kammer antwortete: „Es lebe die Nationalgarde!" Der Zug bewegte sich langsam über den Revolutionsplatz, durch die Straße Rivoli, die Rüe de la Paix, und die Rüe Saint-Honoré. Am Palais-

Royal bildete die Nationalgarde Spalier, die Deputirten stiegen in die Gemächer empor, Lafitte las dem Reichsverweser die Beschlüsse der Kammer der Deputirten vor, und der Fürst antwortete: „Ich empfange mit tiefer Rührung die Deklaration, welche Sie mir überbringen; ich betrachte dieselbe als den Ausdruck des Nationalwillens, und sie scheint mir ganz mit den politischen Grundsätzen übereinzustimmen, welche ich während meines ganzen Lebens bekannt habe. Von Erinnerungen erfüllt, die in mir stets den Wunsch genährt haben, es möchte mir nie bestimmt sein, den Thron zu besteigen; ohne Ehrgeiz, und an das ruhige Leben gewöhnt, welches ich im Schooße meiner Familie führte, kann ich Ihnen die Gefühle nicht verbergen, welche mein Herz bei diesem großen Ereignisse bewegen: darunter beherrscht eines alle übrigen, das ist die Vaterlandsliebe, ich fühle was sie mir gebietet, und werde es thun.“ Diese Worte, welche mit unverkennbarer innerer Bewegung gesprochen worden waren, erregten die tiefste Rührung in der Versammlung. Kein Auge blieb thränenleer. Die Deklaration der Deputirtenkammer in der Hand, erschien der Herzog von Orleans auf dem Balkone der Hoffronte des Palais-Royal. Er wurde durch den Jubelruf: „Es lebe der König!“ begrüßt. Lafitte näherte sich dem Fürsten, dieser ergriff mit Lebhaftigkeit seine Hand, und hielt sie lange in der Seinigen unter dem Freudengeschrei der versammelten Menge. Auch Lafayette erschien an Orleans Seite.

An demselben Tage des Abends um 10 Uhr begab sich auch die Pairskammer, den Baron Basquier an der Spitze, in das Palais Royal, um dem Herzoge von Orleans ihre Beistimmung zu der ihm übergebenen Deklaration anzukündigen. Denn vergeblich hatte Chateaubriand in der Pairskammer mit allem Feuer seines Talentes das Wort für die Rechte des jungen Herzogs von Bordeaux genommen. Von 114 Votanten stimmten 89 für die Deklaration. Der Baron Pasquier hielt folgende Anrede an den Prinzen Reichsverweser: „Gnädiger Herr! Die Kammer der Pairs naht sich, um Eurer Königlichen Hoheit die Akte zu überreichen, wodurch unser Schicksal vestgestellt werden soll. Sie haben einst mit den Waffen in der Hand unsere noch junge und ungeprüfte Freiheit vertheidigt. Jetzt werden Sie dieselbe durch Gesetze und Institutionen vestigen. Ihre hohe Einsicht, Ihre Neigungen, Ihr ganzes vergangenes Leben

verspricht uns einen Bürgerkönig. Sie werden unsere Rechte achten, welche zugleich die Bürgschaft der Ihrigen sind. Jene edle Familie, die wir rings um Sie in der Liebe zum Vaterlande, zur Gerechtigkeit und zur Wahrheit erzogen sehen, wird unsern Kindern den friedlichen Genuß der Charte, die Sie beschwören werden, und die Wohlthaten einer sowohl vesten als freien Regierung sichern!" Der Herzog von Orleans erwiderte: „Meine Herren! Indem Sie mir diese Deklaration übergeben, beweisen Sie mir ein Vertrauen, welches mich tief rührt. Aus Ueberzeugung den konstitutionellen Grundsätzen ergeben, wünsche ich nichts so sehr, als das gute Einverständniß zwischen beiden Kammern. Ich danke Ihnen, daß Sie mir das Recht, hierauf zu zählen, geben. Sie legen mir eine große Verpflichtung auf, ich werde mich bestreben, mich derselben würdig zu zeigen."

Am 9ten August ward das denkwürdige Werk des siebenten Augusts vollendet, indem der König bei seiner Thronbesteigung nach dem Buchstaben des so gewichtvollen 64sten Artikels der wesentlich veränderten Charte in Gegenwart beider Kammern eidlich gelobte, dieses Grundgesetz der Franzosen treu zu beobachten. Um halb 3 Uhr verkündigte kriegerische Musik das Nahen des erhabenen Fürsten. Die großen Deputationen beider Kammern traten untermengt mit einem nicht zahlreichen Generalstab ein. Blos vier Marschälle von Frankreich, Molitor, der Herzog von Treviso (Mortier), der Herzog von Reggio (Oudinot), und Macdonald schritten dem Reichsverweser voran, und nahmen hinter dem königlichen Throne Platz. Die Deputirten, so wie die Pairs, waren in bürgerlicher Kleidung, jene zur Linken, diese zur Rechten des Throns, der nicht mehr mit Lilien prangte, wohl aber von dreifarbigen Fahnen überschattet war. Vor dem Throne standen drei Stühle, und zur Rechten desselben ruhten auf einem Kissen Krone, Scepter, Schwerdt und Hand der Gerechtigkeit. Der Reichsverweser erschien mit seinen beiden Söhnen, den Herzögen von Chartres und Nemours, in der Uniform ihrer Regimenter. Alle drei stiegen die Stufen des Thrones hinan, und nahmen auf den drei Stühlen, die vor dem Thronsessel standen, Platz. Ein allgemeiner Jubelruf hatte den Fürsten bei seinem Eintritte begrüßt, und Alles war aufgestanden. „Setzen Sie sich, meine Herren!" sagte der Fürst, indem er sich selbst niederließ, und den Präsidenten der Deputirten-

kammer einlud, die Deklaration vorzulesen. Der Präsident, Herr Casimir Périer, that dies mit vester, klangvoller Stimme in der Mitte einer lautlosen feierlichen Versammlung. Bei dem Artikel, welcher den Herzog von Orleans zum Könige der Franzosen erkieste, ward seine Stimme langsamer und feierlicher. Sichtbar gerührt, befahl der Fürst nach der Verlesung, daß ihm die Declarationsurkunde dargereicht werde. Périer stieg hinan und überreichte sie ihm. Dann verlangte der Herzog die Beistimmung der Kammer der Pairs, und Herr Pasquier überlieferte sie dem Fürsten, ohne dieselbe erst vorzulesen. Hierauf sprach der Fürst mit vester, feierlicher Stimme: „Meine Herren Pairs, meine Herren Deputirten! Ich habe mit großer Aufmerksamkeit die Deklaration der Kammer der Deputirten, und die Beistimmung der Kammer der Pairs gelesen. Ich habe alle Ausdrücke wohl erwogen und bedacht. Ich nehme ohne Einschränkung und Vorbehalt die Bestimmungen und Verpflichtungen, welche diese Deklaration enthält, so wie den Titel, König der Franzosen, den sie mir überträgt, an, und bin bereit, die Beobachtung derselben zu beschwören." Bei diesen Worten erhob sich der Fürst, und mit ihm die ganze Versammlung unter dem dreimal wiederholten Ruf: „Es lebe der König!" Der Herzog von Orleans verneigte sich, entblößte dann das Haupt, zog den Handschuh ab, streckte die Hand gen Himmel, und sprach folgenden Eid: „In Gottes Gegenwart schwöre ich, die konstitutionelle Charte, sammt den in der Deklaration der Kammer der Deputirten enthaltenen Veränderungen, getreu zu beobachten, nur durch und nach den Gesetzen zu regieren, Jedem nach seinem Rechte unpartheiische und strenge Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, und in allen Dingen blos das Interesse, das Glück und den Ruhm des französischen Volkes unverbrüchlich vor Augen zu haben!" Diese Worte wurden im Tone der tiefsten Ueberzeugung und Gewissenhaftigkeit ausgesprochen. Der Fürst artikulirte langsam, gleichsam als ob er bei jedem Worte innerlich den vesten Entschluß, es zu halten, fasse. Die Versammlung vernahm den Schwur mit gleicher innerer Weihe, und brach dann in das Freudengeschrei: „Es lebe der König! Es lebe der König Philipp!" aus.

Es war dies die erste Thronbesteigung eines europäischen Fürsten, wobei jede Spur von feudalischem Prunk und kirchlicher Obergewalt verschwunden war. Die Krö-

nungssitzung, in welcher Ludwig Philipp I. den französischen Thron bestieg, ist als ein bürgerlicher Act zu betrachten. Kein Erzbischof salbte ihm das Haupt, kein Priester setzte ihm als Stellvertreter Gottes die Krone auf. Es war ein feierlicher Vertragsabschluß zwischen Volk und Fürsten, und Gott heiligte denselben.

Napoleon, der sein Zeitalter wol begriff, aber demselben trotzte, ließ das Oberhaupt der katholischen Christenheit, Papst Pius VII., nach Paris zur Krönungsfeierlichkeit kommen; denn er wollte ein Gesalbter des Herrn sein. Die Krone aber empfing er nicht aus den Händen des Papstes, sondern setzte sich das Herrscherdiadem selbst auf die Stirne, andeutend, daß er dasselbe der eigenen Kraft verdanke.

Nach dem zuvor wörtlich mitgetheilten Schwur unterzeichnete König Philipp I. die Deklaration, nahm dann auf dem Throne selbst Platz, und hielt mit bedecktem Haupte folgende Rede: „Meine Herren Pairs und Deputirten! Ich habe einen großen Akt vollbracht. Ich fühle tief die ganze Ausdehnung der Pflichten, welche mir derselbe auflegt. Ich bin mir bewußt, daß ich dieselben erfüllen werde. Mit voller Ueberzeugung habe ich den Vertrag, der mir vorgelegt worden ist, angenommen. Ich hatte lebhaft gewünscht, nie den Thron zu besteigen, auf welchen mich der Wunsch der Nation berufen hat; aber Frankreich, in seinen Freiheiten angegriffen, sah die öffentliche Ordnung in Gefahr; die Verletzung der Charte hatte Alles erschüttert; der Einfluß der Gesetze mußte wieder hergestellt werden, und es lag den Kammern ob, dazu Fürsorge zu treffen. Sie haben es gethan, meine Herren; die weisen Veränderungen, welche wir mit der Charte vorgenommen haben, verbürgen die Sicherheit der Zukunft. Frankreich wird, wie ich hoffe, im Innern glücklich, von Außen geachtet, und die Ruhe von Europa stets mehr und mehr bevestigt werden.“ Neuer Jubelruf tönte nach Beendigung dieser Rede aus allen Theilen des Saales.

Den Tag darauf fand die Eidesleistung der Pairs und am 11ten August die der Deputirten statt. Die Formel des Schwurs lautete: „Ich schwöre dem Könige Treue, der konstitutionellen Charte und den Gesetzen des Königreiches Gehorsam, und mich in allen so zu benehmen, wie es einem guten und loyalen Pair (Deputirten) von Frankreich zukommt.“ So war denn der letzte Akt

jenes großen Drama's vorbei. So war denn innerhalb des kurzen Zeitraumes von vierzehn Tagen eine Dynastie gestürzt, und eine andere auf den französischen Thron, aber nicht mehr den alten, erhoben worden.

Die Abkunft Ludwig Philipp's I. anlangend, so stammt derselbe von dem zweiten Sohne Ludwigs XIII. und Annens von Oesterreich ab. Der erste Herzog von Orleans, Ludwigs XIV. Bruder, war wegen seiner Ausschweifungen berüchtigt; der zweite Herzog von Orleans war der Regent, der dritte jener guillotinirte Egalité; der vierte endlich, und zwar der ausgezeichnetste und bravste Mann seines Stammes ist der jetzt regierende König der Franzosen.

Des Ursprungs seiner Gewalt war Ludwig Philipp eingedenk, als er zum ersten Male auf dem Throne Platz nahm, und von demselben herunter zu den Pairs und Deputirten sprach; und er war desselben auch eingedenk, als er am 15ten August folgende, vom Justizminister, Dûpont de l'Eure, kontrasignirte Proklamation an die Franzosen erließ, welche den Geist, in welchem er durch seine Minister regieren zu wollen betheuert, außer Zweifel setzte: „Franzosen! Ihr habt Eure Freiheiten gerettet, Ihr habt mich berufen, über Euch nach den Gesetzen zu regieren. Eure Aufgabe ist glänzend gelöst worden, die meinige beginnt. An mir ist es, der gesetzlichen Ordnung, die Ihr erobert habt, Achtung zu verschaffen. Ich darf Niemandem erlauben, sich von derselben los zu zählen; denn ich selbst bin ihr unterworfen. Die öffentliche Verwaltung muß wieder ihren Gang nehmen. Zahlreiche Veränderungen sind bereits vorgenommen worden, andere sind im Werke. Die obrigkeitliche Macht darf nur den Händen solcher Männer anvertraut sein, welche der Nationalsache vollkommen ergeben sind. Eine so große und schnelle Bewegung konnte nicht ohne eine augenblickliche Verwirrung vor sich gehen; sie nähert sich ihrem Ende. Ich fordere alle redlichen Bürger auf, sich ihren Obrigkeiten anzuschließen und ihnen beizustehen, im Interesse Aller die Ordnung und Freiheit aufrecht zu erhalten. Reformen sind in verschiedenen öffentlichen Verwaltungszweigen nöthig. Die Erhebung gewisser Auflagen beschwert das Land mit einer drückenden Last. Gesetze werden vorgeschlagen werden, um dem abzuhelfen. Bei dieser Prüfung wird keine Beschwerde niedergeschlagen, kein Interesse vergessen, keine Thatsache verkannt werden. Aber bis diese neuen Gesetze er-

lassen sein werden, gebührt Gehorsam denen, die jetzt in Kraft sind: dies heischt das Wohl, dies gebietet die Sicherheit des Staats! Mögen alle Redlichdenkenden ihren Einfluß anwenden, um ihre Mitbürger hiervon zu überzeugen! Was mich betrifft, so werde ich in der Zukunft weder meinen Versprechungen, noch in der Gegenwart meinen Pflichten ermangeln. Franzosen! Europa betrachtet mit einer Bewunderung, in welche sich einiges Erstaunen mengt, unsere glorreiche Revolution; man fragt, ob die Macht der Civilisation und der Arbeit wirklich so groß sei, daß solche Ereignisse ohne Erschütterung der bürgerlichen Gesellschaft vor sich gehen können. Laßt uns diese Zweifel zerstreuen, eine eben so regelmäßige als nationale Regierung folge schnell dem Sturze der willkührlichen Gewalt. Freiheit, öffentliche Ordnung ist die Devise, welche die Nationalgarde in ihren Fahnen führt, sie sei auch das Schauspiel, welches Frankreich Europa darbiete. Wir werden dann in einigen Tagen für Jahrhunderte das Glück und den Ruhm des Vaterlandes gesichert haben. Ludwig Philipp."

Dies ist die Sprache der Vaterlandsliebe, der Redlichkeit; dies ist die Sprache, welche Zutrauen einflößt, und eines konstitutionellen Königs würdig ist!

An diese aus guter Quelle geschöpfte Charakteristik Ludwig Philipp's *) glaube ich einige denkwürdige Thatsachen reihen zu müssen. Aus Straßburg berichtete man vom 12ten Juni 1831 Folgendes: Hier in Straßburg, wo die Meinungsverschiedenheit zuweilen in traurigen Reibungen sich kund thut, kann die Anwesenheit des Staatsoberhaupts, sein konciliatorisches Benehmen, die Wärme und Herzlichkeit, mit welcher er über alles Vorkommende leicht und frei sich auszusprechen pflegt, viel Gutes stiften; denn leider verraucht auch hier wie in Paris allmählig der Enthusiasmus, den die Person Ludwig Philipps Anfangs allenthalben hervorgerufen, und seitdem nicht verdient hat, mit jedem Tage sich vermindern zu sehen. Der König hielt seinen Einzug in Straßburg am 18ten Juni zu Pferde. Fünf Hundert Schritte von der

---

*) s. Johann Sporschil's Werk: „Die neueste französische Revolution und ihre Folgen. Leipzig, bei C. H. F. Hartmann, 1830."

Stadt wurde derselbe vom Maire und Municipalrath empfangen. Neben dem Könige ritten der Herzog von Orleans und der Herzog von Nemours. Sobald der König im Schlosse angekommen war, empfing er den Besuch sämmtlicher Behörden und der verschiedenen Offizierkorps. Die Nationalgarde hatte beschlossen, keine Rede zu halten; der König trat in ihre Mitte und sprach die denkwürdigen kräftigen Worte: „Ich freue Mich, der Straßburger Nationalgarde bezeugen zu können, mit wie großem Vergnügen Ich sie sehe. Ich hatte dies lebhaft gewünscht, wegen des Zutrauens, das sie Mir längst schon eingeflößt. Auf diese eben so kriegerischen, als patriotischen Einwohner kann Ich zur Vertheidigung dieses wichtigen Bollwerks unserer Gränzen zählen. Wenig Veteranen meines Alters, die zur Vertheidigung des Vaterlandes gestritten, sind mehr übrig, doch mit lebhaftem Vergnügen sehe Ich deren noch in diesen Gegenden. Ich zweifle nicht daran, ihre Nachfolger werden in die Fußtapfen derselben treten, und im Jahre 1831 werden wir abermals Vaterlandsvertheidiger finden, wie im Jahre 1792.“ Auf diese Worte ertönte der Ruf: Es lebe der König! Es lebe die Freiheit! Nun trat der König einige Schritte weit vor, legte die Hand auf das Herz, und rief aus: „Wer den König von der Freiheit trennt, ist ein schlechter Bürger, deren gibt es nicht unter Ihnen. Es lebe die Freiheit *)!“

Die Deputation, welche der Schweizerbund nach Straßburg sendete, um da den König Ludwig Philipp zu begrüssen, bestand aus dem Bürgermeister Wyß aus Zürich und dem ersten Syndicus Rigaud aus Genf. Beide erhielten vom Könige den wiederholten Ausdruck der freundlichsten Nachbargesinnung für die Schweiz. Sie trafen dort mit mehrern deutschen Fürsten, Gesandten und sonstigen hohen Personen zusammen, die ebenfalls sehr erfreut über des Monarchen natürliche, vom Herzen kommende und zum Herzen gehende Huld waren. Als er den Namen Wyß aus Zürich hörte, sagte er: „Als ich bei meinem Exil in der Revolutionszeit die Schweiz durchzog, verweilte ich auch einige Zeit in Zürich, und genoß da viel Güte und Gastlichkeit von einem Bürger Ihres Namens; war das vielleicht ein Verwandter von Ihnen?“

---

*) S. Nr. 150 Leipziger Zeitung vom 24. Juni 1831.

„Ja, Sire, es war mein Vater!" Darauf schloß der König den Bürgermeister Wyß in seine Arme, große Thränen standen ihm in den Augen, und es war, als wollte er des Abgeordneten Hand nicht loslassen. Er zog die Schweizerdeputirten nicht nur zur Tafel, sondern sie mußten auch in seinem Zimmer mit ihm frühstücken. Den wackern Rigaud kannte er von frühern Zeiten her, und ihm äußerte der König wiederholt seine Achtung für seine Stadt und ihre würdige Stellung in der neuesten Zeit *).

– „Wir gehen einer baldigen Entscheidung entgegen," berichtete man, Privatmittheilungen zu Folge, aus Paris vom 14ten Juni. Die Unruhen in Tarascon wirken schlimm auf die Armee ein; ein Beispiel von Insubordination zieht andre nach sich; außerdem ist eine junge Armee selten für den Frieden. — Aus den Provinzen kommen täglich Nachrichten von Unruhen an, die den verschiedensten Charakter haben, aber alle zeigen entweder offenen Widerstand gegen die Regierung, wie die karlistischen Unruhen, oder Geringschätzung der Behörden, wie mehrere Unruhen, die durch das zunehmende Elend der untersten Volksklassen veranlaßt wurden. Der König sollte alles gut machen durch eine Reise, und die Reise führte Demüthigungen mit sich.

In Bar le Duc sprach sich die Municipalität in ihrer Rede gegen die Erblichkeit der Pairie aus, und Louis Philipp verwieß mit Bitterkeit, doch nicht ohne Würde, diesen Eingriff in die Regierung. In Metz war der König sogar genöthigt, einer Person, die im Namen der Nationalgarde sprach, in die Rede zu fallen, und Stillschweigen zu gebieten. Als nämlich der König bei seiner Ankunft zu Metz dem, ihm die Offiziere der Nationalgarde vorstellenden Maire geantwortet hatte, nahte sich ein Kapitain der Nationalgarde mit einer schriftlich abgefaßten Rede, die er an den König halten wollte. Der König fragte ihn, ob er der Befehlshaber der Nationalgarde sei? „Nein, Sire, allein ich bin durch den Kommandanten beauftragt." Der König ließ ihn hierauf reden: „Sire! Schon mehr als einmal seit der Julirevolution hat die Nationalgarde von Metz an Ew. Majestät den Ausdruck der Ergebenheit für den Thron des Bürgerkönigs und ihre Wünsche für die Institutionen, welche ihn stützen sollen, gerichtet. Bald werden Sie in unsern Reihen einen neuen

*) S. Nr. 165 der Leipz. Zeitung vom 12ten Juli 1831.

Beweis unserer Zuneigung empfangen. Ja, wir tragen auf unsern Fahnen die Devise: Freiheit, öffentliche Ordnung. In unsern Augen sind diese zwei Ideen unzertrennlich. Die Ordnung ist eine unerläßliche Bedingung der Freiheit. Denn hat nicht die Erfahrung bewiesen, daß das sicherste Mittel, die Ordnung zu sichern, darin besteht, den fortschreitenden Bedürfnissen der Civilisation durch liberale und volksthümliche Gesetze genug zu thun? Unter diesen Gesetzen ist das entscheidendste für Frankreichs Zukunft dasjenige, welches den andern Zweig der gesetzgebenden Gewalt organisiren soll"... Bei diesen Worten unterbrach ihn der König und sagte: „Die bewaffnete Macht soll nicht berathschlagen! Sie sind nicht mehr das Organ der Nationalgarde und somit darf ich Sie nicht mehr anhören" *).

Ein Supplement des „Courrier de la Moselle" theilte noch einige Details über das zu Metz Vorgefallene mit. Der Befehlshaber der Nationalgarde war als Deutscher in einiger Verlegenheit, die Rede an den König zu halten, deswegen beauftragte er den Kapitain Voirhaye damit. Der König unterbrach ihn mit folgenden Worten: „Genug, die Nationalgarde soll sich nicht mit politischen Fragen beschäftigen; sie hat keine Meinung abzugeben." Hr. Voirhaye antwortete: „Sire, sie gibt keine Meinung ab, sondern drückt nur einen Wunsch aus." Der König erwiederte: „Die Nationalgarde darf keinen Wunsch sich bilden; die Berathungen sind ihr untersagt, ich will nichts weiter davon hören." Unmöglich war die Fortsetzung des Gespräches; das Offizierkorps zog sich zurück. Einige Tage vor der Ankunft des Königs hatte der Maire von Metz einen Brief des Präsidenten im Konseil anschlagen lassen, worin die Bürger Folgendes lasen: „Der König hat die förmliche Absicht kund gegeben, daß seine Reise keinen Aufwand, von welcher Art er sei, herbeiführen solle, weder für die Beamten, noch für die Gemeinden. Sein einziger Zweck ist, daß er sich in unmittelbare Verbindung mit der Bevölkerung setzen will, um ihre Wünsche zu vernehmen und ihre Bedürfnisse kennen zu lernen."

Als Ludwig Philipp die belgische Krone für den Herzog von Nemours ablehnte, hatte er bekanntlich den Wunsch, einen neapolitanischen Prinzen auf den belgischen

---

*) S. Nr. 142 der Leipz. Zeit. vom 28sten Juni 1831.

Thron zu bringen. Ein angeblich ächtes Privatdocument in den „Times" theilte folgende, in dieser Beziehung zwischen ihm und einem belgischen Deputirten stattgefundene Unterredung mit: „Warum," dies sind die Worte des Königs, „wollen Sie nicht einen neapolitanischen Prinzen nehmen? Sie lächeln, und mein Antrag schient Sie in Erstaunen zu setzen. Es ist wahr, wer in der Atmosphäre von Neapel lebt, athmet nicht gerade die Luft der Freiheit. Aber sie sollten ihn sehen. Er ist noch keine 20 Jahre alt; in diesem Alter sind die Stoffe noch zu bearbeiten, und wir Franzosen könnten ihn hier vollends ausbilden. Meine Kinder würden gut mithelfen. Da wir jetzt allein sind, will ich Ihnen sagen, wie ich mich verheirathete. Während wir aus Frankreich verbannt waren, wurde mein Bruder das Opfer der Schwindsucht. Wie gewöhnlich in solchen Fällen, ward ihm verordnet, nach Italien zu reisen, wo er sein Grab fand. Sein Tod beugte mich tief, und ich war im Begriff, Neapel zu verlassen, ohne die königliche Familie gesehen zu haben. Der Sohn eines Regicide, dachte ich, würde nicht gut bei Hofe empfangen werden; da ich indessen wünschte, den Schein der Nichtachtung zu vermeiden, gab ich jenen Entschluß wieder auf. Ich ward aber mit einer Artigkeit aufgenommen, die meine Einbildung vielleicht noch vergrößerte, da ich nichts als Kälte erwartet hatte. Ich wiederholte meinen Besuch, und als ich fand, daß mir freundliche Aufmerksamkeiten erzeigt wurden, verschob ich meine Abreise. Die Königin behandelte mich mit großer Zuvorkommenheit, und ich erkannte bald, daß sie Absichten auf mich für eine ihrer Töchter hatte. Nun, sagte ich zu mir selbst, warum sollte ich nicht eine Prinzessin von Neapel heirathen, wenn ich Eigenschaften an ihr bemerke, die sie zu einer guten Mutter machen werden, und die ich mir für eine Frau wünsche? In der That, Amalie gefiel mir und ich heirathete sie. Ich bildete sie nach meiner Weise und meinen Ideen; so sehen Sie, daß eine Prinzessin von Neapel eine gute Frau werden kann. Späterhin hörte ich, daß der Königin, ihrer Mutter, früher in den Kopf gesetzt worden war, einst würde die Familie Orleans in Frankreich herrschen. Sie urtheilte listig, und so geschah es, daß sie keinen Anstand nahm, ihre Tochter einem Verbannten zu geben, und sich mit einem Manne zu verbinden, der mit dem Blute eines Bourbons befleckt war. Wenn Sie nun den neapolitanischen Prinzen neh-

men, will ich ihm auch eine meiner Töchter geben, das heißt, wenn eine von ihnen dazu geneigt ist; denn obgleich ich König bin, bin ich auch Vater, und meine Töchter sollen nicht gezwungen werden, Männer zu heirathen, die sie nicht lieben. Ich sehe nicht auf königliches Blut, und sie machen sich eben so wenig daraus. Was halten Sie von Marien? Gestern haben Sie lange mit ihr geplaudert. Sieht sie mit ihren blonden Locken nicht ganz bezaubernd aus? Sie ist so liberal, wie Sie und ich. Bei alle Dem darf ich meine Louise nicht vergessen, welche die Aeltere ist, sie mit den schwarzen Augen, die so kalt aussieht, obgleich sie gefühlvoll ist. Sie hat Vestigkeit und Verstand; auch sie ist liberal, obgleich nicht so warm, wie ihre Schwester. Uebrigens (lachend) ehe euer König euere Konstitution annimmt, müßt ihr ihn in's Palais-royal kommen lassen, denn wenn er weder Louisen noch Marien gefällt, so habe ich ihm nichts zu sagen. Doch, um wieder ernsthaft zu reden, sagen Sie Ihren Belgiern, daß Sie die Bande der Freundschaft zwischen uns vester geschlungen haben, und daß Sie auf mich lebenslang als auf ihren Vater und ihre veste Stütze zählen dürfen" *).

Auf die Anrede des Maire von Havre, am 20sten Mai d. J., an welchem Tage der König Ludwig Philipp den dortigen Hafen besichtigte, den Grundstein zu einem neuen Bassin legte und dann eine Lustfahrt auf dem Meere machte, erwiederte derselbe in gleich kraftvollem Geiste Folgendes: „Ich glaube zu der Hoffnung berechtigt zu sein, daß der innere Friede der Entwickelung des Handels günstig sein wird, und ich werde, um dies Ziel zu errei-

---

*) Dieses treffliche Charakter-Gemälde fand ich bei'm aufmerksamen Durchlesen des am 28sten Mai d. J. erschienenen Probeblattes einer zur unverkennbaren geistreichen Verschönerung vaterländischer Zeitung beginnenden Beilage des Titels: die Zeit. S. 3. Die Herzlichkeit, mit der die hier vorgetragenen Gefühle von einem so würdevollen Könige ausgesprochen worden sein sollen, müssen wol in jedem ächt christlich fühlenden Gemüthe ganz unwillkührlich eine Sympathie entflammen, vermöge welcher daher sicher Viele nicht unangenehm finden werden, daß es mir innige Freude gewährte, die Charakteristik dieses ausgezeichneten Monarchen durch einen solchen, unverfälschten Christensinn athmenden, stoffreichen Beitrag noch lichtvoller verschönern zu können.

chen, nichts unversucht lassen, was mit unsrer Ehre und Nationalunabhängigkeit zu vereinbaren ist: denn wenn diese Güter je angegriffen oder kompromittirt werden sollten, würde ich die Waffen meiner Jugend wieder ergreifen, und noch ein Mal für mein Vaterland kämpfen, wie ich das Glück hatte, es bei Jemappe und Valmy zu thun" *).

Ludwig Philipp will der Franzosen Glück und Zufriedenheit durch unverbrüchliche Wahrheit der Charte begründen, bevestigen und vergrößern, gewährt und schützt jede Freiheit, welche die edle Natur des Menschen verlanget. Wären alle Franzosen von des Königs redlichem Willen überzeugt: so bedürfte Frankreich zur Verhütung einer Gegen-Revolution nicht die geringste militairische Gewalt. Unter dieser Voraussetzung würde vielmehr der wohlthätige Scepter Ludwig Philipp's Künste und Wissenschaften, Handel und Gewerbe blühend erhalten, indem die Wohlfahrt des Landes nie durch innere Unruhen gefährdet wäre.

Der volle, reiche Akkord: „Es werde Licht!" zittert in gewaltigen Tönen durch alle Regionen der Welt, hallt wieder in allen harmonischen Seelen, und vergebens wird das Bemühen jener Balgtreter sein, die den verderblichen Feuerbrand einer störenden Gegenrevolution in verborgenen Werkstätten anschüren und unterhalten, um ihre geheimen Machinationen zur Vernichtung der segensvollen Julireform 1830 hervortreten zu lassen. An dieser Hoffnung, an dieser Gewißheit haltet vest, Ihr, die Ihr frommen Sinnes und hellen Auges seid! Doch wachet und kämpfet mit den Waffen des Geistes, und im Uebrigen lasset Gott walten, der die Geschicke der Völker regelt, wie die Bahn der Sterne **)!

---

*) Leipziger Zeitung, Nr. 129, vom 31sten Mai d. J. 1831.

**) S. Denkwürdigkeiten für Sachsen, Nr. 34 vom 29sten April 1831. S. 136.

Beilage 9.

Was protestantische Fürsten beim Uebertritt zur katholischen Kirche aussprechen mußten, lehret das Glaubensbekenntniß, welches Friedrich August II., Kurfürst von Sachsen und König von Polen, ablegte, da er im Jahre 1717 noch als Kurprinz zu Wien öffentlich von der evangelischen zur römisch-katholischen Kirche übertrat.

Ich glaube und bekenne, daß ich durch sonderbare Fürsorge dieser christlichen Obrigkeit einzig und allein aus angewendetem Fleiße und Hülfe derer heil. Patrum dieses Klosters von dem ketzerischen Wege und Glauben zu der wahren römisch-katholischen und seligmachenden Lehre bin gebracht worden, und daß ich dieselbe freiwillig und ohne allen Zwang angenommen, will ich beides mit meinem Munde und Zunge der ganzen Welt zu erkennen geben.

1) Ich bekenne und glaube, daß der Papst Christi Statthalter sei, und nach seiner Beliebung den Menschen die Sünde zu vergeben und zu behalten, in die Hölle zu werfen und in den Bann zu thun, Macht und Gewalt habe.

2) Ich bekenne, daß der Papst das Haupt der Kirche sei und nicht irren könne.

3) Ich bekenne, daß der Papst alles, was er Neues gestiftet hat, es sei in oder außer der heiligen Schrift, was er befohlen, wahrhaftig, göttlich und selig sei, welches der gemeine Mann höher achten soll, als die Gebote des lebendigen Gottes.

4) Ich bekenne, daß der allerheiligste Papst von Jedermann soll mit göttlicher Ehre verehret werden und zwar mit tiefstem Kniebeugen, als dem Herrn Christo selbst zugehöret.

5) Ich bekenne und glaube, daß der Papst vor allen in allen Stücken als ein allerheiligster Vater soll geehret werden, dannenhero sollen solche Ketzer, welche seinen Stiftungen zuwider leben, ohne alle Exception, ohne alle Barmherzigkeit nicht allein mit Feuer und Schwerdt aus

dem Wege geräumet, sondern auch mit Leib und Seele in die Hölle gestoßen werden.

6) Ich bekenne, daß das Lesen der heil. Schrift der Ursprung aller Rotten und Sekten, wie auch eine Quelle der Gotteslästerung sei.

7) Ich bekenne, daß die verstorbenen Heiligen anzurufen, ihre Heiligenbilder zu verehren, die Kniee vor ihnen zu beugen, zu denenselben Wallfahrten anzustellen, sie zu bekleiden, vor ihnen Lichter anzuzünden, gottselig, heilig und nützlich sei.

3) Ich bekenne, daß ein katholischer Priester viel größer sei, als die Mutter Maria selbst, als welche den Herrn Christum nur einmal geboren und nichts mehr gebieret; aber ein römischer Priester opfert und erschaffet den Herrn Christum nicht allein, indem er will, sondern auch alle Wege, wenn er will, ja nachdem er ihn erschaffen, verspeiset er ihn auch.

9) Ich bekenne, daß für die Verstorbenen Messe lesen, Almosen austheilen, nützlich sei.

10) Ich bekenne, daß der römische Papst Macht habe, die Schrift zu verändern, und nach Belieben zu vermehren und zu vermindern.

11) Ich bekenne, daß die Seelen nach dem Tode im Fegfeuer gereiniget, und daß ihnen durch das Meßopfer der Priester einige Hülfe zu der Erlösung widerfahre.

12) Ich bekenne, daß, welche das heil. Abendmahl unter einerlei Gestalt gebrauchen, diese den ganzen Christum mit Leib und Blut zusammt der Gottheit und seinen Beinen genießen, die es aber unter beiderlei Gestalt gebrauchen, nur das bloße Brod und Wein genießen und essen.

13) Ich bekenne, daß 7 wahre und wirkliche Sakramente sein.

14) Ich bekenne, daß Gott in Bildern verehret, und mittelst derselben von den Menschen erkannt wird.

15) Ich bekenne, daß die Jungfrau Maria eine Himmelskönigin sei, und zugleich sammt dem Sohne herrsche, nach dero Belieben der Sohn Alles thun muß.

16) Ich bekenne, daß die Jungfrau Maria beide von Engeln und Menschen höher gehalten werden soll, als Christus der Sohn Gottes selbst.

17) Ich bekenne, daß die Gebeine der Heiligen große Kraft in sich haben, weswegen sie von den Men-

schen sollen geehret und ihnen Kapellen aufgebauet werden.

18) Ich bekenne, daß der römisch-katholische Glaube unverfälscht, göttlich, seligmachend und wahrhaftig, der evangelische aber, von welchem ich gutwillig abgetreten, falsch, irrig, gotteslästerlich, verflucht, ketzerisch, schädlich, aufrührerisch, gottlos, ersonnen und erdichtet sei. Weil derowegen die römisch-katholische Lehre durchaus gut und heilsam: so verfluche ich alle diejenigen, welche mich in diesem widerwärtigen und gottlosen ketzerischen Glauben auferzogen; ich verfluche auch diejenigen, welche mir den römisch-katholischen Glauben zweifelhaftig und verdächtig gemacht; gleichwie ich auch den verfluche, der mir den verfluchten Kelch dargereichet. Ich verfluche mich selbst, und heiße mich verflucht, weil ich dieses verfluchten Ketzerkelchn, aus dem mir zu trinken nicht geziemt, mich theilhaftig gemacht habe und will deswegen auch ewig verflucht bleiben.

19) Ich bekenne, daß die heil. Schrift ein unvollkommen todter Buchstabe sei, so lange er von dem Papste zu Rom nicht erklärt und dem gemeinen Manne zu lesen zugelassen wird.

20) Ich bekenne, daß eine Seelenmesse eines römischen Priesters viel nützlicher sei, als hundert und mehr Predigten, und darum verfluche ich alle dieselben Bücher, die ich gelesen, darinnen diese ketzerische und gotteslästerliche Lehre enthalten ist, ich verfluche auch alle meine Werke, die ich, so lange ich bei diesem ketzerischen Glauben gelebet, verrichtet habe, damit sie am jüngsten Gerichte nicht etwa bei Gott etwas verdienen.

Dieses alles thue ich aus einem aufrichtigen Gemüthe, und bekräftige vermittels eines aufrichtigen Gemüthes und öffentlichen Widerrufs dieser ketzerischen Lehre in Gegenwart der hochgelahrten Herren und ehrwürdigen Patrum, der zuhörenden Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, daß die römische Kirche in diesen und dergleichen Artikeln die wahrhaftigste sei; über dieses verspreche ich auch, daß ich nimmermehr die Zeit meines Lebens zu dieser ketzerischen Lehre unter beiderlei Gestalt, ob es auch gleich vergönnt wäre, oder sein möchte, mich wieder wenden will; ich verspreche auch, daß so lang ich einen Blutstropfen in meinem Leibe habe, ich meine Kinder nicht ferner zu dieser Lehre halten, und mit meinem Wissen und Willen nicht zugeben will, daß sie durch Andre dazu sollten ge-

halten werden, welche ich auch zugleich mit diesem Kloster verloben will, daß sie darinnen zu Dienern Gottes erzogen werden.

Glaubensbekenntniß des regierenden Herzogs von Sachsen-Zeiz, Moritz Wilhelm, als er im Jahre 1717 von der evangelischen zur römisch-katholischen Kirche überging.

I. Wir bekennen und glauben, daß wir durch sonderbare Sorgfalt hoher Personen, auch angewendeten Fleiß derer Patrum Jesuiten, von den ketzerischen Wegen und Glauben sind gebracht worden, und daß wir sothanen römischen katholischen Glauben freiwillig und ungezwungen angenommen haben, wollen auch beides mit Mund und Herzen der ganzen Welt zu erkennen geben.

II. Wir bekennen und glauben, daß der Papst dieses alles, was er neues stiftet, es sei in oder außer der heil. Schrift, was er auch anbefohlen, wahrhaftig als Gottes Wort, als die Gebote Gottes zu halten sei.

III. Wir bekennen und glauben, daß der Papst Christi Statthalter sei, und nach seinem Belieben den Menschen die Sünde zu vergeben und zu behalten und in die Hölle zu stürzen und in den Bann zu thun Vollmacht hat.

IV. Wir bekennen und glauben, daß der Papst das Haupt der Kirche sei und nicht irren kann.

V. Wir bekennen und glauben, daß der allerheiligste Vater Papst von jedermann mit göttlichen Ehren verehrt werden soll, und zwar als Christus selbst.

VI. Wir bekennen und glauben, daß der Papst von allen Ständen als der Allerheiligste soll verehrt werden, und sollen solche Ketzer, welche seiner Schrift zuwider leben, nicht allein durch Feuer und Schwerdt aus dem Wege geräumet, sondern auch mit Leib und Seele in die Hölle gestoßen werden.

VII. Wir bekennen und glauben, daß das Lesen der Bibel die Verwirrung aller Rotten und Sekten, wie auch die Quelle der Gotteslästerung sei.

VIII. Wir bekennen, daß ein römischer Priester größer sei, als die heilige Mutter Gottes, welche den Herrn Christum geboren, aber nicht mehr gebieret; hingegen ein rö-

mischer Priester eröffnet und erschaffet den Herrn Christum, wenn er will, nachdem er ihn erschaffen, verschließt er ihn wieder.

IX. Wir bekennen, daß der Papst Macht habe, die Schrift zu ändern, auch nach Belieben zu mindern oder zu mehren.

X. Wir bekennen, daß das Meßlesen für die Verstorbenen allerdings nützlich und heilsam sei.

XI. Wir bekennen, daß die Seele nach dem Tode durch das Fegefeuer gereinigt werde, und ihr hierdurch Erlösung widerfahre.

XII. Wir bekennen, daß das heil. Abendmahl unter einerlei Gestalt gut und selig sei, unter beiderlei Gestalt aber ketzerisch und verdammt.

XIII. Wir bekennen und glauben, welche das heilige Abendmahl unter einerlei Gestalt gebrauchen, den ganzen Christum mit Leib und Blut zusammen, mit seiner Gottheit und Gebeinen empfangen, welche es aber unter beiderlei Gestalt gebrauchen, nur das bloße Brod und Wein genießen.

XIV. Wir bekennen, daß das Sakrament frei stehet zu gebrauchen, wenn man will.

XV. Wir bekennen, daß die heil. Jungfrau Maria beides von Engeln und Menschen gehalten werden soll, als der Sohn Gottes Christus selbst.

XVI. Wir bekennen und glauben, daß die Gebeine der Heiligen große Kraft in sich haben, deswegen sie von Menschen sollen geehrt, mithin Kapellen auferbaut werden.

XVII. Wir bekennen, daß Gott in Bildern geehrt und vermittelst derselben erkannt werden soll.

XVIII. Wir bekennen und glauben, daß der römische Glaube unverfälscht sei und gottselig mache, als ein wahrhaftiger, der evangelische aber, von welchem wir gutwillig abtreten, falsch, irrig, gotteslästerlich, verflucht, ketzerisch, schädlich, nicht aufrichtig, sondern gottlos, ersonnen und untüchtig zur Seligkeit sei; weil derentwegen die römische Religion durchaus vollkommen, in denen Auslegungen der heil. Schrift richtig und solcher Gestalt gut und heilsam ist, so verfluchen wir:

1) alle diejenigen, welche das Abendmahl mit gotteslästerlicher Ketzerei unter beiderlei Gestalt genießen und gebrauchen.

2) Wir verfluchen auch unsre Eltern, die uns bei solchem ketzerischen Glauben auferzogen haben.

3) Verfluchen wir auch diejenigen, welche uns von dem römischen Glauben zweifelhaft gemacht, gleichwie auch diejenigen, welche uns den verfluchten Kelch gereichet haben.

4) Wir verfluchen uns selbsten und heißen uns verflucht, weil wir uns dieses ketzerischen Kelchs theilhaftig gemacht haben.

5) So verfluchen wir auch alle diejenigen Bücher, die wir gelesen, darinne diese ketzerische und gotteslästerliche Lehre enthalten ist.

6) Wir verfluchen auch unsere Werke, so lange wir bei diesem ketzerischen Glauben gelebet haben und verrichtet, damit sie am jüngsten Tage nicht etwan vor Gott uns verdammen. Dieses alles bekennen wir aus aufrichtigem Gemüthe frei und ungezwungen, bekräftigen es vermittelst eines öffentlichen Widerrufs dieser ketzerischen Lehre.

7) Hingegen schwören wir, daß wir nimmermehr Zeit unsers Lebens zu dieser ketzerischen Lehre unter beiderlei Gestalt uns wieder wenden wollen.

8) Wir schwören auch, so lange wir einen Blutstropfen haben, wollen wir diese verfluchte evangelische Lehre ganz und gar mit Worten und Werken, auch das Schwerdt nicht ausgenommen, verfolgen; bekräftigen auch letztlich, daß wofern uns etwas von andern geistlichen und weltlichen Sachen entgehen soll, weder aus Pracht oder Lust von dieser seligmachenden römisch-katholischen christlichen Kirche niemals weder abweichen noch zu der verfluchten Ketzerei wieder treten oder evangelisch werden wollen.

Beilage 10.

In der Kammer der Abgeordneten zu München wurden am 3ten Juni 1831. 6 Gesetzentwürfe über die Presse vorgelegt, von denen der **IV.** ein Gesetz über die Vergehen und Verbrechen durch den Mißbrauch der Presse und ihrer Erzeugnisse enthält. Der Mißbrauch der Presse

hat (zu Folge dieses Gesetzentwurfes) 3 Abstufungen: 1) Preßübertretungen, 2) Preßvergehen und 3) Preßverbrechen. Erstere werden bestraft mit Arrest von 2 Tagen bis 2 Wochen, und an Geld von 5 bis 200 Gulden, die andern mit Gefängniß bis zu 2 Jahren, und die dritten mit Arbeitshaus von ein bis 6 Jahren, zu vollziehen in einer Vestung. Als Preßvergehen und Verbrechen sind bezeichnet: Aufreizung zu Vergehen und Verbrechen, Schmähung der Gesetze, Beleidigung des Königs und der Königin (6 Jahre Arbeitshaus), des Thronerben, der Mitglieder der königlichen Familie, fremder regierender Häupter, Gesandter, der Regierungen oder Behörden fremder Staaten; Aufreizung fremder Staaten zum Aufruhr; Schmähung der Staatsregierung, öffentlicher Beamten, der Stände, der Landräthe, der Wahl=, Distrikts= oder Gemeindeversammlungen, der Geschwornen, der öffentlichen Körperschaften, der Religion, unzüchtige Darstellung, Verläumdung, bei welcher nicht entscheidet, ob der Angegriffene genannt oder kenntlich bezeichnet ist. Der Beweis der Wahrheit von Anschuldigungen macht straffrei, jedoch nur, wenn dieselben ein öffentliches Verhältniß berühren. Wenn aber ehrenrührige Handlungen aus dem Privatleben bekannt gemacht werden, so schützt auch der Beweis der Wahrheit nicht vor Strafe. Ausstreuung von wissentlich falschen Nachrichten über bevorstehende Regierungsmaßregeln, woraus Beunruhigung oder Störung des Vertrauens entstehen könnte; Verbreitung von Schriften, welche bereits durch Urtheil für sträflich erkannt worden sind.

Die Verantwortlichkeit geht nach folgender Ordnung: a.) Verfasser, b.) Herausgeber, c.) Verleger, d.) Drucker, e.) Verbreiter. Entflieht die Person, welche die Verantwortlichkeit trifft, so haftet die nächstfolgende Person. Für censirte Artikel ist nur der Censor verantwortlich. Auch über im Auslande gedruckte Artikel können von inländischen Gerichten Strafen erkannt werden. *)

Was unlängst der treffliche Welker, der muthige Anwald der Preßfreiheit vor dem Bundestage, über diese Angelegenheit in der badischen Wahlkammer sprach, sind die freisinnigsten Worte, die vielleicht in den Hallen einer

*) Leipziger Zeitung, Nr. 140. vom 13ten Juni 1831. S. 1450 u. f.

deutschen Ständeversammlung laut geworden. Wesentlich ist — nach ausdrücklichen Betheurungen Welker's — die Preßfreiheit für die sittliche Entwickelung, für die politische Bildung und Kraft der Staaten, für die Freiheit und Rechte der Einzelnen, wie der Gesellschaften. Wer möchte den einen freien Mann, wer möchte den persönlich frei nennen, der nicht das Recht hat, die Erfahrungen, Ansichten und Wünsche seiner Mitbürger zu vernehmen und auszusprechen? Sollen denn wir Deutsche, Männer eines großen, edlen Volks, das einst das erste in der Geschichte war, wollen und fortwährend zugeben, daß Deutsche nicht mit Deutschen über deutsche Angelegenheiten sprechen dürfen? Für — was man uns heilig verhieß, nachdem edles Blut in Strömen geflossen war — für Nationaleinheit des deutschen Vaterlandes und Herstellung des deutschen Rechtszustandes unter gewissen zeitgemäßen Modifikationen, für diese beiden größten, heiligsten Rechte des deutschen Volkes sehe ich keine Mittel, keine Garantie als — die Presse! Soll denn mit der freien Presse das letzte Band, mittels dessen Oestreicher und Baiern, Badener und Würtemberger sich mittheilen können, aufgehoben werden? Der deutsche Bund verheißt im 18ten Artikel selbst ausdrücklich Preßfreiheit ohne alle Censur. Er verheißt diese als das Hauptrecht für die deutschen Bürger, als die wesentlichste aller Garantieen; er verheißt sie zum Lohne für alle die Aufopferungen, welche die deutschen Völker machten znr Rettung ihrer Fürsten. Die badische Verfassung verheißt auch, als die Wahrheit der Verfassung, Preßfreiheit; sie ist, sei eine geschriebene Verfassung da oder nicht, das heiligste Recht eines Privatmannes, das der Bund nicht nehmen darf. Ich bin der Meinung, wir, das heißt die Minister der Krone und die Stände, begehen einen politischen Selbstmord, wenn wir dem Lande die Preßfreiheit länger vorenthalten. Vor 12 Jahren als einstimmig von einer edlen Kammer die heilige Sache der Wahrheit — die Preßfreiheit — unterstützt wurde, sprach ein Mann, den die Regierung selbst in ihre Mitte aufgenommen hatte, (von Liebenstein) die Worte aus, daß jede ständische Verfassung ohne Preßfreiheit eine Lüge sei, eine Täuschung!

Welch' ein Unglück ist es, daß zwar zu dem Volke gesprochen, aber nicht gut und nicht recht gesprochen werden darf, nicht mit der Stimme der Wahrheit, der Vaterlandsliebe, der Treue gegen den Fürsten, daß nur laut werden soll die Stimme so vieler Knechte und

Schmeichler, die weder gegen den Fürsten noch gegen das Volk selbst wahre Achtung und Treue haben. Sie müssen es wissen, was ihre Kommittenten von uns erwarten und fordern: Wahrheit der Verfassung; bringen wir sie dem Volke zurück. Zwar weiß ich, daß das Volk vor allem Erleichterung der materiellen Lasten verlangt. Aber die Presse hilft ab und beugt vor tausend materiellen Uebeln und bösen Maßregeln. Und mit allen Steuernachlässen, die wir bewirken können, ohne die wesentlichen Bedürfnisse der Regierung zu vernachlässigen, werden wir doch noch keine Wahrheit der Verfassung haben. Es verhält sich mit dem Volke, wie mit dem Einzelnen. Geben Sie dem einzelnen Familienvater Muth Freudigkeit, Vertrauen, eine frohe Stimmung: sein Hauswesen wird gut bestellt werden und der Segen nie daraus weichen; geben Sie ihm aber Mißmuth, Unzufriedenheit mit seiner Lage, Mißtrauen, Verstimmung: sein Hauswesen wird untergehen und nimmermehr zurückkehren. Ueber den materiellen Kräften stehen die geistigen und sittlichen Kräfte, und die Zufriedenheit in dieser Beziehung müssen wir unserem Volke zurückbringen; wir müssen sie auch in die niedrigste Hütte pflanzen *)." Die verderblichen Wirkungen der verhängnißvollen königlich französischen Ordonnanzen vom 25ten Juli 1830 zeigten sich unmittelbar nach deren Kundwerdung. Das öffentliche Vertrauen hörte plötzlich auf, die Bank weigerte sich ferner zu diskontiren, alle Geschäfte stockten. Die Besitzer der größten Buchdruckereien, deren Nahrungszweig bis an die Wurzel verwundet worden war, verabschiedeten ihre Arbeiter, dasselbe thaten die übrigen großen Fabrikherrn. Dadurch verbreitete sich die Gährung aus den obersten Volksklassen bis in die untersten, aus dem Herzen von Paris bis in die entferntesten Vorstädte, und die konstitutionelle Parthei zählte in ihren Reihen so viele Vertheidiger mehr, als Arbeiter brodlos geworden waren. Schon am frühen Morgen des 27. Juli 1830 wogte eine ungeheure Menschenmasse in den Straßen von Paris auf und nieder. Jede Minute brachte neue Schaaren aus den entlegenen Stadttheilen. Alle Werkstätten, alle Läden waren geschlossen. Die Verordnung des verhaßten Polizeipräfekts Mangin, welche

---

*) s. Denkwürdigkeiten für Sachsen, Nr. 34. vom 29. April 1831.

augenblickliche Verhaftung jedes Verbreitens von ordonnanzwidrigen periodischen Schriften, und augenblickliche Schließung jedes Lesekabinets oder Kaffeehauses gebot, deren Inhaber solche Journale oder Schriften zu lesen geben sollten, wurde verspottet. Die Zeit, wo solche Polizeiverordnungen das Publikum eingeschüchtert hatten, war vorüber, und der durch dieselbe beabsichtigte Zweck unerreichbar geworden.

Bereits am vergangenen Tage hatten sich nämlich, bald nach dem Erscheinen der Ordonnanzen, die Eigenthümer und Herausgeber mehrerer Journale bei dem berühmten Anwald Dúpin, dem Aeltern, versammelt, und seinen Rath begehrt. Seine Entscheidung fiel dahin aus, daß die Ordonnanzen gesetzwidrig wären, folglich zum Gehorsame nicht verpflichteten. Hierauf entschlossen sie sich zu einer Protestation, welche in der Nacht gedruckt, und am andern Morgen in Paris verbreitet wurde. Die Stelle: „da die Regierung den Gehorsam verletzt hat, sind wir des Gehorsams entbunden,“ wirkte wie ein Funken, der in ein offenes Pulverfaß geworfen wird. Umsonst verfügte sich die Polizei in die Druckereien der widerspenstigen Blätter; umsonst wurden die Pressen des National zerschlagen und die Lettern von Gensd'armen in die Straßenrinnen geworfen; umsonst die verantwortlichen Redakteure der Temps und des National gepackt und in den Kerker geschleppt: diese Blätter erschienen demungeachtet, wenn auch in Fragmenten; aber diese Fragmente riß sich das Volk aus den Händen, diese Fragmente enthielten Flammenworte, Aufrufe zum Widerstande!

Als das Volk die Unwürdigkeiten, welche gegen die Journalisten, und die Angriffe, welche gegen Preßfreiheit und Eigenthumsrecht geschehen waren, erfuhr, steigerte sich sein Unwille bis zur furchtbaren Entrüstung. Immer zahlreicher strömten die Schaaren entlassener Arbeiter heran, immer tobender wurde das Geschrei, immer lauter die Verwünschung. Volksredner ermahnten im Palais-Royal die Menge, dem Beispiele ihrer Väter zu folgen, und nicht demüthige Sklaven kläglicher Minister zu sein. Dröhnender Beifall begleitete jedes ihrer Worte und bereits vernahm man den schrecklichen Ruf: „Zu den Waffen!

Zu den Waffen! Tod den Ministern! Tod den Jesuiten! Nieder mit den Bourbonen *)!"

Daß auch der Papismus der Preßfreiheit hemmend entgegen tritt, geht aus folgendem Ereignisse hervor **). Im Jahre 1827 erschien in der Buchhandlung von Ch. E. Kollmann in Leipzig eine kleine Schrift, welche den Titel führt:

„Was sollten jetzt die protestantischen Katholiken in Deutschland thun? Eine kirchlich-politische Frage, beantwortet vom Professor Krug in Leipzig."

In dieser genugsam bekannt gewordenen Schrift sagt der Verf. unter Anderem S. 4: „Endlich darf auch bei Aufzählung der Ursachen, welche den Geist des Protestantismus in der katholischen Kirche verbreitet haben, der Einfluß der in unserer Zeit gestifteten Bibelgesellschaften nicht vergessen werden. Mag man jenseits das Bibellesen noch so sehr verbieten, oder auch nur beschränken und erschweren: es ist doch eine unläugbare Thatsache, daß in Deutschland besonders, wo Katholiken und Protestanten so häufig gemischt unter einander wohnen, die Bibel auch von jenen weit mehr gelesen wird, als sonst."

Hierauf fährt der Verfasser Seite 5 folgendergestalt fort: „Da fällt denn allmählig eine Schuppe nach der andern von den Augen. Da lernt man einsehen, daß das ursprüngliche Christenthum ein ganz anderes war, als das römisch-katholische, daß dieses nicht nur viel Jüdisches, sondern auch viel Heidnisches, nicht nur viel Unbiblisches und Unchristliches, sondern auch viel Unmoralisches und Irreligiöses in sich aufgenommen hat, und daß dahin vornehmlich Alles gehört, was jenseits von der Statthalterschaft und Untrüglichkeit des Papstes, von der Anbetung oder, wie man's lieber nennt, der Verehrung und

---

*) s. Johann Sporschils Schrift: „Die neueste französische Revolution und ihre Folgen." Leipzig, bei C. H. F. Hartmann, 1830. S. 32 — 36.

*) Entnommen aus dem „Bericht der theol. Fakultät zu Leipzig, in Bezug auf die Schrift des Professor Krug: Was sollten 2c. Altenburg, bei Schnuphase. 1828."

der Fürsprache der Heiligen, von Fegefeuer und Seelenmessen, von Ablaß und Indulgenzen, und von allem dem, was auf bloße Werkheiligkeit führt, gelehrt wird." — —

Und diese hier angezogene Stelle war ein Stein des Anstoßes. An ihr nahm das katholische Konsistorium zu Dresden ein gewaltiges Aergerniß! Durch sie hoffte es zu siegen; durch sie versuchte es, die Freiheit der Rede und Schrift zu unterdrücken!

Sich stützend auf eine unter dem 17. April 1826 ergangene Allerhöchste Verordnung führte das genannte Konsistorium bei dem Kirchenrathe zu Dresden eine Beschwerde wegen angeblich in der angegebenen Schrift ihm und der gesammten katholischen Christenheit zugefügten Beleidigung und Verletzung gedachter landesherrlicher Verordnung.

Der Kirchenrath zu Dresden, dem Gesuche des katholischen Konsistoriums willfahrend, erließ nun an die Universität zu Leipzig einen Befehl, in Folge dessen anbefohlen wurde, der dasigen theologischen Fakultät die genauere Befolgung der Verordnung vom 17ten April 1826 einzuschärfen.

Es konnte nicht fehlen, daß die theologische Fakultät zu Leipzig, sich bewußt, auch hier ihre Pflicht nicht verletzt zu haben, und eingedenk des ihr obliegenden hohen Berufs, die theuersten Interessen ihrer Mitchristen, ihre Religionswahrheiten, ihre Freiheit in Schrift und Rede zu wahren, nicht nur gegen den ihr gemachten Vorwurf sich vertheidigen, sondern dabei zugleich ihre innigste Ueberzeugung über den vorliegenden Gegenstand aussprechen mußte.

Eine solche Schrift aber, ein solches von der Fakultät einer berühmten protestantischen Universität ausgesprochenes Glaubensbekenntniß hat zu viel allgemeines Interesse, als daß es in den Aktenschränken vermodern dürfte. Es ist würdig, der Mit- und Nachwelt bekannt zu werden.

Die theologische Fakultät erstattete folgenden Bericht zur höchsten Behörde:

Allerdurchlauchtigster 2c.

Eure Königliche Majestät haben sich durch einige von dem katholischen Konsistorium bei Allerhöchstdero Kirchenrathe eingereichte Bemerkungen über die Censur der von dem Professor Krug unlängst herausgegebenen Schrift: „Was sollten jetzt die protestantischen Katholiken in Deutschland thun?" — welcher allerdings der dermalige Dechant un-

serer Fakultät das Imprimatur ertheilt hat, bewogen gefunden, uns die genauere Befolgung der unter dem 17ten April des vorigen Jahres erlassenen Allerhöchsten Verordnung durch den Kirchenrath einschärfen zu lassen.

Je mehr wir es für Pflicht gehalten haben, mit freimüthiger Vertheidigung und Verbreitung wahrhafter evangelischer Ueberzeugung die christliche Liebe und Milde zu vereinigen, desto weniger dürfen wir unterlassen, Folgendes ehrerbietigst vorzustellen.

Wir Alle sind überzeugt, daß durch das der genannten Schrift ertheilte Imprimatur unserer Pflicht und jener Allerhöchsten Verordnung nicht entgegengehandelt worden sei, da es eines Theils in dem Befugnisse der evangelischen Kirche liegt, die Gründe ihrer Trennung von der römisch-katholischen fortwährend immer mehr zur Erkenntniß zu bringen, andern Theils aber die Tendenz jener Verordnung, welcher wir schon um christlicher Liebe willen nachzukommen uns verpflichtet achten, unmöglich dahin gerichtet sein kann, den Mitgliedern unserer Kirche zu wehren, ihr Urtheil über das, wodurch andere Kirchen von der unsrigen sich unterscheiden, auszusprechen. So unangenehm dieses Urtheil auch klingen möge, so kann es um des Gewissens willen nicht gedämpft werden, wenn es frei von Verunglimpfungen ist, und in der Form des heiligen Ernstes nicht ermangelt, der nur die Wahrheit an den Tag zu bringen, nicht aber zu erbittern und zu kränken die Absicht hat. Unsere Kirche hat keine anderen Waffen, als das Wort Gottes, in der heiligen Schrift geoffenbart; auf diesem beruht sie; mit diesem müßte sie fallen; sie ist daher verpflichtet, das, was sie dem Worte Gottes gemäß erachtet, zu jeder Zeit und unter allen Umständen öffentlich zu bekennen, eingedenk der Antwort, welche der Heiland gegeben hat: „Habe ich unrecht geredet, so beweise es.“

Daher halten wir einmüthig dafür, daß die in der genannten Schrift Seite 5 befindliche Stelle, welche dem katholischen Konsistorium besonders anstößig gewesen ist, von der Censur nicht habe gestrichen werden können, da sie nichts Anderes enthält, als was unsere symbolischen Bücher wiederholt sagen, und was gesagt werden muß, wenn die protestantische Kirche ihre Trennung von der katholischen rechtfertigen will. Der Professor Krug nämlich hat keineswegs behauptet, daß der Katholicismus überhaupt durchaus unbiblisch, unchristlich, immoralisch und irreli=

giös sei, sondern er hat nur gesagt, daß viel Unbiblisches, Unchristliches, Immoralisches und Irreligiöses in dem römisch-katholischen Christenthume gefunden werde, mit namentlicher Erwähnung der Statthalterschaft und Untrüglichkeit des Papstes, der Anbetung der Heiligen, des Fegfeuers und der Seelenmesse, des Ablasses und der Indulgenzen. Alle diese Dinge aber werden von allen Protestanten dafür, wofür der Professor Krug sie erklärt hat, gehalten, und in den symbolischen Büchern dafür erklärt; und weit milder noch hat genannter Schriftsteller sich ausgedrückt, als oftmals geschehen, wie z. B. in einem gedruckten Bedenken der theologischen Fakultät in Tübingen, wo gesagt wird, daß in allen Beziehungen, in der Lehre, dem Kultus und dem Kirchenregimente die evangelische und die katholische Kirche gegen einander sich verhielten, wie Wahres und Falsches, Glaube und Aberglaube, Gottesdienst und Götzendienst, edle Freiheit und schmachvolle Knechtschaft. Unstreitig aber gehört es zu den Befugnissen unserer Kirche, daß ihre Mitglieder, was die symbolischen Bücher lehren, ungehindert aussprechen, und sie dürften hieran um so weniger zu behindern sein, da man jenseits, auch in der neuesten Zeit, nicht aufgehört hat, den Gegensatz scharf und deutlich auszusprechen. So lange die römisch-katholische Kirche kein Bedenken trägt, die selbst von katholischen Fürsten verworfene Bulle **In coena Domini** beizubehalten, und mittelst derselben unsere Kirche für ketzerisch und alle Mitglieder derselben für ewig verdammlich zu erklären, so lange muß unsere Kirche das Recht haben, zu sagen, daß sie solche Grundsätze für immoralisch, unchristlich und irreligiös halte. Denn wenn dies auch, wie jede Wahrheit, dem Gegner unangenehm ist, so ist es doch nicht unsre Schuld, daß wir es sagen müssen, und Niemand kann es aufrichtiger, als wir, bedauern, daß Männer, die den Beruf haben, die göttliche Wahrheit, welche unsere Kirche in der heiligen Schrift findet, ohne Ansehen der Person zu bekennen, durch Angriffe von Außen noch immer genöthigt werden, auch das Unangenehmste zu sagen. Von Beleidigungen der Person, von bloßer Erbitterung und Störung der Duldung und Liebe zwischen den Christen selbst, welche sich zu verschiedenen Kirchen halten, kann hier, wie es uns scheint, zum Mindesten eben so wenig die Rede sein, als wenn in einem Lande, dessen Einwohner, der absoluten Mehrzahl nach, der evangelischen Kirche zugethan sind, von Seiten

des Papstes öffentlich allen Gläubigen Ablaß angeboten, und denselben dabei zur Pflicht gemacht wird, für Ausrottung der Ketzereien, d. i. im Sinne der römisch-katholischen Kirche, für Ausrottung der evangelischen Kirche zu beten *). In einem solchen Falle scheint selbst die Liebe nicht mehr das Stillschweigen zu fordern, dagegen die Ehrfurcht für die eigene Kirche offenes Bekenntniß der Wahrheit zu gebieten. Denn die Liebe besteht nur in der Wahrheit.

Zu diesen höhern Rücksichten, welche dem Censor nicht gestatteten, der mehr erwähnten Schrift das Imprimatur zu verweigern, kommt noch die untergeordnete auf den Zustand des Buchhandels in Leipzig. Je strenger die Censur in Leipzig verfährt, desto häufiger wird geschehen, was jetzt schon oft genug geschehen ist, daß nämlich, was hier nicht gedruckt werden darf, in ausländischen Städten gedruckt und dadurch der Erwerb der hiesigen Buchdrucker, welche dermalen eine Genossenschaft von vierhundert Menschen ausmachen, verhindert wird. Und sollte den hiesigen Buchhändlern, auswärts gedruckte Bücher zu debitiren, untersagt werden, so würde dadurch der Ruin des Leipziger Buchhandels selbst herbeigeführt werden. Auch aus diesem Grunde glauben wir, Allerhöchstdieselben ehrfurchtsvoll bitten zu müssen, das katholische Consistorium belehren zu lassen, daß die Rücksicht auf das ihm Mißfällige unmöglich die Richtschnur der Leipziger Censoren sein könne, da unvermeidlich nicht nur auf dem Gebiete der protestantischen Theologie, sondern auch auf dem Felde der Geschichte, der Philosophie und der Rechtsgelehrsamkeit jedes Jahr viele Bücher erscheinen, an denen katholische Dogmatiker und römische Kanonisten Anstoß nehmen können.

In dieser freimüthigen Rechtfertigung werden Eure Königliche Majestät nichts weiter zu erblicken geruhen, als den Ausdruck unseres schuldigsten Vertrauens auf Allerhöchstdero Gerechtigkeit, welche sicher die evangelische Kirche in der Ausübung verfassungsmäßiger Rechte nicht behindern lassen wird, und der ungeheuchelten tiefen Ehrfurcht, womit wir stets verharren ꝛc.

Leipzig, am 28sten December 1827.

D. Tzschirner, Dechant. **D. Tittmann**, Senior.
D. Winzer. **D. Illgen**.

---

*) Bekanntlich geschah dieses am letzten katholischen Jubelfeste durch einen öffentlichen Anschlag an den Thüren der katholischen Hofkirche zu Dresden.

Was die theologische Fakultät, als solche, gesagt, das bedarf keiner Erörterung. Es ist so klar, angemessen, wahr und würdevoll, daß es Jeder verstehen kann, der es verstehen will; daß Niemand eine Mißdeutung machen kann, wer nicht absichtlich eine solche aufsuchen will! — Ihr, dieser Fakultät, steht das unbestreitbare Recht zu, über die geheiligten Wahrheiten der protestantischen Religion zu wachen; ihr kommt es zu, zu sorgen, daß das freie Wort nicht unterdrückt, daß das Licht, die Aufklärung, fort und fort verbreitet, und den jenseits gemachten Versuchen zu Unterdrückung des Protestantismus kräftig und muthig entgegengearbeitet werde.

Behauptet doch die protestantische Kirche — vielleicht zu ihrem eigenen Nachtheil! — fortwährend nur die Stellung des Vertheidigers, während von jenseit, auch in der neuern und neuesten Zeit, die des Angreifers nicht verlassen wird; während diese also sich fortwährend in der Offensive befindet, verschmäht jene dies ihr ebenfalls zu Gebote stehende Angriffsrecht, und behauptet nur die Defensive. — Und warum dieses? — Sei die Ursache, welche sie wolle, es kann, es wird nicht immer so bleiben. Keine andere Waffe, als das Wort Gottes, sagen die Berichterstatter, hat unsere Kirche; aber dieser gewaltigen Waffe soll sie sich auch auf alle nur mögliche Art und Weise bedienen. Offensiv und defensiv soll sie damit gegen ihre Gegner, die Römisch-Katholischen, auftreten, denn sie verletzt damit kein Recht! Warum ergriff Jesus die Offensive, als er das Judenthum bekämpfte? — Warum folgten diesem hohen Beispiele die Apostel, als sie auszogen gegen das Heidenthum? — Warum ergriffen Luther und Zwingli die Offensive, als sie gegen das Papstthum in die Schranken traten? — Weil sie wußten, daß sie anders die göttlichen Wahrheiten nicht verbreiten, anders der drohenden Vernichtung nicht entgehen konnten! Nicht mit der Waffe von Stahl und Eisen kämpft die protestantische Kirche: sie hat diese — die Geschichte beweist es — nur dann ergriffen, wann die gerechteste Nothwehr dazu aufforderte; ihr Krieg ist ein Streit um Wahrheiten, die sie aus den heiligen Schriften darthut. Jenseits hat man von jeher anders gedacht, und denkt auch jetzt noch anders. Einen Vernichtungskrieg hat man von dorther geführt, während man sich hier nur zu erhalten suchte. — Möge man es nicht dahin bringen, daß die Protestanten, auf deren

Seite die Bibel und die Intelligenz ist, ihre zeither bewiesene Nachsicht und Duldsamkeit ablegen, und durch Schrift und Wort die Gegner angreifen. Sie können es thun mit dem vollsten, unbestreitbarsten Rechte. Denn, abgesehen von dem nur zu oft Statt gefundenen gegenseitigen Anreizungen, wird endlich eine solche Offensive durch die Pflicht der Selbsterhaltung bedingt. — Und soll man nicht Meinungen, von deren Falschheit man überzeugt ist, — gleichviel, wer sie hegt — angreifen, sobald man deren Falschheit erkennt?

Man vergleiche nun damit die Rechtfertigung des katholischen Consistoriums in Dresden! — „War die Stimmung vor 50 Jahren die nämliche," sagt dasselbe — „oder hat sie sich seitdem geändert?" Derselbe Anschlag *), der im Jahre 1824, obschon er nur an den innern Kirchthüren angeschlagen war, und nicht einmal in der Gemeinde cirkulirte, so erbitterte, war, wie man aus den Akten nachzuweisen vermag, auch schon im Jahre 1775 in der hiesigen Hofkirche angeschlagen. Niemand dachte daran, ihm eine gehässige Beziehung, eine persönliche auf die Protestanten zu geben. Damals lebten beide Glaubenspartheien in ächt christlicher Eintracht neben einander; nur der neuesten Zeit war es vorbehalten, das gehässige Bild einer Anfeindung wegen religiöser Meinungsverschiedenheit aufzustellen.

Dieser Geist der Zwietracht scheint nur erst seit dem Jahre 1817 Eingang gefunden zu haben, und in der That finden sich seit dieser Zeit der Beispiele unzählige vor, daß man an kirchlicher Stätte sowol, als in Flugschriften mannigfaltiger Art, gegen die Lehren und Institute der katholischen Kirche vorzugsweise sich zu äußern anfing. Leider ist diese Stimmung, die von Jahr zu Jahr neue Nahrung erhält, noch jetzt die herrschende, obschon man katholischer Seits durch gleichzeitige Angriffe dazu weder aufgefordert, noch Veranlassung gegeben hat. Man denke nur an die Schriften eines Tzschirner's, Paulus, Tittmann's, Krug's, Frey's, Schmidt's, Krehl's, Pabstes und vieler Anderer, welche eben nicht in der Absicht, den Frieden zwischen den beiden Religionspartheien herzustellen, geschrieben zu sein scheinen. Allen diesen stand nur allein im Jahre 1826 eine Zeitschrift kämpfend gegenüber **);

---

*) s. S. 15. **) s. S. 13.

doch kaum in's Leben getreten, verschwand auch sie nach halbjährigem Wirken wieder von der Bühne. Seit dieser Zeit hat kein katholischer Schriftsteller in Sachsen auch nur das Geringste zu Widerlegung solcher, von Jahr zu Jahr häufiger erscheinenden, polemischen Schriften herausgegeben; nicht einmal vertheidigungsweise ist dieser Federkrieg von ihnen geführet worden. Vermag man nun unter diesen Umständen den Katholiken wol das Zeugniß einer edlen Mäßigung zu versagen? Und doch sind, selbst in diesem Augenblicke noch, die Tagesblätter von Angriffen auf dieselben überfüllt, noch enthalten die neuesten Reformationspredigten und Flugschriften die kränkendsten Ausfälle auf die Lehren der katholischen Kirche. Wo aber, kann man fragen, trifft man eine Erwiderung auf diese neuesten Anfeindungen, die aus einer katholischen Feder hiesiger Lande geflossen, mit gleicher Münze zahlte? — Gleichwohl dürfte es weder unerwartet, noch tadelnswürdig erscheinen, wenn man den katholischen Religionsantheil mit gleichen Waffen zu Felde ziehen sähe!

Weder in der Form, noch wider die Vorschriften der Billigkeit, hat daher das katholische geistliche Konsistorium verstoßen, wenn es, überzeugt, wie begründet leider der über dergleichen Aufsätze und Schriften katholischer Seits erregte Unwille sei, im Jahre 1827 eine Beschwerde wider die von dem Professor Dr. Krug erschienene Schrift: „Was sollten jetzt die protestantischen Katholiken in Deutschland thun?" einreichte und auf verfassungsmäßigem Wege, nicht allein auf eine öffentliche, den Katholiken zur Genugthuung gereichende Mißbilligung, sondern auch darauf, daß der Fortdauer dieser Befehdnngen kräftig gewehret werden möchte, antrug. Kein Billigdenkender wird es tadeln, wenn die katholisch-geistliche Behörde auf diesem Wege die Wiederherstellung des guten Vernehmens zwischen Katholiken und Protestanten zu vermitteln suchte, selbst der Unpartheiische wird es rühmen, daß der evangelische Kirchenrath, wiewol vergebens, diesem Wunsch zu entsprechen sich bemühete.

Mag immer die Reklamation der theologischen Fakultät zu Leipzig dieser ungeziemenden Polemik freien Eingang verschaffen: die sächsischen Katholiken werden gegen alle diese fortgesetzten Kränkungen nur Schutz unter der Aegide des Gesetzes suchen, nie aber zu den Waffen der Selbstvertheidigung greifen, welches ihnen, in so fern sie Ge-

brauch davon machen wollten, nicht einmal zum Vorwurfe gereichen könnte" *)!

Daß dies Alles im Geiste des Papismus geschrieben ist, bezeugt folgendes Rundschreiben des Papstes Pius VIII. an alle römische Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe und Bischöfe **).

Indem Wir im Begriffe sind, die uns Unwürdigem zu Theil gewordene päpstliche Würde am heutigen Tage in der Kirche zum Lateran nach der Sitte der Vorfahren anzutreten, öffnen Wir freudig Unser Herz vor Euch, ehrwürdige Brüder, die Uns Der, welcher die Pflichten der Menschen vertheilt, und die Zeiten beherrscht, bei Führung jenes Amtes zur Seite gestellt hat. Denn es ist Uns nicht nur angenehm und erwünscht, Unsere Gesinnungen gegen Euch kund zu thun, sondern auch für die christliche Kirche vortheilhaft und heilsam, in Gemeinschaft des Geistes zugleich Das zu betrachten, was derselben immer förderlicher werden könne. Denn dieses Amt, als Nachfolger Petri nicht nur die Lämmer, nämlich das christliche Volk, sondern auch die Schaafe, nämlich die Vorsteher, zu weiden, zu führen und zu leiten, ist Uns von dem Stifter der Kirche selbst anvertraut worden.

Wir jubeln und jauchzen und segnen den Fürsten der Hirten, daß er solche Hirten zur Wachsamkeit über seine Heerde gesetzt hat, die eifrig nur dafür sorgen, daß sie dieselbe auf den Weg der Gerechtigkeit führen und keinen Derer verlieren, welche der Vater ihnen anvertraut hat. Denn Wir kennen, ehrwürdige Brüder, Eure veste Treue, Euern warmen Eifer für die Religion, die wunderbare Heiligkeit Eures Wandels und Eure vorzügliche Klugheit. Wir erwarten daher von solchem Vereine treuer Arbeiter mit Ge-

---

*) Die katholischen Ansichten sind buchstäblich entlehnt aus der Schrift: „Freimüthige Beleuchtung der „Freimüthigen Beleuchtung der Parität zwischen der protestantischen und der katholischen Kirche in Sachsen, besonders in Dresden." Dresden, bei Hilscher, 1831. S. 30 — 33.

**) Aus dem lateinischen Originale in der katholisch-theologischen Zeitschrift: „Von der katholischen Kirche." 1830. Heft 2. S. 270 ff. übersetzt. Doch scheint das Original daselbst nicht ganz treu mitgetheilt worden zu sein.

wißheit nur Erfreuliches für Uns, für die Kirche und den heiligen päpstlichen Stuhl, und diese frohe Hoffnung stärkt Uns bei der Last und Schwierigkeit Unseres Amtes und bei den schweren Sorgen, welche Uns dasselbe auflegt. Wir wollen es daher auch gern unterlassen — damit es nicht scheine, als wollten Wir die ohnehin und freiwillig schon Eilenden anspornen — Euch in einer langen Rede auseinanderzusetzen und ins Gedächtniß zurückzurufen, was bei weiser Führung der Sache der Kirche beachtet werden müsse, und was die kanonischen Gesetze vorschreiben, damit Keiner die nöthige Wachsamkeit über die ihm anvertraute Heerde unterlasse, welche Aufmerksamkeit ferner und welchen Fleiß die Berufung der Diener der Kirche verdiene; Wir wollen vielmehr Gott mit heißem Gebete angehen, daß er Euch mit seinem Geiste beschütze und Eure Handlungen und Unternehmungen mit günstigem Erfolge kröne. Allein, wie Uns auch der Herr durch Eure Tugenden tröste, so können Wir dennoch das Vorgefühl des bittern Schmerzes, womit die Kinder dieser Zeit Uns heimsuchen werden, nicht unterdrücken.

Wir reden, ehrwürdige Brüder, von den Uebeln, welche bekannt und offenbar sind, welche wir Alle gemeinschaftlich beweinen und beklagen, die wir daher mit gemeinschaftlichem Eifer zu heilen und zu vertilgen streben müssen. Wir reden von den unzähligen Irrthümern und falschen Lehren, mit welchen nicht im Geheimen, sondern offen und heftig der katholische Glaube bekämpft wird. Es ist Euch bekannt, wie gottlose Menschen mit der Philosophie, deren Lehrer sie sich rühmen, und mit leeren Trugbildern die Religion bekriegt haben. Sie bekriegen damit vornehmlich den römischen Stuhl Petri, in welchem Christus seine Kirche begründet hat, und untergraben so die Einheit des Glaubens immer mehr. Das Ansehen der Kirche wird aller Orten geschwächt und die Vorsteher derselben werden angefeindet und verachtet. Die heiligen Gebote und Handlungen werden gering geschätzt und verspottet; die Lehren der Religion gelten für Mährchen und eitel Aberglauben. Mit Schmerzen sprechen Wir es aus: „die Löwen haben über Israel gebrüllt“ *)! In Wahrheit haben sie sich gegen den Herrn und seinen Gesalbten verbunden, und die Gottlosen rufen: „vernichtet es, vernichtet es bis auf den

*) Jerem. 2, 15.

Grund" *)! Dahin zielet das frevelhafte Beginnen der Sophisten unserer Zeit, welche keinen Unterschied unter den verschiedenen Glaubensbekenntnissen zulassen und meinen, daß man in jeder Religion selig werden könne; welche Diejenigen des Leichtsinns und der Thorheit beschuldigen, die von der Religion, in welcher sie erzogen worden, sich abwenden und zu einer andern, auch der katholischen, sich hinwenden. Es ist dies ein gottloses, frevelhaftes Beginnen, der Wahrheit, wie dem Irrthume, der Tugend, wie dem Laster, das gleiche Lob der Gerechtigkeit zu ertheilen; es ist dies eine gefährliche und der gesunden Vernunft widerstreitende Ansicht von der Indifferenz der Religionen, da uns vielmehr die Vernunft lehrt, daß, wenn zwei Religionen sich nicht gleich sind und nur eine derselben wahr ist, die andere nothwendig falsch sein müsse, indem zwischen Licht und Finsterniß keine Gemeinschaft Statt finden könne. Gegen diese Frevler sind die Völker zu belehren, ehrwürdige Brüder, daß der katholische Glaube der allein wahre sei, wie schon der Apostel sagt: „Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe" **), und wie Hieronymus spricht, daß Derjenige ein Verlorner sei, der außer diesem Hause ein Lamm esse, wie Alle bei der Sündfluth umkamen, die nicht in der Arche Noah's gewesen waren. Denn „es ist den Menschen kein anderer Name gegeben worden, darinnen wir sollen selig sein, außer Jesu" ***), und „Derjenige, der da glaubet, wird selig werden, wer aber nicht glaubet, der soll verdammt sein" ****). Es bedarf daher auch der Wachsamkeit gegen Diejenigen, welche die heilige Schrift auf eine neue, den heilsamen Vorschriften der Kirche nicht gemäße Weise erklären und nach ihren besondern Ansichten deuten, und auf diese Art in verschiedenen Sprachen verbreiten, indem sie sie mit großen Kosten unter ungebildete Nationen, unentgeldlich für diese, austheilen und ihnen in einzelnen Schriften tödtliches Gift darreichen, während sie aus dem Brunnen heilbringender Weisheit zu schöpfen meinen. Schon zu andern Zeiten ist vom apostolischen Stuhle das Volk der Christen auf den großen Nachtheil, welcher dadurch dem Glauben zugefügt wird, und auf die Urheber dieses Verderbens aufmerksam gemacht worden. Was daher bereits durch das Tridentiner Koncilium und

*) Psalm 136, 7. **) Ephes. 4, 5. ***) Apostelgesch. 4, 12. ****) Marc. 16, 16.

die Congregatio indicis selbst verboten worden ist *), ist wiederholt dem Gedächtnisse zurückzurufen, daß nämlich keine Vulgar-Uebersetzung der Bibel gestattet werden solle, wenn sie nicht vom päpstlichen Stuhle gebilligt worden und mit Anmerkungen der Kirchenväter versehen sei. Denn die Tridentinische Synode hatte, um die Frechheit hierin zu unterdrücken, bestimmt, daß Niemand, in Sachen des Glaubens und der Sitten und in Beziehung auf die christliche Lehre nur seiner eigenen Klugheit vertrauend, die heilige Schrift nach seinen Gedanken erklären oder gegen die Erklärung der heiligen Kirche und der heiligen Väter auslegen solle. Wiewol nun auch aus diesen kanonischen Vorschriften deutlich genug hervorgeht, daß schon früher dergleichen Angriffe auf den katholischen Glauben versucht worden seien, so haben doch auch Unsere, um das Wohl des christlichen Volkes bekümmerten unmittelbaren Vorgänger durch ernstliche apostolische Schreiben solchem Frevel, da sie denselben überall zunehmen sahen, zu begegnen, es sich besonders angelegen sein lassen **). Auch Ihr, ehrwürdige Brüder, wollet daher nicht unterlassen, für den Herrn, bei solcher großen Gefahr für die heilige Lehre, mit diesen Waffen zu kämpfen, damit dies tödliche Gift besonders nicht unter die Unerfahrnen in Eurer Heerde, zu deren Verderben, sich verbreite.

Allein es ist nicht nur Eure Pflicht, diese Verstümmelung der heiligen Schrift nach Kräften zu verhüten, sondern es ist auch besonders nothwendig, auf jene geheimen verderblichen Gesellschaften Acht zu haben, welche, gegen Gott und die Könige feindlich gesinnt, keinen andern Zweck haben, als, mit Unterdrückung des wahren Glaubens, der Kirche Verderben, den Staaten Untergang und über die ganze Erde Zwietracht zu bringen, und dem Laster Thür und Thor zu öffnen. Wie emsig sie auch bemüht seien, das Schändliche solcher Vereine und ihre darin gefaßten Pläne zu verbergen, so verdächtigen sie sich und ihre Zwecke dadurch nur um so mehr, und diese Zwecke haben sich auch, bei der Ungunst der Zeiten, zum größten Nachtheile für Religion und Staaten, nur um so offenbarer ge-

---

*) Reg. 4 Indicis Trid. Conc. und Decr. Ind. 13 Jun. 1737.

**) Unter Andern durch die apostolischen Schreiben Pius VII. an den Erzbischof von Gnesen, vom 1. Juni 1816, an den Erzbischof von Mohilew, vom 3. Sept. 1816.

zeigt. Daher sind auch diese geheimen Sekten, welche Namen sie immer haben mögen, durch apostolische Schreiben Unserer Vorgänger, der Päpste Clemens **XII.**, Benedikt **XIV.**, Pius **VII.**, Leo **XII.**, *) die Wir hiermit, ihrem Inhalte nach, bestätigen, mit dem Anatheme belegt worden; und Wir selbst werden, damit der Kirche und dem Staate aus der Verschwörung solcher Sekten kein Nachtheil erwachse, im Vereine mit Euch fleißig wachen, daß Wir, umgürtet mit den Waffen des Eifers und im gemeinsamen Sinne, unsere oder vielmehr Gottes Sache verfechten und die Angriffe gottloser Menschen zurückweisen.

Wir können ferner bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, von einer dieser geheimen Gesellschaften, die noch nicht seit langer Zeit besteht, besonders zu Euch zu sprechen, von jener Gesellschaft, welche den Zweck hat, die Gemüther der Jugend, die in Gymnasien und Lyceen erzogen wird, zu verderben, und deren Glieder deßhalb besonders bemüht sind, solche Lehrer dazu zu erlangen, die durch gottlose Lehren die Schüler auf Irrwege des Baal leiten, da sie wohl wissen, daß Geist und Sitten der Schüler nach dem Beispiele und den Lehren der Lehrer sich bilden. Auf solche Art ist es geschehen, daß die Frechheit solcher Jünglinge bereits so weit sich verirrt hat, daß sie sich, ohne alle Scheu vor der Religion und ohne Gefühl für Sittlichkeit, die Heiligkeit der reinen Lehre anzutasten und die Rechte der geistlichen und weltlichen Gewalt mit Füßen zu treten, nicht entblöden, daß sie sich einer Schandthat und eines Frevels nicht schämen, daß man in der That von ihnen sagen kann, was Leo der Große sagt **): „Ihr Gesetz ist die Lüge, der Teufel ist ihre Religion und Schandthaten sind das Opfer, welches sie bringen". Solche Uebel suchet von Euren Diöcesen zu entfernen, und alles Euer Ansehen und Eure Macht habt Ihr anzuwenden, damit bei der Wahl der Lehrer nicht sowol auf wissenschaftliche Kenntnisse, als auf Frömmigkeit und Sittlichkeit im Wandel gesehen werde.

---

*) Die Verordnungen Clemens XII.: In eminenti. Benedikt XIV.: Providas. Pius VII.: Ecclesiam a Jesu Christo. Leo XII.: Quo graviora. **) Serm. s. de Ic. jun. X. mens. cap. 4.

Besonders möget Ihr hierauf in den Seminarien mit vermehrter Aufmerksamkeit sehen, da die Sorge für dieselben von den Vätern in Trident uns besonders übertragen worden ist *). Denn aus ihnen sollen Diejenigen hervorgehen, welche, gebildet nach den reinen Lehren des Christenthums und der Kirche, eine solche Gewissenhaftigkeit in Erfüllung des heiligen Dienstes, solche Wissenschaft in Erziehung des Volkes, solchen Ernst im Wandel besitzen, und zeigen, daß durch sie das ihnen übertragene Amt selbst empfohlen und geehrt werde, und daß sie mit Worten der Tugend Diejenigen, die vom Pfade der Gerechtigkeit abgewichen sind, zurückzuführen vermöchten. Und daher verlangen Wir von Eurem Eifer für das Wohl der Kirche, daß Ihr bei der Wahl Derer, denen das Heil der Seelen anvertraut werden soll, alle und jede Sorgfalt anwendet, da von einer weisen Wahl der Pfarrer das Wohl des Volkes vorzüglich abhängt, und da Nichts mehr zum Verderben der Seelen führt, als wenn sie von Solchen geleitet werden, die einzig und allein nur ihren Nutzen, nicht die Sache Jesu Christi befördern wollen, die, ohne die rechte Kenntniß, von jedem Windstoße hin und her getrieben werden und ihre Heerde auf die heilbringende Weide, da sie selbst diese nicht kennen, nicht zu führen vermögen.

Da ferner die verderblichen Bücher, durch welche das Wort der Gottlosen um sich frißt im Körper der Kirche, wie der Krebs **), überall immer mehr überhand nehmen: so wachet über Eure Heerde und scheuet keine Mühe, diese Pest, welche die furchtbarste ist unter allen ansteckenden Krankheiten, von derselben abzuwehren, und ermahnet die Euch anvertrauten Schaafe mit den Worten Unseres sehr heiligen Vorgängers, Pius VII. ***), daß sie nur die Nahrung für heilbringend erachten, nur mit derjenigen sich ernähren, welche die Stimme und der Rath Petri ihnen empfiehlt, daß sie dagegen jede andere Nahrung als schädlich

---

*) Sess. 25. cap. 18. de reform. **) Timoth. 2, 2, 17. ***) In seinem Rundschreiben an alle Bischöfe, das von Venedig datirt ist.

und ansteckend erkennen, welche jene Stimme als solche bezeichnet, und sich vor derselben hüten, auch durch keinen Schein sich verführen und durch keine Lockung sich täuschen lassen.

Besonders glauben Wir auch noch, wie die gegenwärtige Zeit nun einmal ist, Eurer Sorge für das Heil der Seelen empfehlen zu müssen, daß Ihr Eurer Heerde den Glauben an die Heiligkeit der Ehe dergestalt einzuflößen suchet, daß sie Nichts thue, was die Würde dieses vorzüglich heiligen Sakraments antasten uud schmälern könnte, was das reine und unbefleckte Ehebette schändet, was einen Zweifel an der Unauflösbarkeit dieses Verbandes erregen möchte. Und das wird nur dann geschehen, wann das christliche Volk sorgfältig belehrt wird, daß die Ehe nicht allein nach menschlichen, sondern nach göttlichen Gesetzen beurtheilt, daß sie nicht den weltlichen, sondern den göttlichen Dingen beigezählt, folglich nur der Kirche untergeordnet werden dürfe und müsse. Denn wenn die eheliche Verbindung früher keinen andern Zweck, als die Fortpflanzung des Geschlechts hatte, so zielt sie nun, durch die Gnade Christi mit der Würde des Sakramentes und mit himmlischen Gaben ausgestattet, weniger darauf hin, daß Kinder erzeugt, als daß dieselben für Gott und die göttliche Religion erzogen werden, so daß solchergestalt die Ehe nur zur Fortpflanzung der Verehrer des einzig wahren Gottes bestimmt zu sein scheint. Denn es ist bekannt, daß durch diese Verbindung, deren Vermittler Gott ist, die beständige und innigste Vereinigung Christi mit seiner Kirche bezeichnet werde, und daß diese enge Verbindung zwischen Mann und Frau ein Sakrament, das heißt, ein heiliges Zeugniß der unvergänglichen Liebe Christi zu seiner Braut sei. Es ist demnach nöthig *), daß die Völker belehrt werden, was durch Vorschriften der Kirche und Beschlüsse der Koncilien erlaubt und verboten wird, damit sie Das, was das Wesen des Sakraments fordert, thun und verrichten, Dasjenige aber, was die Kirche untersagt, unterlassen; und Wir erwarten daher auch von Eurer Frömmigkeit, Gelehrsamkeit und Wachsamkeit, daß Ihr Dies vor Allem die Völker lehret.

---

*) Man sehe in dem Röm. Katechismus den Abschnitt von der Ehe.

Ihr habet nun hier vernommen, ehrwürdige Brüder, was Uns in gegenwärtiger Zeit mit Schmerz erfüllt, Uns, die Wir Unsern Eifer über das ganze Haus Christi erstrecken. Zwar gibt es außerdem noch Anderes und nicht minder Wichtiges, was indeß zu weitläufig wäre, hier zu erwähnen, und was Euch auch nicht unbekannt ist. Sollen Wir, bei so betrübtem Zustande der christlichen Kirche, Unsere Stimme unterdrücken? Sollen Wir, um irdischer Rücksichten willen oder aus Nachlässigkeit, es mit Stillschweigen ertragen, daß das Gewand des Erlösers Christi, welches nicht einmal die Söldlinge, die ihn an's Kreuz schlugen, zu theilen wagten, zerrissen wird? Nein, Theuerste! Das möge doch nie geschehen, daß der vom Verderben heimgesuchten Heerde die Sorge des liebevollen, aufmerksamen Hirten fehle! Wir sind zwar auch überzeugt, daß Ihr mehr noch, als Wir hier geschrieben haben, thun und zur Erhaltung, Erweiterung und Vertheidigung der angestammten Religion durch Lehre, Rath und That auf alle Weise thätig sein werdet. Aber gleichwol sehen Wir Uns, bei so trauriger Lage der Dinge, besonders veranlaßt, inständig und wiederholt darum zu flehen, daß Gott den Kummer Israels heilen, daß die heilige Religion überall blühen und das wahre Glück der Völker bestehen, daß der Herr die Zeiten Unserer Regierung gnädig ansehen und, die Hirten seiner Schafe zu behüten, dieselben würdigen möge. Die erhabenen, hochherzigen Fürsten aber mögen Unsere Bemühungen begünstigen, und Der, welcher ihnen ein gelehriges Gemüth, damit sie ihre Rechtfertigung nicht unterlassen, gegeben hat, möge sie mit neuem Zuwachse seiner heiligen Kraft beschenken, auf daß sie mit Eifer Alles thun, was der leidenden Kirche förderlich und heilsam ist! Das bitten Wir demüthig von der allerheiligsten Mutter Gottes, Maria, die allein, wie Wir bekennen, alle Ketzereien vertilgt hat! Das flehen Wir von dem Fürsten der Apostel, Petrus, und seinem Mitapostel Paulus, daß sie es nicht geschehen lassen wollen, daß Wir, gegründet auf den Fels des katholischen Glaubens, von Trübsal und Jammer heimgesucht werden, und Wir bitten dazu um den Beistand des Fürsten der Hirten, des Herrn Jesus Christus, von welchem Wir endlich auch Euch und den Euch anvertrauten Heerden die reichsten Gaben des Friedens und der Freude erbitten, indem Wir Euch, als Unterpfand Un-

ſerer Geſinnungen, Unſern apoſtoliſchen Segen liebevoll ertheilen.

Gegeben zu Rom beim heil. Petrus, am 24ſten Mai 1829, im erſten Jahre Unſerer päpſtlichen Regierung.

Schneeberg,

Gedruckt in der J. Müller'ſchen Buchdruckerei.

Werner

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Humbold, Robert

Die Lutherbrille für Vergangenheit und Gegenwart oder Kampf und Sieg in Bezug auf Papismus, Jesuitismus, Rationalismus und Absolutismus zur Ermunterung der Trägen, zur Bevestigung der Wankenden zur Beruhigung der Verzagten hrsg
Bd.: 1. Kampf

Leipzig 1833

Polem. 1354 q-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10774317-5